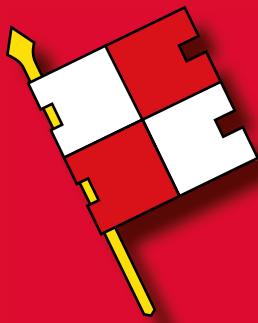


Frankenland



Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur

71. Jahrgang
2019
Heft 1 März



In diesem Heft:

Stephan Altensleben
Das Radkreuz von Untereuerheim

Norbert Ruß
Professor Franz Brochier.
Architekt König Ludwigs II.

Martin Weichmann
90 Jahre Bergwaldtheater
Weißenburg



Frankenland

Frankenbund e.V. • Stephanstraße 1 • 97070 Würzburg
ISSN 0015–9905

Veranstaltungshinweise:

- Mainschifffahrt von Ochsenfurt nach Kitzingen
am 28. Juni 2019; Infos in diesem Heft auf Seite 63

- Orgelwanderung in und um Ostheim vor der Rhön
am 15. Juni 2019; Infos in diesem Heft auf Seite 65

Der *FRANKENBUND* e.V. ist eine Vereinigung mit dem Ziel, die kulturellen Werte in Franken bewußt zu machen und die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Landes- und Volkskunde, der Kunst und Geschichte zu verbreiten. Er will die fränkische Eigenart in Sprache und Kunst, Sitte und Brauch pflegen und das Verständnis für die kulturelle Entwicklung Frankens fördern. Der *FRANKENBUND* unterstützt alle Bestrebungen einer aktiven Kultur- und Heimatpflege.

Zur Zeit gehören dem *FRANKENBUND* 33 Gruppen mit insgesamt über 7.100 Mitgliedern an (Stand Frühjahr 2019).

1. Bundesvorsitzender: Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken, Würzburg.

2. Bundesvorsitzender: Professor Dr. Werner K. Blessing,
Professor i.R. für Neuere Geschichte und Landesgeschichte,
Universität Erlangen-Nürnberg.

Zur Bundesleitung gehören ferner:

Stellvertretender Bundesvorsitzender: Siegfried Stengel, Stegaurach; Stellvertretende Bundesvorsitzende: Dr. Andrea Thurnwald, Rothenburg o.d. Tauber; Bundesschatzmeister: Peter Feuerbach, Volkach; Stellvertretender Bundesschatzmeister: Peter Wesselowsky, Ochsenfurt; Bundesgeschäftsführerin: Dr. Christina Bergerhausen, Kleinrinderfeld; Schriftleiter: Dr. Peter A. Süß M.A., Würzburg; Stellvertretende Schriftleiterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Fürth.

Bezirksvorsitzender für Oberfranken: Bernd Nägel, Effeltrich; Stellvertreter: Christian Porsch, Bayreuth; Bezirksvorsitzende für Mittelfranken: Evelyn Gillmeister-Geisenhof, Weißenburg i.Bay.; Stellvertreter: Hartmut Schötz, Ansbach; Bezirksvorsitzender für Unterfranken: Universitätsprofessor Dr. Helmut Flachenecker, Würzburg, Stellvertreterin: Dr. Birgit Speckle M.A., Würzburg; Bezirksvorsitzender für Südthüringen: Alfred Hochstrate, Haina; weiteres Mitglied: Klaus-Peter Gäbelein, Herzogenaurach.

Aktivitäten der Gruppen vor Ort
sind unter folgender Anschrift im Internet zu erfahren:
www.frankenbund.de

Bundesgeschäftsstelle:
Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,
Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06.
E-Mail: info@frankenbund.de,
Bankverbindung: Sparkasse Mainfranken,
IBAN: DE67790500000042001487, BIC: BYLADEM1SWU.

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte, Kunst und Kultur

Neue Folge der Zeitschrift *FRANKENLAND* 1914–1922

Heft 1 / 2019 / 71. Jahrgang

Die Zeitschrift *FRANKENLAND* erscheint fünfmal im Jahr mit einer Auflage von 3.500 Exemplaren pro Ausgabe (Stand Frühjahr 2019) in ganz Franken, Südhüringen und Tauberfranken. Herausgegeben und verlegt wird sie vom *FRANKENBUND* e.V. Für *FRANKENBUND*-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Weitere Exemplare der Zeitschrift können jederzeit über die Bundesgeschäftsstelle des *FRANKENBUND*s (Adresse siehe dritte Umschlagseite) käuflich erworben werden. Das *FRANKENLAND*-Heft wird zum Stückpreis von 5,00 € zzgl. Versandkosten per Post geliefert (bei ein bis zwei Heften beträgt die Versandgebühr 2,50 €). Autoren erhalten das Heft zum Sonderpreis von 2,50 € zzgl. Versandkosten.

Schriftleitung

Dr. Peter A. Süß M.A., Am Galgenberg 14, 97074 Würzburg, Tel. Nr.: 0931/61 17 30,
E-Mail: schriftleitung@frankenbund.de.

Stellvertreterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth,
Tel. Nr. 0911/ 97 32 776.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das *FRANKENLAND* sind bitte an die Adresse der Schriftleitung zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge können nur angenommen werden, wenn sie in digitalisierter Form abgegeben werden. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im *FRANKENLAND* die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels. Beiträge sind nach den veröffentlichten Autorenrichtlinien der Zeitschrift abzufassen (<http://www.frankenbund-wuerzburg.de/Autorenrichtlinien/Autorenrichtlinien.pdf>).

Redaktionsschluß ist immer der 15. Tag des Monats vor dem Erscheinungsmonat (d.h., am 15. Februar, 15. Mai, 15. August bzw. 15. November). Für das Sonderheft wird der Termin den Autoren gesondert mitgeteilt.

Fachberater der Schriftleitung

Prof. Dr. Dieter J. Weiß (Universität München), Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen), Prof. Dr. Helmut Flachenecker (Universität Würzburg), Prof. Dr. Günther Dippold (Universität Bamberg), Dr. Matthias Wagner (Universität Würzburg).

Satz und Layout:

Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Roesch M.A.,
Gertrud-von-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg,
Tel. Nr.: 0931/8041010, E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de.

Druck und Herstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,
Tel. Nr. 0931/2 76 24, Telefax Nr. 0931/2 76 25,
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de.

INHALT

Geschichte

Stephan Almensleben

Das Radkreuz von Untereuerheim und seine Verwandtschaft oder: Sind Rad- und Scheibenkreuze Zeichen kirchlicher Gottesfriedensgerichte?	3
--	---

Kunst

Norbert Ruf

Professor Franz Brochier. Direktor der Königlichen Kunstgewerbeschule Nürnberg, Architekt König Ludwigs II. von Bayern, des Münchener und des Bamberger Kunstgewerbevereins	25
---	----

Kultur

Martin Weichmann

90 Jahre Bergwaldtheater Weißenburg. Ein Beitrag zur wechselvollen Geschichte der traditionsreichen Aufführungsstätte	38
---	----

Erich Wimmer

In memoriam Dieter Harmening (1937–2016). Erinnerungen zum Gedenken an den Freund und Kollegen am Institut für deutsche Philologie der Universität Würzburg	47
Korrektur zum Themenheft 2018: „Fränkische Dialekte“	52

Aktuelles

Sonderausstellung „Vielfalt in der Einheit – Zisterziensische Klosterlandschaften in Mitteleuropa“ im Kirchenburgmuseum Mönchsondheim	53
---	----

Jubiläumsjahr: 800 Jahre Deutscher Orden in Mergentheim	54
---	----

Gerolzhofens neue Bühne: Das Theaterhaus	56
--	----

Bücher zu fränkischen Themen	58
---	----

Frankenbund intern

Auch in diesem Jahr: Unsere beliebte Mainschifffahrt	63
--	----

Anmeldeformular zur Mainschifffahrt	64
---	----

Orgelwanderung in und um Ostheim vor der Rhön am 15. Juni 2019	65
--	----

Manfred Schneider

Kurzporträt: Geschichts- und Heimatverein Kreuzwertheim e.V.	66
---	----

Der Heimatpreis Bayern ging an den Heimatverein Herzogenaurach	67
--	----

Christina Bergerhausen

Großrinderfeld und Ilmspan haben einen neuen Kirchenführer	68
--	----

Josef Kern

Nachruf auf Gunter Ullrich (1925 – 2018)	69
--	----

Unser Bundesfreund Theobald Stangl wurde 80 Jahre alt!	71
--	----

Alexander von Papp †

Die fränkische Heimat näherbringen	72
--	----

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Stephan Altensleben	Ass. iur., Regierungspräsident i.R. Enoch-Widman-Straße 103, 95028 Hof s.altensleben@gmx.de
Prof. Dr. Josef Kern	Honorarprofessor am Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg drjosefkern@aol.com
Dr. Peter Kolb	Ltd. Regierungsdirektor i.R. Felix-Dahn-Straße 6, 97072 Würzburg peterkolb@kolb-architektur.de
Dr. Alexander von Papp †	freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker alexander@vonpapp.de
Dr. Norbert Ruß	Facharzt für Allgemeinmedizin i.R. Schützenstraße 1, 96047 Bamberg dr.norbert.russ@t-online.de
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Regierungsdirektor Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Manfred Schneider	1. Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Kreuzwertheim e.V. Kaffelsteinweg 1 b, 97892 Kreuzwertheim maschn-kwh@t-online.de
Robert Unterburger	Archivpfleger des Landkreises Roth Johannisstraße 8, 90584 Allersberg unterburger-allersberg@t-online.de
Dr. Martin Weichmann	Arzt, Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe Weißenburg Römerbrunnenweg 33, 91781 Weißenburg DrWeichmann@aol.com
Dr. Erich Wimmer	Akademischer Direktor i.R., Volkskundler, Germanist Silcherstraße 38, 97074 Würzburg ejwimmer@googlemail.com

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Stephan Altensleben

Das Radkreuz von Untereuerheim und seine Verwandtschaft oder: Sind Rad- und Scheibenkreuze Zeichen kirchlicher Gottesfriedensgerichte?

Steinkreuze in der Form von sog. Rad- und Scheibenkreuzen werden allgemein zu den Sühnekreuzen gezählt, deren Setzung im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit in Verträgen über die Sühne von Totschlagstaten vereinbart wurde. Nähere Untersuchungen zu dieser Art von Kreuzen gibt es allerdings nicht. Am Beispiel des Radkreuzes von Untereuerheim bei Schweinfurt wird nun anhand von rechtsikonographischen, volkskundlichen und philologischen Argumenten ein neuer Deutungsversuch mit einem überraschenden Ergebnis unternommen.

In Untereuerheim am Main, einem Ortsteil von Grettstadt/Ufr. steht neben dem Eingang zum Kirchhof ein Rad- und Scheibenkreuz aus rotem Sandstein mit einem Durchmesser von 78 cm (Abb. 1).¹



Abb. 1: Das Radkreuz von Untereuerheim (Rückseite).
Photo: © Ruth Volz, 2011.

Das Kreuz steht auf einem sich nach unten verbreiternden Fuß. Die jetzige Vorderseite zeigt ein griechisches Balkenkreuz im Ring, in das eine sog. Pflugreute eingeritzt ist. Ein erhaben ausgearbeitetes Tatzenkreuz auf der Rückseite, die eigentlich die Vorderseite ist, zeigt starke Verwitterungsspuren (Abb. 2). Das Steinkreuz stand einst südlich von Untereuerheim auf einer Ödfläche am Rande der Flur „Unterer Hohn“ (mundartlich „Hua“), wo der alte Kirchenweg nach Obereuerheim einen Hohlweg bildete (Abb. 3).² Dort wurde es 1933 oder kurz vorher fotografiert (Abb. 4). Wegen der starken Verwitterung im oberen Bereich wird das Kreuz lange Zeit nur mit diesem Teil aus dem Erdreich herausgeragt haben. Bei der Erschließung des Untereuerheimer Baugebiets „Ober- und Unterhohn-Südwest“ in den Jahren 1976/1977 wurde das Kreuz entfernt und vor dem Kirchhof aufgestellt. An seinem früheren Standort befin-



Abb. 2: Das Radkreuz von Untereuerheim (Vorderseite). Photo: © Gemeinde Grettstadt, ca. 1980.

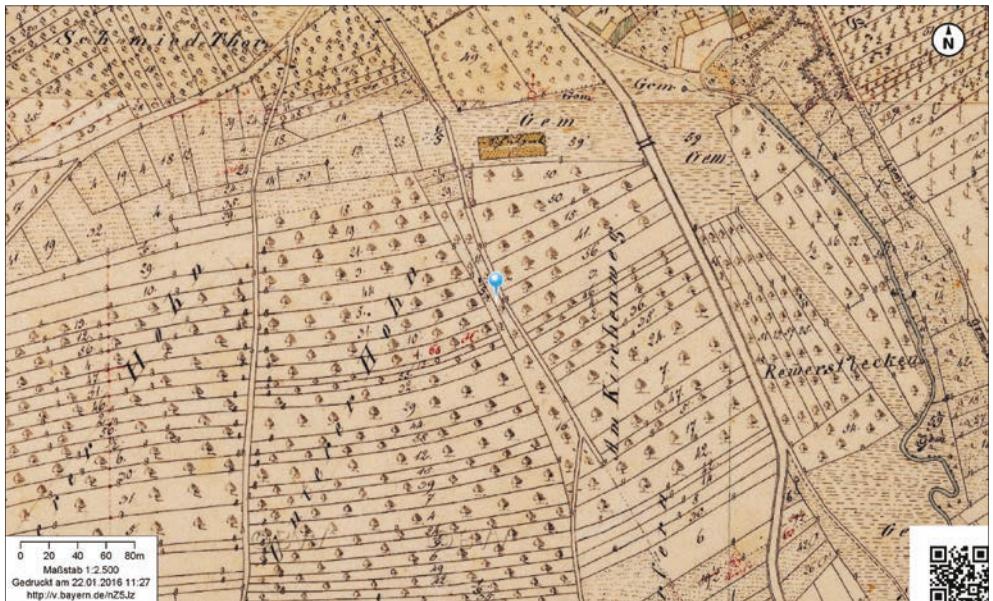


Abb. 3: Flurkarte von Untereuerheim der bayerischen Uraufnahme (1808-64).

Photo: © Bayerische Vermessungsverwaltung.



Abb. 4: Das Radkreuz von Untereuerheim am Unterer Hohn (Rückseite).

Photo, aus: Luckwald: Vom Ringkreuz, 1933.

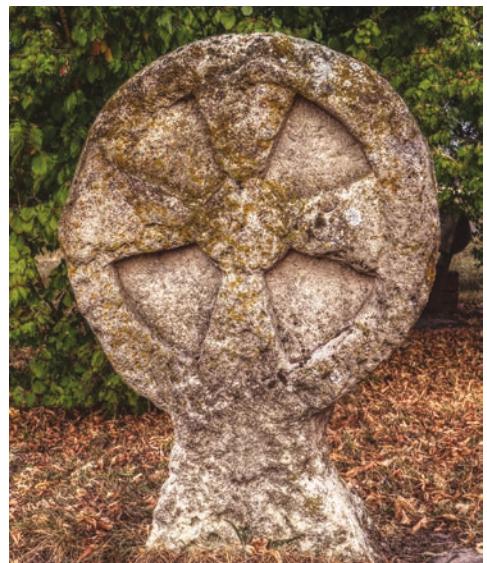


Abb. 5: Das Radkreuz von Stettfeld (Rückseite),

Photo: © Wikimedia Commons

(Stephan van Helden), 2015.

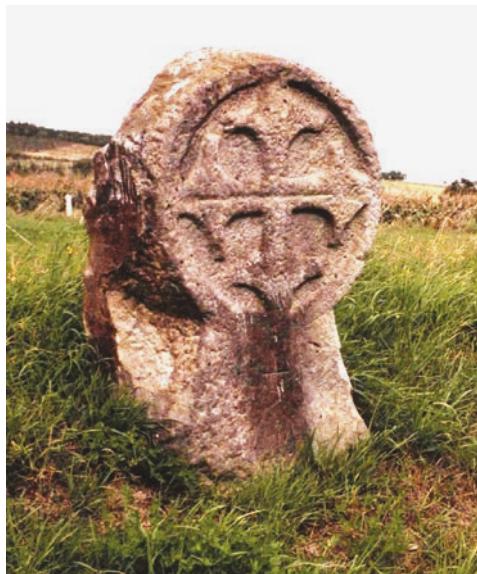


Abb. 6: Das Radkreuz von Großröhrsdorf/Osterzgebirge.
Photo: © Wikipedia Commons
(Norbert Kaiser), 2007.

det sich jetzt die Garage des Anwesens Kirchenweg 12. Störten Steinkreuze am Aufstellungs- oder Fundort in der Feldflur, wurden sie meist an den Wegesrand, an den Ortsrand oder – wie hier – an Kirchen und Kirchhöfe versetzt.

Über die Bedeutung des Untereuerheimer Kreuzes ist nichts bekannt. Es gehört zu einer Art von Steinkreuzen, die vereinzelt z.B. im Gebiet des Bistums Würzburg nach 1007, häufiger jedoch in den alten Bistümern Hildesheim, Minden, Paderborn, Halberstadt und im nördlichen Teil des Bistums Mainz vorkommen. Auf steinernen Rad- und Scheibenkreuzen sowie auf ebensolchen Kreuzsteinen sind nicht nur griechische Balkenkreuze, sondern auch Tatzenkreuze (Abb. 5) und gotische Nasenkreuze (Abb. 6) abgebildet. Sie haben die Form von Weihe- oder Apostelkreuzen (lat. *crux signata*), die in der nicht-



Abb. 7: Rad- und Scheibenkreuze aus Baraigne/Okzitanien.
Photo: © Wikiwand
(Serge Delestain), 2006.



Abb. 8: Weihekreuz auf dem Tympanon der Klosterkirche Münchaurach.
Photo: © Wikipedia Commons
(Robert Pietschmann), 2012.



Abb. 9: Weihekreuz in der Kirche von Obbornhofen.
Photo: © Wikimedia Commons
(Cherubino), 2014.



Abb. 10: Weihekreuz in der St. Marienkirche in Greifswald. Photo: © Wikimedia Commons (Skäpperöd), 2009.

christlichen Antike als Symbol der Sonne, des Sonnengottes und als Schutzzeichen, in der christlichen Antike als Symbol des Christengottes und als Segenszeichen auf Gebrauchsgegenständen und Sarkophagen bekannt sind.³

Die ältesten der großen Rad- und Scheibenkreuze dürften aus dem südfranzösischen Okzitanien, dem Land zwischen Pyrenäen und Rhône, stammen, wo sie mit und ohne Standbein als Grabsteine an Kirchen und auf Kirchhöfen auftreten

(Abb. 7). Das gilt auch für Rad- und Scheibenkreuze in Skandinavien und das von dort beeinflusste Baltikum. Kleine Kreuze im Kreis oder Ring findet man als Weihekreuze an romanischen und gotischen Kirchen, z.B. am Tympanon der Prioratskirche St. Pierre (11./12. Jhd.) im Weiler Rhédes, Ortsteil von Lamilou les Bains/ Languedoc und am Tympanon der Klosterkirche von Münchaurach (1123–39) (Abb. 8) bei Herzogenaurach/Mfr., im Inneren der Kirche von Obbornhofen (13. Jhd.), Ortsteil von Hungen/Mittelhessen (Abb. 9) oder unter einem Wandgemälde in der Marienkirche von Greifswald (15. Jhd.) (Abb. 10).

Wie ihr Name schon sagt, zeigen die Kreuze die Weihe des Gotteshauses an. Die Weihe ist der kirchenrechtliche Akt, mit dem das Kirchengebäude seine Zweckbestimmung erhält. Nach dem Decretum Gratiani, dem ältesten Teil des Kirchengesetzbuches Codex Iuris Canonici (um 1140), durfte sie, wenn es der Papst nicht selber tat, nur mit seiner Zustimmung vorgenommen werden.⁴ Weihekreuze im Chor von Kirchen sollten entsprechend der Zahl der Apostel zwölf sein. Außer einfachen Kreuzen wurden auch Weihekreuze in Altäre geritzt, wie man auf der Altar-



Abb. 11: Weihekreuz auf der Altarplatte der Bergstedter Kirche. Photo: © Wikipedia (Dirtsc), 2012.



Abb. 12: Türsturz an der Kirche St. Maria in Kotor/Montenegro. Photo: © Stephan Altensleben, 2012.

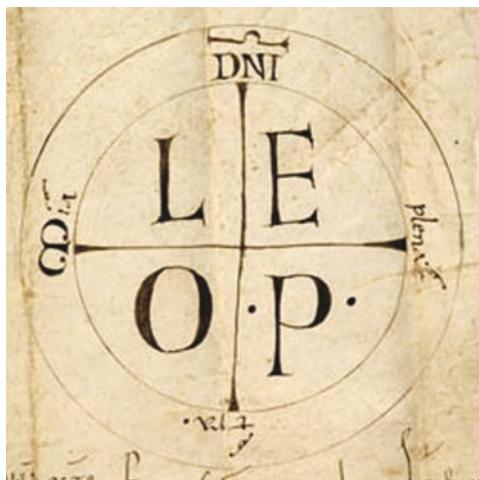


Abb. 13: Rota des Papstes Leo IX. (1049–54).
Photo: © Vatikanisches Geheimarchiv.

platte der Bergstedter Kirche (spätes 12. Jhd.) in Hamburg sehen kann (Abb. 11). Zu dem von der katholischen Kirche geübten Weiheritus bei Kirchen gehört, dass der Bischof mit seinem Stab auf dem Türsturz des Eingangsportals und am Altar das Kreuzzeichen macht, um alles Teufelsche oder Böse fernzuhalten.⁵ Dabei wird das Gebäude unter den Schutz Gottes gestellt. In der Spätantike herrschte noch die Vorstellung, dass Gott in dem geweihten

Haus anwesend ist. Eine Inschrift auf einem Türsturz in Herake/Syrien aus dem 5. bis 7. Jahrhundert lautet: „*Unser Herr Jesus Christos, der Sohn Gottes und des Logos Gottes wohnt hier, dass nicht eintrete das Übel.*“⁶ Die alte lateinische Weiheformel für eine Kirche heißt *pax huic domui*, Friede (sei) diesem Hause.⁷

Auf dem Türsturz des Seiteneingangs der Kirche St. Maria in Kotor/Montenegro, dem alten Cattaro aus dem Jahr 1221 steht deshalb neben einem Tatzenkreuz im Ring als Weihekreuz auf Lateinisch: „*Friede den Eintretenden, Schutz den Herausgehenden*“ (Abb. 12). Nach Art. 9 § 3 des Sächsischen Weichbildrechts (1241–69/1257–61) und der dazu verfassten Glossa (14. Jhd., vor 1387) ist in die Weihe einer Kirche der Gottesfriede (*pax dei*) als besonderer kirchenrechtlicher Schutz des Gebäudes samt den darin befindlichen Sachen und Menschen eingeschlossen.⁸ Deshalb ist das Weihekreuz zugleich das Zeichen des Gottesfriedens.

Eine bedeutende Gottesfriedensbewegung entstand Ende des 10. Jahrhunderts in Okzitanien wegen der dortigen anarchischen Verhältnisse auf Initiative der Bischöfe und Äbte und verbreitete sich in ganz Frankreich, über die iberische Halb-

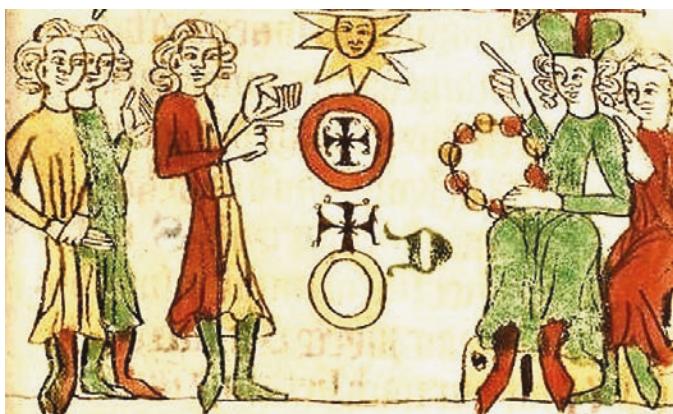


Abb. 14: Tagung des Gerichts an Friedenstagen.
Heidelberger Bilderhandschrift des Sachsenpiegel.
Photo: © Universitätsbibliothek Heidelberg.



Abb. 15: Tagung des Gerichts an Friedenstagen. Oldenburger Bilderhandschrift des Sachsenpiegels, aus: Landesbibliothek Oldenburg, Cim 410 I, fol 40v und 22v. Leihgabe der Niedersächsischen Sparkassenstiftung.

Photo: © Niedersächsische Sparkassenstiftung.

insel und Italien sowie ab dem 11. Jahrhundert im Heiligen Römischen Reich.⁹ Durch eidliche Verpflichtung wurde der gewalttätige Adel zum Frieden angehalten. Bei der Verfügung des Gottesfriedens wurde auf die älteren Traditionen der germanischen Volks- und Stammesrechte (6.–9. Jhd.), der karolingischen Kapitularien und der kirchlichen Konzilien dieser Zeit zurückgegriffen.¹⁰ Von den weltlichen Herrschern wurde der Gottesfriede übernommen und als Landfriede erlassen. Kirchliche und weltliche Herrschaft wollten da-

mit gemeinsam die allgegenwärtige Gewalt im Land bekämpfen und so den Frieden wiederherstellen. In Art. 9 § 3 des Sächsischen Weichbildrechts und in der dazugehörigen Glossierung wird der Gottesfriede als St. Petersfriede (*pax sancti Petri*) bezeichnet.¹¹ Der Name leitet sich vermutlich von einem Verweis im Weichbildrecht auf das Decretum Gratiani als päpstlichem Recht her. Das Weihekruz als sein äußeres Zeichen wird auch päpstliches Kreuz genannt, weil es ein frühes päpstliches Hoheitszeichen ist. Auf einem Bild aus Nürnberg aus der Zeit um 1365, das Papst Innocenz IV. (um 1195–1254) mit der hl. Klara zeigt, sind auf der päpstlichen Mitra deshalb griechische Kreuze im Kreis zu sehen. Die Rota (lat.: Rad), ein Kreuz in zwei konzentrischen Kreisen ist seit Papst Leo IX. (1049–54) Teil der päpstlichen Unterschrift unter der Erteilung von Privilegien und auf Konsistorialbullen (Abb. 13). In der Heidelberger (um 1300) (Abb. 14), der Oldenburger (1336) (Abb. 15) und der Dresdner (um 1350) Bilderhandschrift des Sachsenpiegels dagegen ist das Tatzenkreuz im Ring oder Kreis das Zeichen des von der Kirche verfügten Gottesfriedens an bestimmten Tagen (*treuga dei*).¹² Von dem zeitlich unbeschränkten, älteren Gottesfrieden (*pax dei*) waren schon alle kirchlichen Gebäude, Friedhöfe und Klöster, nach dem Sächsischen Weichbildrecht auch kirchliche Orts- und Marktgründungsplätze geschützt.¹³ Fand am Marktkreuz das Marktgericht statt, erstreckte sich der Gottesfriede ebenfalls darauf.¹⁴ Wie auch die altrömischen Gerichtsplätze und die der Germanen und Kelten unter dem Schutz einer Gottheit standen, wurden die Gerichtsplätze in christlicher Zeit durch den sakralen Akt der Gerichtshegung unter den heiligen Dingfrieden, d.h., unter den

Schutz Gottes gestellt.¹⁵ Nicht nur bei der Weihe von Kirchen auch bei der Gründung von Dörfern, Märkten und Städten wurde in einem kirchlichen Weiheakt ein Kreuz gesetzt.¹⁶ Kommen auf Gerichtssteinen Kreuze im Kreis oder Ring vor, zeigen sie deshalb den Gottesfrieden einer kirchlichen Gerichtsstätte an.¹⁷

Im Gebiet des alten Römischen Reiches waren Gerichtskreuze auf Säulen mit einem stufenförmigen Unterbau üblich. Radkreuze mit ausgebrochenen Kreissegmenten auf Säulen kommen vor allem in der Region Molise/Unteritalien als Stufenkreuze vor. Sie standen ursprünglich meist an Kirchen und Klöstern. In dem im 12. Jahrhundert gegründeten Städtchen Roccamandolfi im Apennin steht ein solches Kreuz auf einer Säule nahe der Kirche in einer mittelalterlichen, offenen Halle, die im Nachhinein für das Kreuz errichtet wurde

(Abb. 16).¹⁸ Sie hat das Aussehen einer Gerichtshalle mit umlaufender Schöffensbank (ital. *loggia di giustizia*), die im deutschsprachigen Raum Gerichtslaube genannt wird. Die Bilder des richtenden und des gekreuzigten Christus auf dem Radkreuz vermitteln biblische Botschaften: Der richtende Christus des Jüngsten Gerichts hebt die rechte Hand mit einer Verkündungsgeste. In der Linken hält er das Buch des Lebens aus der Offenbarung des Johannes. Darin sind die gottgefälligen Menschen verzeichnet. Wie auf den im deutschen Sprachraum später üblichen Weltgerichtsbildern blickt er auf die Schöffen und mahnt sie zum gerechten Urteil (Abb. 17). Der gekreuzigte Christus im Blickfeld des Angeklagten dagegen zeigt ihm, dass er sich auch für ihn geopfert hat und Hoffnung besteht, dass er ihn beim Jüngsten Gericht gnädig beurteilen wird (Abb. 18). Der Ty-



Abb. 16: Gerichtslaube in Roccamandolfi/Molise.
Photo: © Franco Valente.



Abb. 17: Das Radkreuz (Rückseite) in Roccamandolfi.
Photo: © Franco Valente.



Abb. 18: Das Radkreuz (Vorderseite) in Roccamandolfi.
Photo: © Franco Valente.

pus des Weltgerichtsbildes (*majestas domini*) kommt seit dem 5. Jahrhundert vor. Das Radkreuz von Roccamandolfi wird aus der Zeit vor 1200 stammen, da der gekreuzigte Christus nicht als Leidender, sondern als Sieger über den Tod dargestellt ist.

Es zeigt, dass dort ursprünglich ein unter Gottesfrieden stehendes Gericht der Kirche zusammentrat und zwar schon bevor die lombardischen Grafen von Bojano in der Burg über der Stadt in der offenen Halle Gericht hielten. Die an der Loggia und an dem Radkreuz nachträglich angebrachten Wappen weisen auf sie und ihre Nachfolger hin.

In Frankreich sind Radkreuze auf Säulen als Marktkreuze bekannt, z.B. in Auzances/Creuse, in Mustier-Ventadour/Corrèze (*croix du bourg*), in St. Antonin-Noble-Val (*croix du marché couvert* mit einem Kruzifix, 15. Jhd.) und in Omerville/Île de France (*croix [de] fromage*, Käsekreuz, 13. Jhd.).¹⁹ Das Käsekreuz in Omerville steht gegenüber der ehemaligen Kommende, dem Verwaltungsgebäude des Templerordens (ab 1212) (Abb. 19). Es besteht aus einer Stele aus vorchristlicher Zeit, auf die ein ausgebrochenes Radkreuz montiert ist,



Abb. 19: Kreuzstele vor der Templer-Kommende in Omerville/Île de France.
Photo: © Wikimedia Commons (Nitot), 2009.



Abb. 20: Das Radkreuz von Eldagsen.
Photo aus: Müller/Baumann:
Kreuzsteine und Steinkreuze, 1988.

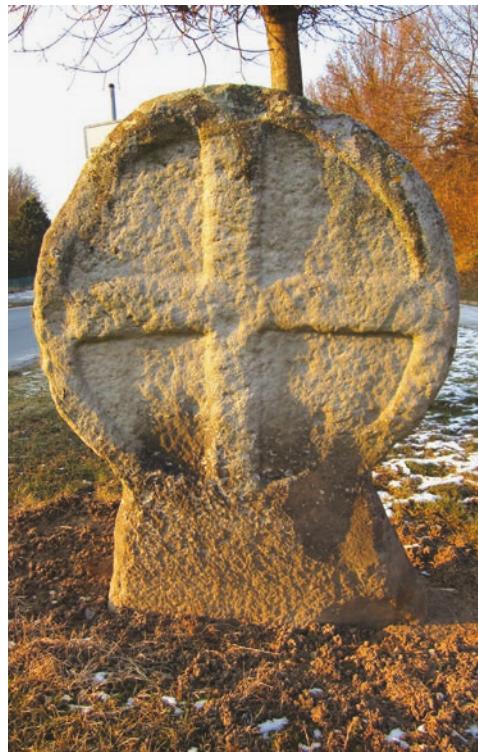


Abb. 21: Das Radkreuz von Elze.
Photo: © Werner Beermann, 2013.

und einem Auftrittsstein. An einer Wegegabelung vor dem Dorf La Chapelle-Saint-Jean in der Dordogne (im 12. Jhd. als *Ecclesia Sancti Johannis* erwähnt) steht ein ebensolches Kreuz als Nachbildung. Es könnte ursprünglich nicht nur ein Wegekreuz, sondern auch ein kirchliches Straßengerichtskreuz gewesen sein, denn schon in der *Lex Ribuaria*, dem Recht der an Mosel und Mittelrhein siedelnden Franken von 613/625, aber auch später im französischen, normannischen, englischen und deutschen Recht werden Gerichte an Straßenkreuzungen genannt.²⁰

Im nicht-römischen Deutschland kommen inschriftenlose Rad- und Scheiben-

kreuze mit und ohne Standbein oder auf Kreuzsteinen an Gerichtsplätzen von Bistümern, Orden und Stiften vor. Die Diözesen, die Verwaltungsbezirke der Bistümer waren in Archidiakonate eingeteilt. In ihren Zentren mit den Mutterkirchen fand schon seit dem 9. bis 10. Jahrhundert das bischöfliche Sendgericht statt, das seit dem 10. Jahrhundert von Archidiakonen als Richtern nach kirchlichem Recht geleitet wurde.²¹ Gerichtsorte waren zuerst die Kirchen der Urpfarreien, nach Einführung der Archidiakonate dann die Diakonatssitze und der Bischofssitz.²² Die Archidiakonatsbezirke im Bistum Hildesheim wurden nach den Kirchspielen gebildet.²³ 1068 hat-

te Kaiser Heinrich IV. dem Bistum Hildesheim die Grafschaftsrechte in den Gauen Guddingo (Gudingau) und Aringo (Aringau) übertragen, mit denen der Bischof nun auch die weltliche Gerichtsbarkeit, die sog. Vogtei ausüben oder andere damit belehnen konnte (sog. Bischofsbann).²⁴ Zum Gudingau gehörten u.a. die Archidiakonate Eldagsen und Elze. Mit dem Aufkommen der Gogerichtsbarkeit war der Sitz des Archidiakonats zugleich auch der Sitz des Gogerichts oder Godings als Hoch- oder Blutgericht.²⁵

Nach den Untersuchungen von Karl Kroeschell entstanden die sächsischen Go- und die fränkischen Zentgerichte im Zuge der Landfriedensbewegung des späten 11. Jahrhunderts als regionale Gottes- und Landfriedensgerichte der Wehr- und Gerichtsgemeinde freier Männer.²⁶ Sie haben Ähnlichkeit mit den älteren kirchlichen Sendgerichten, hatten einen Go- bzw. Zentgrafen als Richter, ursprünglich zwölf Schöffen als Urteiler und konnten Todes- und Verstümmelungsstrafen standesunabhängig gegen jedermann verhängen.

Als Gogerichtsplätze wurden wahrscheinlich die alten Plätze der regionalen Hochgerichte (*placita provincialia*) weitergenutzt. Sie lagen in der freien Landschaft, gern auf Anhöhen. Die Hinrichtungsstätte befand sich in aller Regel nicht am Ort der Gerichtsstätte, aber doch in erreichbarer Nähe.²⁷

Alte kirchliche Gogerichtsstätten sind von den Archidiakonatssitzen Eldagsen (Ortsteil von Springe) und von Elze bekannt. In der Eldagsener Flur hat es im Laufe der Zeit verschiedene Gerichtsplätze gegeben, z.B. am „Sichter“, einem ehemaligen Wälzchen nördlich des Ortes und am „Godinghberg“ oder „Goetzeberg“; in der Feldmark am Gallfeld östlich des Ortes oder unweit des Kreuzkampes in der Nähe des Galgens wurde ein Alexanderkreuz genanntes Scheibenkreuz gefunden (Abb. 20).²⁸ Beide Standorte lagen nahe bei einander an der Straße nach Alferde. Das Gallfeld hat seinen Namen vermutlich von dem mittelhochdeutschen Wort *gal* (Ruf), weil dort der seit dem frühen Mittelalter übliche Ruf zum Gericht erhoben

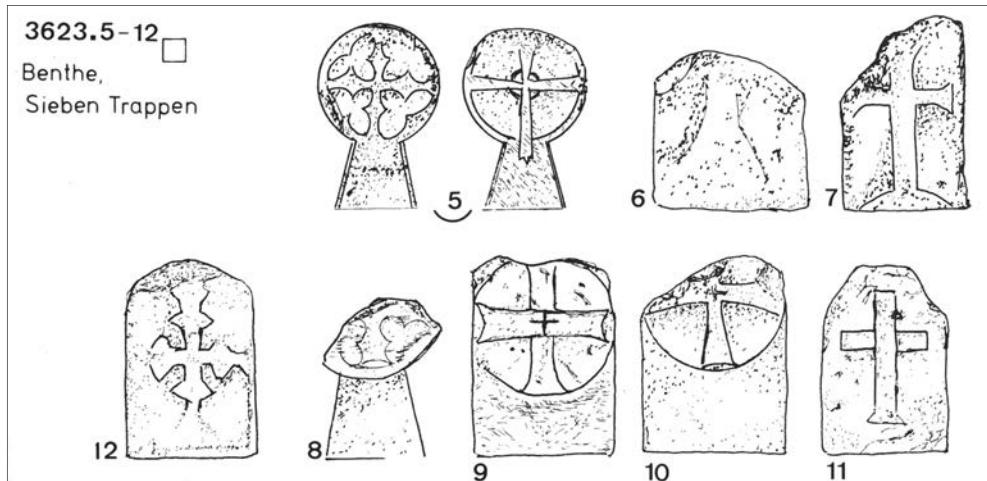


Abb. 22: Die Steinkreuze von Benthe.

Photo aus: Müller/Baumann: Kreuzsteine und Steinkreuze, 1988.



Abb. 23: Das Radkreuz von Niederklobikau.
Photo: © Harald Friedrich, 2017.



Abb. 24: Das Radkreuz von Großröhrsdorf/Osterzgebirge.
Photo aus: Kuhfahl:
Die alten Steinkreuze, 1928.

wurde.²⁹ In Elze stand ein Scheiben- und Radkreuz mit einem Tatzenkreuz auf der Vorder- und einem griechischen Kreuz auf der Rückseite nördlich des Ortes in der Feldmark „Auf der Schöppenstätt“ (Abb. 21).³⁰ In Benthe (1183 erw.) bei Hannover, im ehemaligen Bistum Minden, standen sieben Kreuzsteine und Steinkreuze auf einem Platz, der 1474 von der Äbtissin von Wunsdorf bei *den sieven crucen* genannt wurde und der am Benther Berg an der Landstraße Hannover – Nenndorf lag.³¹ Dort befand sich eine alte Gogerichtsstätte, denn Benthe bedeutet „Ort bei einer Gerichtsstätte“. Sie wird noch 1359 bezeugt und kam 1446 an Herzog Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg. Die Kreuzsteine und Steinkreuze wurden 1857

an den heutigen Platz versetzt. Zwei Steinkreuze davon sind Radkreuze. In zwei Kreuzsteine sind Kreuze im Kreis eingraviert oder herausgeschlagen (Abb. 22). Aus der Felswand des Bielsteins am Rande von Reinhause (Ortsteil von Gleichen/Südniedersachsen) sind zwei Tatzenkreuze im Kreis herausgeschlagen.³² Dort wird ein Gerichtsplatz vermutet.³³ Als kirchliches Gericht kommt das der nahen Benediktinerabtei Reinhause in Frage.

Das im Hassegau westlich Merseburg gelegene Niederklobikau wird schon 979 als *Cloboco* erwähnt; die 1121 dort bestehende Kirche gehörte aber nicht zum Bistum Merseburg, sondern zum Bistum Halberstadt.³⁴ Das 1060 bis 1070 gegründete Benediktinerkloster Wimmelburg west-



Abb. 25: Das Radkreuz von Rudenberg.
Photo: © Landesarchiv Baden-Württemberg,
Abteilung Staatsarchiv Freiburg, Nr. W 134,
Nr. 074090c, 1964.

lich Eisleben hatte in Niederklobikau das Kirchenpatronat inne und übte auf dem Pfarr- oder dem Kirchhof das sog. Hoigerecht (= Hochgericht?) aus, über das es sich 1445 mit den Gebrüdern von Kötschau verglich.³⁵ In die Außenmauer des ehemaligen Gemeindegasthofs an der Ortsdurchgangsstraße (L 163) ist ein ausgebrochenes Radkreuz (Höhe: 112 cm, Breite: 47–48 cm, Tiefe: 15 cm) eingefügt (Abb. 23). Das Kreuz wird das ehemalige Hoigerechtskreuz des Klosters sein. Auf dem das Kreuz umgebenden Ring wurde 1706 folgende Hochwasserinschrift angebracht: „*Die x höchste x Grenze x des Wassers. x Niederclobicau x Am 6. May x Anno 1706.*“³⁶ Die heute nicht mehr leserliche Inschrift und ein jetzt verschwundener eiserner Ring zum Anbinden der Pferde zeigten, dass die ursprüngliche Bedeutung des Kreuzes damals längst vergessen war.

Ein massiges, spätmittelalterliches Radkreuz (Höhe: 126 cm, Breite: 67 cm, Tiefe: 32 cm) mit einem gotischen Nasenkreuz

war in Großröhrsdorf (Ortsteil von Liebstadt/Osterzgebirge) in eine Stützmauer am Wiesenhang gegenüber dem Gut Nr. 6 eingefügt (Abb. 24).³⁷ Zu dem Ort, der um 1347 erstmals als *Rudigersdorfer* erwähnt wird, gehörten 1501 die „Obergerichte“, die vielleicht ein 1483 dort erwähnter Richter ausübte.³⁸ Nachdem die Mauer nach 1990 abgetragen wurde, steht das nur vorderseitig gestaltete Kreuz jetzt frei, nahe der Hauptstraße. Sie verläuft neben dem Großröhrsdorfer Bach und war Teil der alten Straße, die von Pirna über Liebstadt nach Kulm und von dort nach Prag lief. An dem Radkreuz wird im späten Mittelalter vermutlich das Hochgericht eines in Sachsen oder Böhmen ansässigen Ordens zusammengetreten sein, dem es die Burggrafen von Dohna verpfändet hatten. Das war zur Geldbeschaffung üblich.

Eines der südlichsten deutschen Radkreuze steht in Rudenberg (Ortsteil von Titisee-Bad Neustadt/Hochschwarzwald) am Hang der Straße nach Friedenweiler (Abb. 25).³⁹ Der nach der Kopialüberlieferung 1316 erwähnte Ort war Ausbauort des nahen Benediktinerinnenklosters Friedenweiler, das 1139 als Zelle genannt wird. Bis 1218 übte das Kloster St. Georgen im Hochschwarzwald die Vogtei über den Klosterbesitz aus, danach die vom Kloster beliebene Familie von Fürstenberg, die in Rudenberg einen Meierhof hatte.⁴⁰ Das Gerichtskreuz mit dem Tatzenkreuz muss von seiner Form her vor 1218 entstanden sein, denn adelige Gerichtsherren errichteten an Gerichtsstätten keine Weihekreuze als Zeichen ihrer Herrschaft. Auch in Neuhausen (Ortsteil von Bad Königsfeld) im Schwarzwald hatte das Kloster St. Georgen seit 1094 Besitz mit Gerichtsbarkeit, worauf das Radkreuz am Ortsausgang an der Straße nach Obereschach hinweisen wird.⁴¹

Die Diözese Würzburg wird in der Zeit von 1069 bis 1128 in Archidiakonate eingeteilt worden sein.⁴² Seit 1120 bis 1130 waren es nach der Ebracher Handschrift des Michael de Leone († 1355) zwölf.⁴³ Eines der Archidiakonate war Gerolzhofen. Zu den Aufgaben der Archidiakone gehörte auch hier die Rechtsprechung mit Sendgerichten und Sendschöffen, die als Sendzeugen zugleich Straftaten anzuseigen hatten.⁴⁴ Geahndet wurden Straftaten gegen die heilige Kirche und ihre Ordnung. Das waren immer Mord und Totschlag, Diebstahl, Wucher und Betrug, Keuschheits- und Ehedelikte, Ketzerei (Falschgläubigkeit), Häresie (Verbreitung kirchlicher Irrlehren), Sakrileg (Angriff auf geistliche Personen und Kirchenraub) und Blasphemie (Gotteslästerung) sowie Meineid, Entweihung heiliger Tage und Verstöße gegen andere kirchliche Vorschriften.⁴⁵ 1168 wurde dem Würzburger Bischof in der „Goldenen Freiheit“ von Kaiser Friedrich I. Barbarossa die Zuständigkeit zur weltlichen Gerichtsbarkeit in der Diözese bestätigt.⁴⁶ In dem Herzogsprivileg werden die sog. Zentgerichte schon als existent genannt. Nach ihrer Errichtung wird die Zuständigkeit der Sendgerichte auf geistliche Angelegenheiten in einem engeren Sinn beschränkt worden sein.⁴⁷ Im 16. Jahrhundert gab es in der Würzburger Diözese 86 Zentbezirke oder Zenten, am Ende des 18. Jahrhunderts waren es in der verkleinerten Diözese noch 54.⁴⁸

Im Archidiakonatsbezirk Gerolzhofen lagen die fünf Zenten Karlsberg bei Untereuerheim, Donnersdorf, Oberschwarzach, Eltmann und Gerolzhofen mit ihren unter freiem Himmel tagenden Zentstühlen.⁴⁹ In den Ortsfluren von Untereuerheim, Donnersdorf, Oberschwarzach und Stettfeld/Main östlich Eltmann steht jeweils ein Radkreuz. Es werden Zentge-

richtskreuze sein. Der alte Kirchenweg zwischen Ober- und Untereuerheim, an dem das Untereuersheimer Radkreuz einst stand, ist Teil einer in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Altstraße über Dürrfeld und durch das Sulzheimer Holz nach Gerolzhofen (750/779 erw.).⁵⁰

Das gibt Anlass, den Flurnamen „Hohn“ zu deuten, an dessen Rand einst das Kreuz stand. Unter *Hag[en]*, *Hege[n]*, *Hahn* und *Ho/b/n* ist im Mittelhochdeutschen ein eingezäunter Bereich zu verstehen.⁵¹ Da auch das Gericht eingezäunt war oder „gehegt“, d.h., symbolisch eingezäunt wurde,⁵² wird der Ausdruck darauf Bezug nehmen. Das Radkreuz wird deshalb ursprünglich nicht am Rande der Flur, sondern auf dem ansteigenden Gelände des „Unteren“ oder „Oberen Hohn“ gestanden haben. Die Fluren liegen am Schnepperleiner Holz mit einer 265 m hohen Anhöhe, die als Standort der Zent (auch Cent) Karlsberg vermutet wird.⁵³ Der Platz des hochstiftischen Zentgerichts dürfte sich tatsächlich am „Oberen Hohn“ befunden haben. Das romanische Radkreuz wird dort im 12. Jahrhundert als Blutgerichtsstein aufgestellt worden sein. Vielleicht wurde es im Zusammenhang mit der Bestätigung der Zentgerichtbarkeit im Jahre 1168 errichtet.

Ab 1340 war die Zisterzienserabtei Ebrach bis zum Rückerwerb durch das Hochstift Würzburg im Jahre 1532 die Inhaberin eines Teils der Zentgerichtsbarkeit in der Zent Karlsberg (sog. niedere Zentgerichtsbarkeit), wobei die Ausübung des Blutgerichts stets beim Hochstift verblieb.⁵⁴ Nordwestlich des Karlsbergs kommen in der Gemarkung „Weyer“ Flurstücke mit den Namen „Am Centstuhl“, „Gericht“, „Am Gericht“ und „Galgenleiten“ vor. Nachdem die Zisterzienserabtei Ebrach in Weyer einen „Amtshof“ hatte,



Abb. 26: Die Steinkreuze von Donnersdorf.
Photo: © Longin Mößlein, vor 1988.

wird sie ihr Gericht ursprünglich in der Gemarkung abgehalten haben.⁵⁵

Auf der Galgenleite als möglicher Richtstätte wurden dagegen die Urteile des hochstiftischen Blutgerichts vollstreckt. 1346 soll das Zentgrafenamt Gotz von Durnfelt/Götz von Dürrfeld verliehen worden sein, der noch um 1390 Zentgraf war.⁵⁶ 1477 wurde die Zent Karlsberg vom Hochstift dem Jorg Tetzl auf Lebenszeit „vergeschrieben“.⁵⁷ Von den 14 Schöffen des Gerichts, das an der Schranne am Karlsberg zusammentrat, hatte Untereuerheim nach der hochstiftischen Zentgerichtsordnung von 1527 einen zu stellen, der – wie früher die Sendboten – Straftaten der Untereuerheimer vor dem Zentgericht zu rügen, d.h., anzuseigen hatte.⁵⁸ Der Gerichtstag wurde in den Orten und den Wüstungen vom Gerichtsknecht „beschrien“, d.h., durch Rufen angekündigt.⁵⁹ In Untereuerheim geschah das am Goldbrunnen.⁶⁰

Das romanische Radkreuz von Donnersdorf mit einem Tatzenkreuz, in das wie in Untereuerheim eine Pflugreute eingraviert ist, steht in einem Steinkreuznest (sog. Musikantensteine) an der Staatsstraße 2426 nach Falkenstein (Abb. 26).⁶¹ Könnte der Zentgerichtsplatz auf der nahen Ödfläche in der Feldflur gewesen sein,

von wo die Steine an den Straßenrand versetzt wurden? Eine Richtstätte befand sich in der Zent Donnersdorf auf dem Galgenberg nordwestlich Kleinrheinfeld (Luftlinie ca. 3,4 km). In der Flurkarte der bayerischen Uraufnahme (1808–64) heißen die dortigen Flurbezeichnungen „Der Galgenberg“, „Am Galgen“, „Galgenholz“ und „Schindanger“.

Am südlichen Ortsausgang von Oberschwarzach/Ufr. (1151 erw.) steht an der Hauptstraße ein romanisches Radkreuz auf einem sich verbreiternden Standbein (Abb. 27).⁶² Es könnte ursprünglich in der Flur „Am steinernen Kreuz“ am Weg von Oberschwarzach nach Breitenbach (sog. Sandweg) nordöstlich Kammerforst gestanden haben.⁶³ Die Jahreszahl 1520 ist

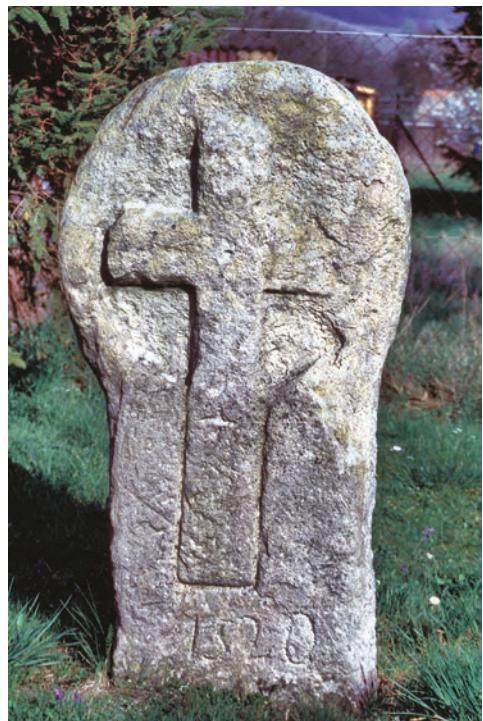


Abb. 27: Das Radkreuz von Oberschwarzach.
Photo: © Longin Mößlein, 1992.

später, vermutlich bei der Umsetzung des Kreuzes an den Ortsrand, eingeritzt und das griechische in ein lateinisches Kreuz umgestaltet worden. Im späten Mittelalter wurden die Zentgerichte gern von der freien Landschaft an oder in die Orte verlegt, wo die Blutgerichte im 15./16. Jahrhundert noch im Freien zusammentraten. Oberschwarzach war nicht nur Sitz der Zent, sondern gehörte von alters her auch dem Hochstift Würzburg.⁶⁴

In der Flur von Stettfeld am Main (778 erw.), die 1495 zur Zent Eltmann gehörte, stand früher ein romanisches Rad- und Scheibenkreuz mit einem erhaben ausgearbeiteten lateinischen Kreuz auf der Vorder- und einem ebensolchen Tatzenkreuz mit einer kleinen Scheibe im Mittelpunkt

auf der Rückseite (Abb. 5, 28).⁶⁵ Die Einzeichnung auf der Vorderseite könnte ein Pflugsech sein. Der ursprüngliche Standort des Steins ist leider nicht mehr bekannt. Der Stein ist jetzt zusammen mit zwei lateinischen Kreuzen bei der Annakapelle östlich Stettfeld aufgestellt.

1576 fand das Zentgericht bereits in Eltmann auf dem Platz vor dem bischöflichen „Saalhof“, die Strafvollstreckung an der Galgenleite statt.⁶⁶ Zu den Orten, an dem der Gerichtstag vom Gerichts- oder Zentknecht ausgerufen wurde, gehörte auch die Wüstung Kalchofen südlich Eltmann nahe der Staatsstraße 2274.⁶⁷ Der Ruf lautete 1526: „*Uf den N tag wird zu Eltmann ein peinlicher gerichtstag gehalten werden, soll ein ieder erscheinen mit seiner besten weber.*“⁶⁸ Die Teilnahme der bewaffneten Zentpflichtigen, der sog. Zentverwandten, war Pflicht. Mit ihren Waffen sollten sie den friedlichen Verlauf des Gerichtstages sicherstellen. Nach einem Protokoll von 1596 „beschrie“ der Gerichtsknecht, der auch Landknecht oder Zentbüttel genannt wurde, den „peinlichen Gerichtstag“ am Zentrufstein sogar mit den schauerlichen Worten: „*Steht auf, Ihr Lebendigen und Toten und kombt uff N-tag zue Halsgericht!*“⁶⁹ Damals wöhnte man die Seelen der Verstorbenen noch als unter den Lebenden gegenwärtig. Als Zentrufstein wird das Steinkreuz (Anfang 14. Jhd.?) gedient haben, das heute im Stadtwald auf der „Kalchöfer Wiese“ nahe dem ehemaligen Bauernhof „Kalchofen“ steht (Abb. 29).⁷⁰

In den Zenton wurden auch die Straftäter an bestimmten Orten beschrien; das geschah sogar in Wüstungen, in der Zent Hohenaiach z.B. in der Wüstung Rottenbeihl am steinernen Kreuz.⁷¹ Vermutlich waren die Kreuze in den Wüstungen die alten Dorfgerichtskreuze. Die Zent Gerolz-



Abb. 28: Das Radkreuz von Stettfeld (Vorderseite).
Photo: © Erich Sauer, 2007.



Abb. 29: Das Steinkreuz von Eltmann, Wüstung Kalchhofen.
Photo: © Erich Sauer, 2009.

hofen wird 1340 erstmals erwähnt, weil sie damals – wie die Zent Karlsberg – an das Kloster Ebrach „verschrieben“ wurde.⁷² Ein bischöfliches Radkreuz ist in der Stadt Gerolzhofen/Ufr. nicht bekannt. Das Gericht könnte in Stadtnähe abgehalten worden sein, denn westlich des Ortes befanden sich am Weg nach Brünnstadt die „Roth-Kreuz-Aecker“, nordwestlich der Galgenberg.⁷³

Die in die Untereuerheimer, Donndorfer und Stettfelder Radkreuze eingeritzten Pflugteile, die Pflugreute (zum Abstreifen der Erde von der Pflugschar) und das Pflugsech (zum Aufreißen des Bodens vor der Pflugschar), sind im spätmittelalterlichen Hausbuch von Schloss Wolfegg (Abb. 30) sowie der Heidelberger und der Oldenburger Bilderhandschrift des Sachsen-Spiegels abgebildet.⁷⁴ Der oft abknickende Griff an der Pflugreute diente der besseren Handhabung am Pflug. Als weiterer Teil eines Pfluges kommt an Steinkreuzen die Pflugschar vor. Alle drei Pflugteile sind bäuerliche Berufs- und Standeszeichen, die seit der Spätgotik an Gebäuden als Haus- und Hofzeichen, auf Urkunden als sog. Bauernsiegel und auf Grab- und Gebetssteinen, manchmal zusammen mit dem Namen des Toten, vorkommen.⁷⁵

Die Volkskunde hält seit langem Berufs- und Standeszeichen auf Steinkreuzen für Zeichen getöteter Bauern und die Kreuze somit für Sühnekreuze. Das wird auch für Rad- und Scheibenkreuze sowie für ebensolche Kreuzsteine angenommen. Sicher ist das aber nur, wenn Sühnekreuze



Abb. 30: Pflug mit Pflugschar, Pflugsech und Pflugreute.
Photo aus: Hausbuch von Schloss Wolfegg (1470–1500),
Saturn und seine Kinder.

z.B. durch den Namen des Getöteten und die Bitte um Gottes Gnade für ihn (auch in abgekürzter Form) als solche identifiziert sind.

Aufwendig gestaltete Sühnekreuze zeigen außerdem Bilder des gekreuzigten Christus sowie eine zu ihm betende Person und schildern den Tathergang. Sühneverträge werden zwar schon in Art. 8 § 3 des ersten Landrechtsbuches des Sachsen-Spiegels (um 1225) erwähnt, die vertragliche Verpflichtung zur Setzung von Sühnekreuzen wird jedoch erst im 14. und 15. Jahrhundert bei Bürgern und Bauern üblich. Erst in diesen Fällen wurden dann manchmal Berufs- und Standeszeichen zusätzlich angebracht. Kommen bürgerliche Berufszeichen in früheren Jahrhunderten auf Steinkreuzen und Kreuzsteinen vor, werden sie – wie auf den Würzburger Radkreuzen – Berufs- und Standeszeichen bürgerlicher Schöffen oder Sendschöffen auf Gerichtssteinen sein.

Am alten Kirchenweg zur ehemaligen St. Martinskirche in Mistelbach/Ofr. ist in eine Felswand ein romanisches Byzantinerkreuz auf einem dreieckigen Sockel mit Pflugschar und Pflugreute eingeritzt (Abb.



Abb. 32: Byzantinerkreuz mit Schöffenzeichen in Mistelbach. Photo: © Paul Basler, 2006.

31, 32).⁷⁶ Erste bekannte Dorfherren waren 1125 die Herren von Mistelbach,⁷⁷ darunter wird es das Bistum Würzburg bzw. das Bistum Bamberg gewesen sein. Die Ritzzeichnung erinnert nicht an einen Totschlag, sondern ist wahrscheinlich Zeichen eines frühen Gerichts mit bürgerlichen Schöffen, das an der Felswand des alten Kirchenweges zusammentrat, wie es auch bei den Radkreuzen an der Felswand des Bielsteins bei Reinhäusen in Südniedersachsen der Fall war.⁷⁸

Ergebnis: Die großen Rad- und Scheibenkreuze sowie die entsprechenden Kreuzsteine zeigen mit ihrer auffälligen Form kirchliche Gerichte an, wahrscheinlich die ab dem späten 11. Jahrhundert im Heili-



Abb. 31: Alter Kirchenweg „Am Berg“ in Mistelbach/Ofr. Photo: © Stephan Altensleben, 2017.

gen Römischen Reich von kirchlichen Institutionen errichteten Gottesfriedensgerichte. Dazu gehören vor allem die sächsischen Go- und die fränkischen Zentgerichte. Im Bereich des Archidiakonatsbezirks Gerolzhofen haben sich an den vier von fünf hochstiftischen Zentorten Zentgerichtskreuze erhalten. Nachdem der Verwitterungsprozess an ihnen unaufhaltsam forschreitet, wäre ihre Unterbringung unter Dach zwingend und eine museale Präsentation als Zeichen unserer unbekannten, bedeutenden kirchlichen Rechtskultur wünschenswert.

Stephan Altensleben ist Regierungspräsident i.R. und war als Verwaltungsjurist im bayerischen Staats- und Kommunalstaat sowie im Dienst des Freistaates Sachsen tätig. Er identifiziert unbekannte Rechtsdenkmäler, schreibt Aufsätze und hält Vorträge darüber. Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Arbeiten sind Rechtsarchäologie, Rechtsikonographie und Rechtsinschriften. Seine Anschrift lautet: Enoch-Widmann-Straße 103, 95028 Hof, E-Mail: s.altensleben@gmx.de.

Anmerkungen:

- Danksagung: Bei der Vorbereitung der Arbeit haben mich die Mitglieder des historischen Arbeitskreises Grettstadt, Ruth Volz, Beate Huppmann und Wolfgang Dorda sowie der Betreiber der Webseite www.suehnekreuz.de Sven Gerth mit Informationen und Literaturhinweisen tatkräftig unterstützt. Die Niedersächsische Sparkassenstiftung hat mir die Veröffentlichung der Abbildung aus der Oldenburger Sachsenspiegel-Bilderhandschrift gestattet. Ruth Volz, Ute Fuhrmann, Rainer Vogt, Werner Beermann, Erich Sauer, Roland Simon, Longin Mößlein, Paul Basller, Dr. Harald Friedrich und Franco Valente haben mir erlaubt, ihre Bilder kostenlos zu veröffentlichen. Dafür danke ich allen herzlich.
- 1 Bayerische Denkmalliste Grettstadt, Untereuerheim, Schulplatz 2, D-6-78-138-85.
 - 2 Luckwald, Hans A.: Vom Ringkreuz, in: Germanien. Bd. 4 (1933), S. 373f. (Abb. 17); Oeller, Anton: Steinkreuze im Gebiet von Schweinfurt am Main, in: Das Steinkreuz, Bd. 17 (1961), S. 7 (IV); Angaben aus dem Gemeindearchiv Grettstadt („Untereuerheim Nr. 16“). Frau Beate Huppmann hat dankenswerterweise kundige Leute wegen des früheren Standortes des Kreuzes befragt und ihn in den Ausschnitt der Flurkarte von Untereuerheim der bayerischen Uraufnahme (1808–64) eingetragen (Bayernatlas: <http://www.ldbv.bayern.de>).
 - 3 Lexikon für Theologie und Kirche [LThK]. Freiburg–Basel–Rom–Wien 3. Aufl. 1993–2001,

Bd. 5 (1996), Sp. 442; Lurker, Manfred: Wörterbuch der Symbolik. Stuttgart 5. Aufl. 1991, S. 129 (Christentum), S. 406f. (Kreuz), S. 600 (Rad); Huber, Rudolf/Rieth, Renate (Hrsg.): Glossarium Artis. Dreisprachiges Wörterbuch der Kunst. Bd. 2: Kirchengeräte, Kreuze und Reliquare der christlichen Kirchen. München 1992, S. 145; Fansa, Mamoun/Bollmann, Beate: Die Kunst der frühen Christen in Syrien. Zeichen, Bilder und Symbole vom 4. bis 7. Jahrhundert. Mainz 2008, S. 146 (Nr. 15f.).

- 4 Codex iuris canonici, Decreti pars III. De Consecratione Dist. I, c. 4–8 [Friedberg, Emil (Hrsg.): Corpus iuris canonici. Bd. 1–2. Leipzig 1879/81, ND Graz 1959. Bd. 1, Sp. 1290f.]; Schilling, Bruno/Sintenis, Carl Friedrich Ferdinand: Das Corpus iuris canonici. Bd. 1. Leipzig 1834, S. 282–84]; Wetzer, Heinrich Joseph/Welte, Benedikt: Kirchenlexikon oder Enzyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften. Freiburg i.B. 2. Aufl. 1886–1903, Bd. VII (1891), Sp. 729 (Kirchweihe).
- 5 Wetzer/Welte: Kirchenlexikon [wie Anm. 4], Bd. VII (1891), Sp. 727, 729 (Kirchweihe).
- 6 Deichmann, Friedrich Wilhelm: Einführung in die Christliche Archäologie. Darmstadt 1983, S. 94.
- 7 Wetzer/Welte: Kirchenlexikon [wie Anm. 4], Bd. VII (1891), Sp. 728 (Kirchweihe).
- 8 Daniels, Alexander von/Gruben, Friedrich von (Hrsg.): Das Sächsische Weichbildrecht. Jus mu-

- nicipale saxonum. Bd. 1. Berlin 1857/58, Sp. 77, S. 224f.; Köbler, Gerhard: Lexikon der europäischen Rechtsgeschichte [LexEurRG]. München 1997, S. 633 (Weichbildglosse, Weichbildrecht, Weichbildvulgata).
- 9 Lexikon des Mittelalters [LexMA]. München-Zürich. Bd. 6–9. München 1980–98. Bd. 4 (1989), Sp. 1587–92 (Gottesfrieden); Köbler: LexEurRG [wie Anm. 8], S. 205 (Gottesfriede); Kroeschell, Karl: Deutsche Rechtsgeschichte. Bd. 1: Bis 1250. Köln–Wien–Weimar 13. Aufl. 2008, S. 196f.
- 10 Gergen, Thomas: Gottesfriede und Treuga Dei im Spiegel zeitgenössischer Rechtspraxis und Dichtung in Frankreich und Spanien, in: magazin forschung 2003, Heft 2, S. 15.
- 11 Art. 9 § 3 des Sächsischen Weichbildrechts und Glosse (Daniels/Gruben: Weichbildrecht [wie Anm. 8], Sp. 77, 224–26) u.H. auf den Codex iuris canonici, Decreti prima pars, Dist. XIX, c. 7 (Friedberg: CIC [wie Anm. 4], Sp. 55f.); Deutsche Encyclopädie oder Allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften. Bd. 13. Frankfurt/M 1788, S. 63f. (Gottesfriede).
- 12 Heidelberger Bilderhandschrift zu Art. 4 § 4 Sachsenスピiegel Lehnrecht (fol. 2r); Dresdner Bilderhandschrift zu Art. 4 § 4 Sachsenスピiegel Lehnrecht (fol. 23v); Oldenburger Bilderhandschrift zu Art. 10 § 1–3 Sachsenスピiegel, 2. Landrechtsbuch (fol. 40v). Nach Art. 66 § 2 Sachsenスピiegel, 2. Landrechtsbuch sind gemeingültige Friedenstage Mittwochabend bis Montagmorgen (Schott, Claudius Dieter [Hrsg.]: Eike von Repgow. Der Sachsenスピiegel. 3. Aufl. Zürich 1984, S. 153f., 395).
- 13 Art. 9 § 3 Sächsisches Weichbildrecht und Glosse (Daniels/Gruben: Weichbildrecht [wie Anm. 8], Sp. 77, 224f.); Deutsche Encyclopädie [wie Anm. 11], S. 64 (Gottesfriede); Krünitz, Johann Georg: Ökonomisch-technologische Encyclopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft und der Kunstgeschichte. Berlin 1845, 187. Teil, S. 633 (Treuga Dei); Köbler: LexEurRG [wie Anm. 8], S. 205 (Gottesfriede).
- 14 Glosse zu Art. 9 Sächsisches Weichbildrecht (Daniels/Gruben: Weichbildrecht [wie Anm. 8], Sp. 77, 224f.).
- 15 Brunner, Heinrich: Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte. Leipzig 2. Aufl. 1903, S. 17; Grimm, Jacob: Deutsche Rechtsaltertümer. Leipzig 4. Aufl. 1922, Bd. 2, S. 351f.; Künßberg, Eberhard Freiherr von: Rechtliche Volkskunde. Halle/S. 1936, S. 95f.; See, Klaus von: Altnordische Rechtswörter. Philologische Studien zur Rechtsauffassung und Rechtsgesinnung der Germanen (= Boor, Helmut de/Kunisch, Hermann [Hrsg.]: Hermanea. Germanistische Forschungen n.F., Bd. 16). Tübingen 1964, S. 104.
- 16 Daniels/Gruben: Weichbildrecht [wie Anm. 8], Sp. 77; Künßberg: Volkskunde [wie Anm. 15], S. 108; Schönfelder, Albert: Die kirchliche Weihe der deutschen Ostsielungsdörfer im Mittelalter, in: Historisches Jahrbuch, Bd. 52 (1932), S. 500–02.
- 17 Vgl. Daniels/Gruben: Weichbildrecht [wie Anm. 8], Sp. 224f.
- 18 Lehmann-Brockhaus, Otto: Abruzzen und Molise. Kunst und Geschichte. München 1983, S. 358; Valente, Franco: Croci stazionarie nei luoghi antichi del Molise. Campobasso 2011 (<http://www.francovalente.it/2011/09/08/franco-valente-racconta-la-croce-di-roccamadolfo/>). Lehmann-Brockhaus hält die Kreuzsäulen für Grenzzeichen. In Italien bezeichnet man sie als *croci viarie* oder *croci stazionarie*, Wege- oder Stationskreuze.
- 19 Baudoin, Jacques: Croix du Massif Central. Nonette (Puy de Dôme) 2000, Kap. 2, La croix discoïdale.
- 20 Beyerle, Franz/Buchner, Rudolf (Hrsg.): Lex Ribvaria. Hannover 1954, S. 125 (Tit. 72 § 1), S. 129 (Tit. 77); Mayer, Ernst: Deutsche und französische Verfassungsgeschichte. Bd. 1–2. Leipzig 1899, Bd. 2, S. 214–18 (§ 50); Liebermann, Felix (Hrsg.): Die Gesetze der Angelsachsen. Bd. 2: Wörterbuch, Rechts- und Sachglossar. Halle/S. 1912, S. 674 f. (Straße); Künßberg: Volkskunde [wie Anm. 15], S. 102. Das Kreuz wurde offensichtlich erneuert.
- 21 LexMA [wie Anm. 9], Bd. 7 (1995), Sp. 1747f. (Send); Köbler: LexEurRG [wie Anm. 8], S. 537 (Sendgericht); Lüntzel, Hermann Adolf: Die ältere Diözese Hildesheim. Hildesheim 1837, S. 181, 330 (Anm. 17), 333; Machens, Joseph: Die Archidiakonate des Bistums Hildesheim im Mittelalter. Hildesheim–Leipzig 1920, S. 10f., 16–18, 20; Bertram, Adolf: Geschichte des Bistums Hildesheim. Hildesheim 1899, S. 27; Kroeschell, Karl: recht und unrechte der sassen. Rechtsgeschichte Niedersachsens. Göttingen 2005, S. 138.

- 22 Feine, Hans Erich: Kirchliche Rechtsgeschichte. Die katholische Kirche. Köln–Wien 5. Aufl. 1972, S. 201–04.
- 23 Machens: Archidiakonate [wie Anm. 21], S. 25–31, 44–66.
- 24 Bertram: Bistum Hildesheim [wie Anm. 21], S. 28f., 122; Machens: Archidiakonate [wie Anm. 21], S. 10f., 16f.; Kroeschell: Rechtsgeschichte [wie Anm. 9], S. 128.
- 25 Lüntzel: Diöcese Hildesheim [wie Anm. 21], S. 329.
- 26 LexMA [wie Anm. 9], Bd. 9 (1998), Sp. 536f. (Zent, -gericht); Kroeschell: Rechtsgeschichte [wie Anm. 9], S. 196–99; Kroeschell: Rechtsgeschichte Niedersachsens [wie Anm. 21], S. 27–29, 96–99; Heydenreuter, Reinhard/Pledl, Wolfgang/Ackermann, Konrad: Vom Abbränder zum Zentgraf. Wörterbuch zur Landesgeschichte und Heimatforschung in Bayern. München 2. Aufl. 2009, S. 233 (Zent).
- 27 Künßberg: Volkskunde [wie Anm. 15], S. 104.
- 28 Lüntzel: Diöcese Hildesheim [wie Anm. 21], S. 141, 244, 331; Hoffmann, Adolf: Die mittelalterlichen Steinkreuze, Kreuz- und Denkmäler in Niedersachsen. Hildesheim–Leipzig 1935, S. 4, 26; Müller, Werner/Baumann, Günther E. H.: Kreuzsteine und Steinkreuze in Niedersachsen, Bremen und Hamburg. Vorhandene und verlorengegangene Rechtsmale und Memorialsteine (= Niedersächsisches Landesverwaltungsamt – Institut für Denkmalpflege (Hrsg.): Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen, 5). Hameln 1988, S. 141 (Karte), 144f. (3824.8, 3824.9). Auf dem Standbein waren zwei kleine, jetzt verwitterte, scheibenartige Tatzenkreuze zu sehen. Das Kreuz steht nun an der Kirche, in die ein ähnliches Scheibenkreuz eingemauert ist (Müller/Baumann: Kreuzsteine, S. 139f. [3823.1]).
- 29 Hennig, Beate: Kleines Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Tübingen 2001, S. 92; Grimm: Rechtsaltermüter [wie Anm. 15], S. 470.
- 30 Lüntzel: Diöcese Hildesheim [wie Anm. 21], S. 138, 141, 180, 234, 236, 331; Luckwald: Ringkreuz [wie Anm. 2], S. 373; Müller/Baumann: Kreuzsteine [wie Anm. 28], S. 141 (3824.1). Das Kreuz steht heute am Dickkopfplatz (Müller, Werner: Denkmale in der Einheitsgemeinde Elze mit ihren Ortsteilen Esbeck, Mehle, Sehlde, Sorsum, Wittenburg und Wülfingen [= Schriftenreihe des Heimatmuseums Elze, Nr. 5]. Elze 2000, S. 1). Die Vorderseite ist jetzt verwittert.
- 31 Brüning, Kurt/Schmidt, Heinrich (Hrsg.): Handbuch der historischen Stätten. Niedersachsen und Bremen. Stuttgart 5. Aufl. 1986, S. 40 (Benthe); Luckwald: Ringkreuz [wie Anm. 2], S. 373 (Abb. 16); Müller/Baumann: Kreuzsteine [wie Anm. 28], S. 84–86 (3623.5–12). Ein Stein kam im 19. Jhd. hinzu. Die Steine stehen jetzt am Nordende des Benther Ortsgebiets „Sieben Trappen“ in einer Anlage.
- 32 Müller/Baumann: Kreuzsteine [wie Anm. 28], S. 251f. (4525.2+3).
- 33 Meyer, Herbert: Das Handgemal als Gerichtswahrzeichen des freien Geschlechts bei den Germanen. Weimar 1934, S. 61f.; Fröhlich, Karl: Zeugnisse mittelalterlichen Rechtslebens auf niederdeutschem Boden, in: Zeitschrift für niederdeutsche Volkskunde, Bd. 16 (1939), S. 165, 187 (Abb. 2); Fröhlich, Karl: Das Rätsel der Steinkreuze, in: Nachrichten der Gießener Hochschulgessellschaft, Bd. 19 (1950), S. 65, Tafel III (Abb. 9).
- 34 Leutsch, Karl Christian von: Markgraf Gero. Leipzig 1828, S. 177; Schlesinger, Walter: Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter. Bd. 1. Köln–Graz 1962, S. 159.
- 35 Kruehne, Max: Urkundenbuch der Klöster der Grafschaft Mansfeld. Halle 1888, S. 657f.
- 36 Saal, Walter: Steinkreuze und Kreuzsteine im Bezirk Halle. Halle/Saale 1989, S. 22, Abb. 60.
- 37 Kuhfahl, Gustav Adolf: Die alten Steinkreuze in Sachsen. Dresden 1928, S. 38f. (Abb. 16), 216 (Nr. 93).
- 38 Eichler, Ernst/Walther, Hans: Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen. Bd. 2. Berlin 2001, S. 301; Meiche, Alfred: Historisch-topographische Beschreibung der Amtshauptmannschaft Pirna. Dresden 1927, S. 285f. (Röhrsdorf, Groß-); Großröhrsdorf (bei Liebstadt), Gerichtshandelsbücher des Rittergutes Weesenstein von 1556–1847 (<https://www.saechsische-gerichtsbuecher.de>); Rittergut Röhrsdorf, Gerichtsordnung aus dem Jahr ? (Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, Loc 09903/29).
- 39 Azzola, Friedrich Karl: Zur Ikonographie des Kreuzes auf Kleindenkmälern des Hoch- und Spätmittelalters im deutschen Sprachraum, in: Zimmermann, Harald (Hrsg.): Deutsche Inschriften. Fachtagung für mittelalterliche und neuzeitliche Epigraphik. Worms 1986. Vorträge und Berichte (= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Geistes- und Sozialwissenschaftliche Klasse,

- Bd. 12). Wiesbaden–Stuttgart 1987, S. 36–38, 40 (Abb. 58); Losch, Bernhard/Meier, Lina: Steinkreuze in Baden-Württemberg. Nachtrag zum Inventarband, in: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Bd. 2 (1987), S. 261.
- 40 Angabe des Landesarchivs Baden-Württemberg, Landeskundliches Informationssystem (www.leo-bw.de).
- 41 Losch, Bernhard: Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden-Württemberg. Ein Inventar (= Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Bd. 4). Stuttgart 1981, S. 253 (Königsfeld im Schwarzwald I), 2. Pagierung, S. 55 (Abb. 430).
- 42 Baumgartner, Eugen: Geschichte und Recht des Archidiakonats der oberrheinischen Bistümer mit Einschluss von Mainz und Würzburg (= Kirchenrechtliche Abhandlungen, Heft 39). Stuttgart 1907, S. 125–29; Krieg, Julius: Der Kampf der Bischöfe gegen die Archidiakone im Bistum Würzburg (= Kirchenrechtliche Abhandlungen, Heft 82). Stuttgart 1914, S. 15.
- 43 Baumgartner: Geschichte des Archidiakonats [wie Anm. 42], S. 125–27; Krieg: Kampf [wie Anm. 42], S. 16–19; Krieg, Julius: Die Landkapitel im Bistum Würzburg bis zum Ende des 14. Jahrhunderts (= Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft der Görresgesellschaft, Bd. 28). Paderborn 1916, S. 18–21; vgl. auch Schöpf, Gregor: Historisch-statistische Beschreibung des Hochstifts Wirzburg. Hildburghausen 1802, S. 47f., 513–21).
- 44 Baumgartner: Geschichte des Archidiakonats [wie Anm. 42], S. 151–54; Krieg: Kampf [wie Anm. 42], S. 21–25.
- 45 Koeniger, Albert Michael: Die Sendgerichte in Deutschland. Bd. 1. München 1907, S. 130–36; Baumgartner: Geschichte des Archidiakonats [wie Anm. 42], S. 156f.; Kroeschell: Rechtsgeschichte [wie Anm. 9], S. 132f.
- 46 Kroeschell: Rechtsgeschichte [wie Anm. 9], S. 171–75.
- 47 Im 13. Jhd. sprachen die Archidiakone nur noch in geistlichen Sachen Recht, in geistlichen Strafsachen z.B. bei Gotteslästerung und Ehebruch (Krieg: Kampf [wie Anm. 42], S. 27, 38, 47, 49).
- 48 Knapp, Hermann: Die Zenten des Hochstifts Würzburg. Ein Beitrag zur Geschichte des süddeutschen Gerichtswesens und Strafrechts. Bd. I.1 u. I.2: Die Weistümer und Ordnungen der Würzburger Zenten. Bd. II: Das Alt-Würzburger Gerichtswesen und Strafrecht. Würzburg 1907, Bd. I.1, S. 1f.; Schöpf: Beschreibung [wie Anm. 43], S. 604–19 (Beylage XIII).
- 49 Körner, Hans-Michael/Schmid, Alois (Hrsg.): Handbuch der historischen Stätten. Bayern II: Franken. Stuttgart 2006, S. 171 (Gerolzhofen); Schöpf: Beschreibung [wie Anm. 43], S. 514f., 606–09, 615; Birr, Christiane: Konflikt und Strafgericht. Der Ausbau der Zentgerichtsbarkeit der Würzburger Fürstbischöfe zu Beginn der frühen Neuzeit. Köln–Weimar–Wien 2002, S. 168, 194; Dorda, Maria: Das Gerichtswesen im zweigeteilten Dorf Grettstadt, in: Schweinfurter Mainleite. Zeitschrift des Historischen Vereins Schweinfurt e.V., 1988, H. II, S. 21–23.
- 50 Flurkarten der bayerischen Uraufnahme (1808–64); Körner/Schmid: Handbuch Bayern II [wie Anm. 49], S. 171 (Gerolzhofen).
- 51 Vogelfänger, Tobias: Nordrheinische Flurnamen und digitale Sprachengeographie. Köln–Weimar–Wien 2010, S. 204–07.
- 52 Köbler: LexEurRG [wie Anm. 8], S. 226 (Hegung); Künßberg: Volkskunde [wie Anm. 15], S. 95f.; Knapp: Zenten [wie Anm. 48], Bd. II, S. 371.
- 53 Dorsch, Mario: Verschwundene mittelalterliche Siedlungen – Wüstungen zwischen Steigerwald, Main und der Volkach. Haßfurt 2003, S. 50–52; Topographischer Atlas vom Königreich Bayern (1:25.000) (ab 1817), Urpositionsblätter von Sulzheim (1848) und Schwebheim (1841); Flurkarte der bayerischen Uraufnahme (1808–64), Flurkarte von Weyer-Untereuerheim.
- 54 Schöpf: Beschreibung [wie Anm. 43], S. 606; Knapp: Zenten [wie Anm. 48], Bd. I.1, S. 620; Weiß, Hildegard: Die Zisterzienserabtei Ebrach. Eine Untersuchung zur Grundherrschaft, Gerichtsherrschaft und Dorfgemeinde im fränkischen Raum. Stuttgart 1962, S. 26, 84–91, 86 (Anm. 441), 88.
- 55 Weiß: Ebrach [wie Anm. 54], S. 21, 98 (Anm. 516) und Karte.
- 56 Dorsch: Wüstungen [wie Anm. 53], S. 50; Staatsarchiv Bamberg Rep. 145, 240–254 (I S. 141f.).
- 57 Knapp: Zenten [wie Anm. 48], Bd. I.1, S. 620, Bd. II, S. 78f., 182.
- 58 Ebd., Bd. I.1, S. 622, 640.
- 59 Ebd., Bd. II, S. 529f.
- 60 Ebd., Bd. I.1, S. 630.

- 61 Koppelt, Hans/Grosch, Friedrich: Bildstücke und Steinkreuze. Landkreis Schweinfurt. I. Teil Raum Gerolzhofen, in: Deutsche Steinkreuzforschung, Heft 3 (1975), S. 31, 34 (Nr. 14).
- 62 Treutwein, Karl: Unterfranken. Nürnberg 2. Aufl. 1967, S. 256; Koppelt: Bildstücke [wie Anm. 61], S. 127 (Nr. 16).
- 63 Flurkarte von Kleinrheinfeld der bayerischen Uraufnahme (1808–64).
- 64 Treutwein: Unterfranken [wie Anm. 62], S. 256; Knapp: Zenten [wie Anm. 48], Bd. I.1, S. 8, Bd. I.2, S. 934f.
- 65 Knapp: Zenten [wie Anm. 48], Bd. I.1, S. 315; Treutwein: Unterfranken [wie Anm. 62], S. 230; Hoppe, Werner F.: Flurdenkmäler im Landkreis Haßfurt am Main. Haßfurt 1968, S. 52 (Nr. 9), 107f. (Nr. 3), siehe a. S. 108 (Nr. 5). Das Ringkreuz hat Ähnlichkeit mit dem von Brunkensen, das an der dortigen Martinskirche steht.
- 66 Knapp: Zenten [wie Anm. 48], Bd. I.1, S. 319; Flurkarte von Eltmann der bayerischen Uraufnahme (1808–64).
- 67 Ebd., Bd. I.1, S. 321.
- 68 Ebd., Bd. I.1, S. 340.
- 69 Meyer: Handgemal [wie Anm. 33], S. 85f.; Künßberg: Volkskunde [wie Anm. 15], S. 103.
- 70 Hoppe: Flurdenkmäler [wie Anm. 65], S. 52 (Nr. 2), 62 (Nr. 10). Das Kreuz steht nahe der Staatsstraße 2274.
- 71 Knapp: Zenten [wie Anm. 48], Bd. I.1, S. 583.
- 72 Ebd., Bd. I.1, S. 430.
- 73 Flurkarten von Gerolzhofen und Volkach der bayerischen Uraufnahme (1808–64); Birr: Konflikt [wie Anm. 49], S. 168, 194.
- 74 Heidelberger Bilderhandschrift zu Art. 66 § 1 Sachsenrspiegel 2. Landrechtsbuch (fol. 11r); Oldenburger Bilderhandschrift zu Art. 35 § 1 Sachsenrspiegel 1. Landrechtsbuch (fol. 22v);
- Gerth, Sven: Über Pflug- oder Ackerreuten und Rindenschäler auf Steinkreuzen und Kreuzsteinen, in: Pomniki dawnego prawa, Bd. 1 (2008), S. 25–29.
- 75 Künßberg: Volkskunde [wie Anm. 15], S. 145–47; Rühl, Eduard: Kulturkunde des Regnitztales und seiner Nachbargebiete von Nürnberg bis Bamberg aufgezeigt an Kulturdenkmälern. Bamberg 3. Aufl. 1932, ND Nürnberg 1982, S. 38 („Bauernwappen“); Walter, Max: Vom Steinkreuz zum Bildstock. Ein Beitrag zur bairischen Steinkreuzforschung, in: Vom Bodensee zum Main. Heimatblätter, Nr. 25 (1923), S. 26 (Anm. 1); Azzola, Friedrich Karl/Borrmuth, Heinz: Der Pflug als Zeichen bäuerlichen Standes auf Steinkreuzen und anderen Kleindenkmälern, in: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften. Bd. 2 (1977), S. 207–14; Losch: Sühne [wie Anm. 41], S. XVII; Müller/Baumann: Kreuzsteine [wie Anm. 28], S. 135 (Nr. 3822.1), 199f. (Nr. 4122.2). Pflugschar und Pflugsech sind auf Papierseiegeln steirischer Bauern in Urkunden des Klosters Admont häufig.
- 76 Dill, Karl: Kleindenkmäler im Landkreis Bayreuth (= Schriftenreihe des Landkreises Bayreuth, Bd. 2). Bayreuth 1984, S. 91 (Nr. 574). Die Ritzzeichnung befindet sich rechts neben der Bank.
- 77 Reitzenstein, Wolf-Arnim Freiherr von: Lexikon fränkischer Ortsnamen. Herkunft und Bedeutung. München 2009, S. 148 (Mistelbach); Malter, Wilhelm (Hrsg.): Oberfranken-Ost. Heroldsberg 2. Aufl. 1984, S. 61f. (Mistelbach).
- 78 Meyer: Handgemal [wie Anm. 33], S. 165; Frölich: Zeugnisse [wie Anm. 33], S. 165, 187 (Abb. 2); Frölich: Rätsel [wie Anm. 33], S. 65, Tafel III (Abb. 9).

*Norbert Rufß***Professor Franz Brochier.**

**Direktor der Königlichen Kunstgewerbeschule Nürnberg,
Architekt König Ludwigs II. von Bayern,
des Münchener und des Bamberger Kunstgewerbevereins**

Im Leben des Architekten Franz Brochier, der sich neben der Architektur besonders dem Kunstgewerbe widmete, kam es zu den größtmöglichen Veränderungen im Bereich der bildenden Kunst. Zu Beginn seiner Karriere blühte der Historismus, war er Architekt im Dienste des bayerischen Königs Ludwig II., der seinen exakt kopierenden Stil schätzte. In seiner Dienstzeit als Direktor der Kunstgewerbeschule in Nürnberg beherrschte der Jugendstil das Kunsenschaffen, ein Stil, den Brochier nicht fördern wollte. 1919 erfolgte die Gründung des Bauhauses in Dessau, der Beginn der Moderne, gradlinig und ohne jedes schmückende Ornament. Größere Unterschiede, wie in dieser Zeitspanne, kann es in der Auffassung von Kunst wohl kaum geben.



Abb. 1: Professor Franz Brochier, geboren: 16. Mai 1852 in München, gestorben: 22. September 1926 in Nürnberg.

Photo zur Weltausstellung 1893.¹

Geboren wurde Franz Xaver Eugen Brochier am 16. Mai 1852 in München und in der St. Anna Kirche am 19. Mai getauft.² Auf Antrag des Vaters änderte man später den Namen in Franz Seraph, den Namen des Taufpaten, dem königlichen Kabinettssekretärs Seraph Pfistermeister, mit dem der Vater Eugen Brochier befreundet war.³

Der folgende Absatz zur Jugendzeit von Franz Brochier ist den Aufzeichnungen eines nicht weiter bekannten Familiengegenalogen entnommen,⁴ dem teilweise wohl

noch Schriften von Eugen Brochier, dem Vater Franz Brochiers, zugrundegelegen haben: „Als Franz 1852 geboren wurde, begann sein Vater Eugen⁵ gerade seine Laufbahn als Sekretär im Ministerium des Innern. (Kammer des Innern). Die berufliche Laufbahn Eugens gab seiner jungen Familie endlich die Sicherheit, ohne finanzielle Sorgen in die Zukunft zu sehen. In dieser gesicherten Situation wuchs Franz heran. Vom Vater sprachlich, künstlerisch, kulturell und musisch beeinflusst, zeigte er schon in



Abb. 2: Brochier veröffentlichte 1877 den Entwurf für einen Ebenholzschränk mit Silber- und Elfenbein-Einlegearbeiten sowie Bildern von zwei Musen auf den Türen. Die Bilder der Musen wurden in Bamberg als Vorlage für ein Glasgemäldefenster verwendet.¹⁵

jungen Jahren ein Talent zum künstlerischen Gestalten. Aus seines Vaters Memoiren kann man herauslesen, dass dieser die eigene berufliche Situation, die ihn später so sehr in die unmittelbare Nähe Ludwig II. brachte, auch dazu nutzte, die offensichtlichen Talente seines Sohnes Franz dem König bewusst zu machen, indem er sich dafür einsetzte, dass Franz, nachdem er seine Ausbildung als Architekt bei dem damals so sehr bekannten und berühmten Architekten Josef von Schmaedel erfolgreich beendet hatte, anfänglich kleinere Aufträge zur Ausgestaltung sei-

ner Schlösser bekam und so ins Blickfeld des Königs gelangte.

Doch auch der Einfluss, den sein Vater in Sachen Kunst auf König Ludwig II. hatte, hätte nichts bewirkt, wäre Franz nicht so außergewöhnlich talentiert gewesen, denn bei allem was man dem König nachsagen könnte, seinen Kunstverständ wird ihm wohl niemand bestreiten können. Nach seinem Studium wurde der junge Architekt und Künstler sehr schnell bekannt. Sein Name ließ aufhorchen[,] und der baufreudige König Ludwig II. bedachte ihn mit den ersten größeren Aufträgen. Er entwarf Grabmale, fertigte Pläne für die Innenausstattung, hauptsächlich für Schloss Linderhof und erwarb sich dabei die Achtung des Königs, der seinen vielseitigen künstlerischen Geschmack und sein Können nicht gering schätzte.

So entwarf er auch die Tafelgeräte des Königs und die Besteckschatulle für das Speisezimmer, diverse Vasen und Porzellan sowie Metallgeräte und Möbel für die Schlösser des Königs.“

In München findet sich sein Name im „Verzeichniß der sämtlichen Schüler und Schülerinnen, welche im Schuljahre 1862/63 in den deutschen Werktags-Schulen der Königlichen Haupt- und Residenzstadt München sich öffentlicher Preise oder rühmlicher Bekanntmachung würdig gemacht haben ...“⁶ Von 1864 bis 1867 besuchte er die Königliche Kreis-Gewerbe-Schule zu München⁷ und anschließend die Königliche Polytechnische und Bau- und Ingenieurschule zu München.⁸ Am „Polytechnicum“ wurde er Assistent, als er eine Preisaufgabe in Architektur löste.⁹

Seine Laufbahn als Architekt begann mit einer Tätigkeit im Atelier Josef von Schmaedel und Schönhammer in München von 1873 bis 1877.¹⁰ In dieser Zeit soll er auch mehrere Reisen nach Italien unternommen haben.¹¹

1877 veröffentlichte Brochier den Entwurf für einen Ebenholzschränk mit Silber- und Elfenbein-Einlegearbeiten mit den Bildern von zwei Musen auf den Türen. Dieser „*Entwurf zu einem Schrank mit eingelegter Arbeit*“ ist durch den französischen Ebenisten André-Charles Boulle (1672–1732) inspiriert. Ausgeführt wurde der Schrank durch die Firma Ziegler & Hauk in Fürth¹² und war bereits ein Jahr vor der Veröffentlichung in München auf der Kunst- und Kunstindustrie-Ausstellung ausgestellt.¹³ In dieser Zeit war Brochier Mitglied im Bayerischen Kunstgewerbeverein und wurde später für seine Leistungen als eine Stütze des Kunstgewerbevereins München gewürdigt.¹⁴

Von 1877 bis 1886, dem Todesjahr König Ludwig II. war Brochier mit Entwürfen zur Ausstattung der Schlösser Linderhof und Herrenchiemsee befasst.¹⁵ Hier erfolgte wohl eine zunehmende Hinwendung zum Neubarock und zu dem vom König geschätzten Rokoko.¹⁶ Gleichzeitig erhielt Brochier 1878 eine Anstellung als Leiter des „Zeichnungssaals“ beim „Ver- ein zur Ausbildung der Gewerke“ in München. Für diesen entwarf er ein in Kunstsenschlosserarbeit ausgeführtes Blumengitter.¹⁸

Franz Seraph Brochier heiratete 1882 Bertha Schönlin.¹⁹ Für seine Braut malte er zur Hochzeit einen Fächer.²⁰ Das Ehepaar hatte zusammen vier Kinder.²¹

Im Jahr 1881 wurden die Ehrengaben für König Ludwig II. von Bayern und Kaiser Wilhelm, die Hauptehrenpreise nach seinen Zeichnungen für das 7. Deutsche Bundesschießen zu München gefertigt.²² Im gleichen Jahr veröffentlichte er mehrere Entwürfe zu Innenraumgestaltungen, zum Beispiel zu einem Landhaus, einem Jagdzimmer sowie zu einem Vestibül.²³ In seiner Münchner Zeit, aber auch noch in späteren Jahren, hatte er mehrfach Ent-



Abb. 3: Kandelaber nach Entwürfen von 1878 von Brochier aus dem Spiegelsaal in Schloss Herrenchiemsee.²⁶

würfe für Kunstsenschlosser-Arbeiten ausgeführt,²⁴ wofür an dieser Stelle als Beispiel nur das Innungsschild der Lederlackierer von 1894 in München genannt sei.

Von den vielen Aufträgen und Entwürfen für König Ludwig II. sollen hier nur die Wichtigsten für die Ausstattung der königlichen Schlösser von Herrenchiemsee und Linderhof aufgeführt sein: Tafel- und Schausilber, gefertigt durch die Münchner Firma Harrach & Sohn und den Goldschmied Eduard Wollenweber,²⁵ sowie Kandelaber, Büsten und Prunkvasen nach Entwürfen aus dem Jahr 1878 für den Spiegelsaal im Schloss Herrenchiemsee. Dazu entstand für das gleiche Schloss ein 1883 entworfenes Schreibzeug und eine Wasch-



Abb. 4: Entwurf zu einem „Speisezimmer im Stil des 17. Jahrhunderts“ für die Nürnberger Kunstgewerbeausstellung 1896, ausgeführt von den Firmen Bottler und Jakob, Bamberg.³⁹

garnitur aus Meißener Porzellan für das Schlafzimmer des kleinen Appartements.

Nach einem gemeinsamen Entwurf von Brochier und dem Architekten Widmann von 1884 wurde ein Nef, ein schiffsförmiger Behälter zur Aufnahme von Besteck und Serviette, in Rokokoformen durch den Silberschmied Wollenweber geschaffen. Viele seiner Entwürfe wurden nicht ausgeführt, waren Alternativen oder wurden in anderen Vorlagen weiterentwickelt. Zur Klärung dieser Frage wäre noch eine umfangreiche Aufarbeitung der Unterlagen der verschiedenen Archive nötig. Der Tod König Ludwigs II. 1886²⁷ bedeutete für den Architekten sicher eine Umorientierung, auch wenn er nicht ausschließlich für den Bayerischen Märchenkönig tätig gewesen war. Zunächst hatte Franz Brochier allerdings noch die silberne Urne für das Herz des verstorbenen Königs zur Aufbewahrung in der Gnadenkapelle der Muttergottes von Altötting zu entwerfen.

Im gleichen Jahr bearbeitete Franz Brochier Entwürfe für Räume des Detmolder Schlosses, für das er zwei historistische

Raumausstattungen schuf, die ihre Vorbilder im Barock hatten.²⁸ Weiterhin entwarf er 1886 einen Tafelaufsatz für König Karl I. von Rumänien.²⁹

Für das Jagdschloss Lopshorn in der Senne bei Detmold (erbaut 1685, zerstört im 2. Weltkrieg) war er ab 1889 mit der Umgestaltung mehrerer Räume in Neurenaissance-Ausstattung betraut. Hierzu haben sich zahlreiche aquarellierte Bleistift- und Federzeichnungen erhalten. Diese Ausstattung ist im Vergleich zu den Entwürfen für Ludwig II. eher schlicht. Brochier stattete die Räume neu aus, ohne die vorhandene Architektur und den Stuck zu verändern.³⁰

Im Münchner Stadtmuseum wird ein Neurenaissance-Esszimmer von 1888 nach seinen Entwürfen verwahrt, ausgeführt in dunkel gebeizter Eiche mit Schnitzwerk und Eschenwurzelfurnier. Brochier war damals bereits nicht nur als Architekt tätig, sondern auch als Maler. So hat sich aus seiner Münchner Zeit ein dreiteiliges Gemälde in barocker Opulenz erhalten.³¹

Mit Konzepten für die 1888 in München abgehaltene „Deutsch-Nationale Kunstgewerbeausstellung“ war er bereits im Februar 1887 beschäftigt. So entwarf er für die Theresienwiese ein Ausstellungsgebäude. Auch am Isarkai in München errichtete er für diese Ausstellung ein temporäres Ausstellungsgebäude³² und ebenso am Isartor ein Bauwerk für die I. Kraft- und Arbeitsmaschinenausstellung.

Auf der „Deutsch-Nationalen Kunstaustellung“ in München war nach seinen Entwürfen eine „Stehuhr in vergoldetem Metall und reicher Gravur“, ausgeführt von J. Jagemann, München, ausgestellt.³³ Anlässlich dieser Ausstellung dürfte er durch Professor Leonhard Romeis mit dem Bamberger Gewerbe Verein bekannt gemacht worden sein. Der Architekt Leonhard Ro-

meis hatte für diese Ausstellung ein Renaissance-Zimmer entworfen,³⁴ das durch das Bamberger Kunstgewerbe ausgeführt worden war.³⁵ Mit dem Entwurf hatte Roemeis für die Bamberger „Kunstgewerbebetreibenden“ einen großen Erfolg erreicht.³⁶ Das sogenannte „Bamberger Zimmer“³⁷ und die darin ausgestellten Kunstgewerbeartikel wurden mehrfach durch den Prinzregenten Luitpold ausgezeichnet. An diesen Erfolg knüpfte dann Brochier an, als er für die 2. Bayerische Landesausstellung 1896 fünf Zimmer für den Bamberger Gewerbeverein entwarf: einen Salon, ein Speise- und Schlafzimmer, ein Boudoir und ein Bad. Für die Kollektivausstellung des Bamberger Gewerbevereins zeichnete

Brochier nahezu hundert Blatt „mit eigener Hand“ (nach Leitschuh).³⁸

Zum Salon nach dem Entwurf Brochiers sei aus dem „Erinnerungsblatt“ Friedrich Leitschuhs zur 2. Bayrischen Landes-, Industrie-, Gewebe- und Kunstausstellung zitiert: „Der mit allem Luxus eingerichtete Salon ist gefertigt von der Möbelfabrik Gg. Müller, k. b. Hoflieferant in Bamberg. Er ist in jenem reichen und doch ungemein vornehmen Barockstil ausgeführt, der für einige Bauten Bambergs charakteristisch ist. Die gewählte Holzart ist italienisches Nussbaumholz, das durch die echte Vergoldung noch entsprechend gehoben wird. Einzelne Möbel, wie z.B. die Umrahmung des Spiegels, sind wahre Meisterwerke der Holzschnitzkunst.“

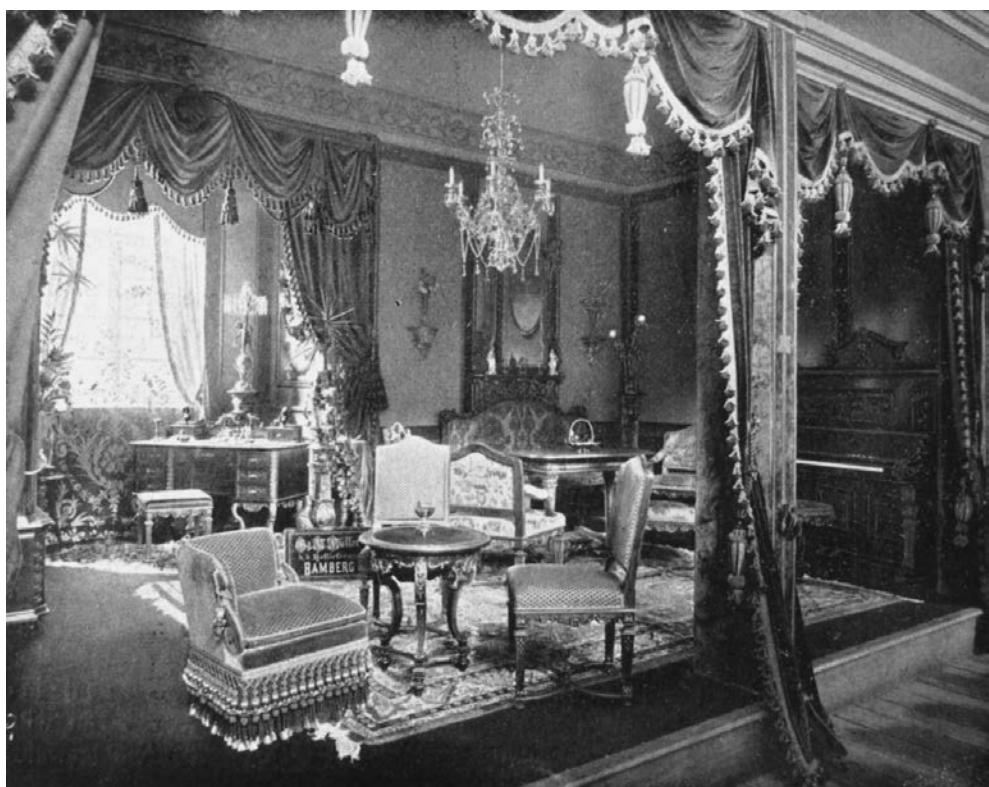


Abb. 5: Aus der Kollektivausstellung: Wohnzimmer von Gg. Müller, Bamberg.⁴¹

Bei allem Reichtum der Formen ist alles Aufdringliche vermieden; überall ist der einheitliche Gesamtton glücklich festgehalten. Wesentliches Verdienst hat dabei auch die trefflich wirkende Wandbespannung, sowie der Ton der Seidenphantasiestoffe, mit welchen die Möbel bezogen sind.“⁴⁰ Der Gewerbeverein Bamberg wollte mit der „Kollektivausstellung“ in Nürnberg vor allem den Beweis erbringen, dass das Bamberger Kunstgewerbe in eine hervorragende Stelle in Bayern einnahm.

Brochier entwarf weiter für die Nürnberger Ausstellung von 1896 eine vollständige Ausstattung für eine Kapelle,⁴² die später zur Neuausstattung der Maternkapelle in Bamberg verwendet werden sollte. Aufgestellt wurde der neugotische Altar, der in der Werkstatt von Philipp Dorsch (1851–1923), Bamberg, ausgeführt worden war,⁴³ allerdings dann im Dominikanerkloster zum Heiligen Grab in Bamberg.⁴⁴

Brochier war in dieser Zeit mehrfach in Bamberg tätig. So entwarf er für das vom Hannoveraner Architekt Friedrich Geb 1891 geplante Eckhaus Schützenstraße/



Abb. 6: Heizkörperüberbau für eine Raumausstattung im Rokoko-Stil in Bamberg.

Photo: Autor.

Friedrichstraße für die Gesellschaftsräume des Parterre stilmäßig unterschiedliche Raumausstattungen.⁴⁵ Erhalten hat sich davon ein Heizkörperüberbau, der Rest einer Raumausstattung im Rokoko-Stil.⁴⁶ Darüber hinaus existiert in diesem Haus noch ein Glasgemäldefenster in blauer Überfangverglasung nach seinem Entwurf. Die Bilder der Musen in diesem Glasgemälde stammen aus dem Entwurf für den bereits oben erwähnten Ebenholzschränk von 1877.⁴⁷

1896 entwarf Brochier für die 2. Bayerische Landes-, Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung einen Ausstellungsschrank für die Bamberger Schuhfabrik Manz,⁴⁸ der vom Bildhauer Georg Morgenroth ausgeführt wurde. In Bamberg hatte Brochier 1898 dann auch den Rokoko-Festsaal im Alten Rathaus der Stadt restauriert.⁴⁹

Einen bedeutenden Auftrag erhielt Brochier in den Jahren 1893 bis 1896 durch den Fürsten Georg zu Schaumburg-Lippe. Für das Bückeburger Schloss erbaute und richtete er einen Festsaal⁵⁰ und mehrere Gesellschaftsräume in spätbarockem Geschmack neu ein.⁵¹ Das Schloss wurde damals erheblich erweitert. Das vermehrte Bedürfnis zur Repräsentation für den Fürsten Schaumburg-Lippe war wohl in der Tatsache begründet, dass er ein Schwager Kaiser Wilhelms II. war.⁵² Aus dem Jahre 1893 datiert ein phantasievoller Entwurf zur Vorhalle eines Jagdschlusses in der „Architektonischen Rundschau“.⁵³

Auf dem Schiff ‚Normannia‘ reiste Brochier 1893 in die USA, wo er am 14. Juli landete, um als „Juror“ für Industrie-Erzeugnisse auf der Weltausstellung in Chicago tätig zu sein.⁵⁴ Hier wurden auch mehrere Gegenstände nach seinen Entwürfen ausgestellt, beispielsweise ein Piano und ein Wandbrunnen.⁵⁵



Abb. 7: Festsaal des Bückeburger Schlosses.

Photo: Wikipedia CC BY-SA 3.0 (von Beckstet).

Nach diesen von vielfältigen, unterschiedlichen Tätigkeiten angefüllten Jahren, siedelte Franz Brochier schließlich nach Nürnberg um.⁵⁶ 1895 war er Professor an der Nürnberger Kunstgewerbeschule für Zeichnen nach ornamentalen Modellen geworden. Zwei Jahre später, 1897, wurde er dann zu deren Direktor berufen. Als Neuerung führte er den Werkstattunterricht ein und damit eine vermehrte Zuwendung zum Kunstgewerbe. Auch die Aufnahme von Schülerinnen fällt als Reform in seine Amtszeit. Allerdings waren diese in einer eigenen Klasse zusammen gefasst.⁵⁷ Bis zur Versetzung in den Ruhestand widmete sich Brochier der Leitung der Kunstgewerbeschule.⁵⁸

Er drängte den bisherigen „Nürnberger“-Stil zugunsten einer Art Heimatstil zurück, der trotz Vereinfachungen das

historische Vorbild erkennen ließ.⁵⁹ Die neue Organisation der Kunstgewerbeschule 1905/1906 hatte an der überkommenen, traditionsgebundenen Haltung der Schule nichts geändert, so dass es zur öffentlichen Kritik kam. Das Bayerische Gewerbemuseum wurde durch die Einführung des Jugendstils in seinen kunsthandwerklichen Meisterkursen ab 1901 führend gegenüber der Kunstgewerbeschule. Die Kunstgewerbeschule blieb unter Brochier, aber auch unter seinem Nachfolger, weiter dem musealen Historismus verhaftet.

In Nürnberg war er von 1903 bis 1920 auch Mitglied des Verwaltungsausschusses des Germanischen Nationalmuseums, Vorsitzender des Nürnberger Baukuntausschusses⁶⁰ und 2. Vorstand des Albrecht Dürer-Vereins.⁶¹ In den „Nürnberger Mit-

teilungen“ von 1928 findet sich folgender Eintrag: „Der Ausschuss für die Aufnahme der Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Nürnberg trat zum ersten Mal am 14. November 1901 zusammen. Es gehören ihm fast alle die vorhin genannten Herren an, dazu kamen aber nach und nach teils als Delegierte der Stadt, teils sonst als Zugewählte die Herren und Bürgermeister, später Geheimer Hofrat Ferdinand Ritter [...] sowie der Architekt und Kunstschuldirektor Professor Brochier.“⁶²

Neben seinen beruflichen Pflichten entwarf Brochier 1897 ebenfalls die Festbauten für das 12. Deutsche Bundesschießen und 1897/1898 das Geschäftshaus Leykauf in der Karolinenstraße, das 1945 zerstört wurde. Brochier leitete von 1902 bis 1903 den Ausbau der Elisabethen-

kirche⁶⁴ in Anlehnung an den Entwurf Wilhelm Ferdinand Lippers, wohl einer seiner ehrenvollsten Aufträge.⁶⁵ Für die 1911 erbaute St. Adalberokirche in Würzburg entwarf er den Ziboriums-Hochaltar. Ein neuromanischer Taufstein für die katholischen Pfarrkirche St. Anna in Mönchengladbach-Windberg, ausgeführt 1913, wurde ebenfalls von ihm konzipiert. Ja, selbst mit der Ausstattung des neuen Friedhofes in Meran war er beauftragt und führte diese durch.⁶⁶

1911 beteiligte sich Brochier unter dem Pseudonym ‚Dientzenhofer‘ an dem Wettbewerb für das Verkehrsmuseum in Nürnberg.⁶⁷ Daneben war Brochier auch als Preisrichter bei künstlerischen Wettbewerben tätig, so unter anderem für „künstlerische Entwürfe für Reklame-Plakate“.⁶⁸

Verwiesen sei ferner darauf, dass Brochier ein ausgezeichneter Aquarellist war.⁶⁹ So wurde 1912 das Aquarell „Hofecke am ehemaligen Bleicher'schen Hause in Nürnberg“, datiert 1892, öffentlich ausgestellt.⁷⁰ Besonders tat sich Brochier mit seinen vielen Entwürfen für das Kunsthandwerk hervor, so für Schmuck,⁷¹ Schreibzeug,⁷² Möbel,⁷³ Porzellan,⁷⁴ Tafelaufsätze und Pokale etc.⁷⁵

An dieser Stelle seien einige Beispiele für seine vielseitige Entwurfstätigkeit aufgeführt. Zunächst sei verwiesen auf die Jubiläumslade des Deutschen Brauerbundes, ausgeführt von Franz Kainzinger 1896, heute im Germanischen Nationalmuseum. Die Lade, ein herausragendes Objekt des Nürnberger Kunstgewerbes des 19. Jahrhunderts, ist eine Stiftung von Johann Carl, dem Eigentümer der „Allgemeinen Brauer- und Hopfenzitung“ zum 25-jährigen Jubiläum des Deutschen Brauerbundes. Sie wurde erstmals auf der 2. Bayerischen Landesaustellung 1896 in Nürnberg gezeigt.



Abb. 8: Das 1897/1898 von Franz Brochier erbaute Geschäftshaus Leykauf in der Karolinenstraße in Nürnberg.⁶³



Abb. 9: Die Jubiläumslade des Deutschen Brauerbundes, 1896 ausgeführt von Franz Kainzinger, heute im Germanischen Nationalmuseum. Photo: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg (M. Runge).

Ein Hauptwerk des späten Historismus in Nürnberg ist ein Pokal,⁷⁶ der ebenfalls 1896 auf der 2. Bayerischen Landesausstellung präsentiert und im folgenden Jahr von der Stadt Nürnberg als Ehrenpreis für das 12. Deutsche Bundesschießen in Nürnberg gestiftet wurde.⁷⁷ Der spätgotische Formen aufgreifende Pokal hat eine Höhe von 67,5 cm. Auf seinem Deckel ist eine Darstellung der Nürnberger Burg zu sehen, die seit der Reichsgründung zunehmend als nationales Symbol der wilhelminischen Epoche galt.⁷⁸ Dieser Pokal wurde mehrfach ähnlich variiert und imitiert.

Zum 80. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold 1901 spendeten die Hubertusritter einen prächtigen, großen Pokal nach den Entwürfen Brochiers.⁷⁹ Auch das „Patengeschenk“ der Stadt Nürnberg für den Kreuzer ‚Nürnberg‘, der am 29. August 1906 auf der Kaiserlichen Werft in Kiel vom Stapel lief und vom Oberbürgermeister Nürnbergs, Dr. Georg Ritter von Schuh, auf den Namen der Stadt getauft wurde, hatte Franz Brochier entworfen. Es handelt sich ebenfalls um einen als Tafelaufsatzt gedachten Pokal. Der Entwurf wurde im Atelier von Johann Christian Wich

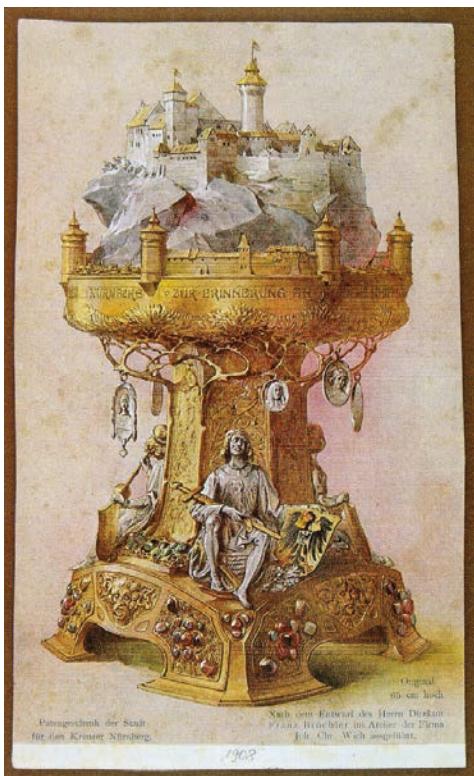


Abb. 10: „Patengeschenk“ der Stadt Nürnberg für den Kreuzer ‚Nürnberg‘, der 1906 auf der Kaiserlichen Werft in Kiel vom Stapel lief.⁸¹

ausgeführt und der Mannschaft bzw. dem Kapitän der ‚Nürnberg‘ übergeben.⁸⁰

Als Beispiele seiner umfangreichen grafischen Tätigkeit sei ein von ihm entworfenes Ehrendiplom für die „Deutsch-Nationale Kunstausstellung“ München 1888 erwähnt.⁸² Außerdem sei noch auf die Vignetten, zum Beispiel im Aufsatz von Leopold Gmelin, „Das deutschen Kunstgewerbe zur Zeit der Weltausstellung in Chicago 1893“⁸³ und das Titelblatt der „Illustrierten Kunstgewerblichen Zeitschrift für ‚Innen-Dekoration‘“ (1891 und folgende Jahre) hingewiesen.

Mit 74 Jahren verstarb Professor Franz

Brochier schließlich am 22. September 1926 in Nürnberg und wurde auf dem Johannisfriedhof beigesetzt. Sein Grab besteht bis heute.

Zu seiner Würdigung sei aus dem Nachruf der Nürnberger Zeitung zitiert: „Auf Grund besonderer Neigung wandte er sich vor allem der malerischen Architektur, der Innenausstattung und dem Kunstgewerbe zu. Zu seinen kunstgewerblichen Entwürfen, die alle einen stark persönlichen Charakter tragen, zählten Prunkgefäße, Schmuckkästen, Waffen, Bucheinbände, Adressen, Erzeugnisse der Keramik und der Glasmalerei. Er arbeitete viel für den königlichen Hof, u.a. auch für Prinzregent Luitpold und dessen Familie.“⁸⁴ Zu ergänzen wären hier noch Möbel, Gemälde und Ausstellungsgebäude: kein Gebiet der Architektur und der bildenden Kunst hat Franz Brochier ausgelassen.

An seine Arbeiten für den Kunstgewerbeverein in Bamberg hat sich zum Zeitpunkt seines Todes anscheinend schon niemand mehr erinnert. Auf die Frage, warum dieser geniale Zeichner und vielseitige Entwurfskünstler so vollkommen vergessen wurde, gibt es eine Reihe von Antworten: zum einen seine persönliche Bescheidenheit, die schon sein Vater, der ehemalige geheimer Kabinettssekretär des Inneren unter Ludwig II., 1892 angemerkt hatte,⁸⁵ zum anderen hatte er auch selbst sehr wenig veröffentlicht. Weit wichtiger aber dürfte sein, dass mit und nach der Entstehung des Bauhauses der Historismus über Jahrzehnte hinweg nur noch abschätzigen beurteilt wurde. Eine Aufarbeitung der Werke Franz Brochiers ist längst überfällig und wünschenswert, wird aber aufgrund seiner Heterogenität und räumlichen Verteilung sicher noch lange auf sich warten lassen.

Dr. Norbert Ruß studierte Medizin in Frankfurt am Main und Erlangen. Über 30 Jahre lang war er in Bamberg als Arzt niedergelassen und von 2009–2016 1. Vorsitzender des Historischen Vereins Bamberg. Seine Postanschrift lautet: Schützenstraße 1, 96047 Bamberg, E-Mail: dr.norbert.russ@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Die Portraitphotographie von Franz Brochier wurde auf Veranlassung von John Boyd Thacher 1894 aufgenommen, wie auch die Photos für alle weiteren Preisrichter zu der 1893 stattfindenden Weltausstellung in Chicago zum 400. Jahrestag der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus. Das Porträt wurde bei Hahn & Kirchgeorg, Nürnberg u. Fürth, angefertigt und hat sich als Druck mehrfach erhalten.
- 2 Taufmatrikel der katholischen Pfarrei St. Anna, München, Band 208, S. 16, Nr. 126.
- 3 Familienarchiv Heinz Hofmann, Egloffstein, freundliche Mitteilung 2012 [künftig: Fam A Hofmann].
- 4 Ebd.
- 5 Franz' Vater, Eugen Brochier, stammte aus der 2. Ehe von Michel Sauveur Brochier mit Josephine Habann. Als Michel Brochier, der in Diensten des Prinzen Eugène Beauharnais stand, nach Bayern kam, wurde er nach Eichstätt gesandt, um dort für seinen Herrn (der Prinz und Fürst von Leuchtenberg geworden war) organisatorische Dienste im neuenfürstlichen Haushalt zu übernehmen. Da er die deutsche Sprache nicht verstand, half ihm die junge Josephine Habann bei seiner Arbeit, indem sie seine Aufträge den Bediensteten desfürstlichen Haushalts vermittelte. Sie hatte Französisch im Institut der ‚Englischen Fräulein‘ erlernt und war für ihn in dieser Situation eine große Hilfe. Aus dieser gemeinsamen Aufgabe heraus entwickelte sich eine enge Beziehung und Zuneigung, die bald in eine Ehe mündete; Fam A Hofmann.
- 6 „Verzeichniß der sämtlichen Schüler und Schülerrinnen, welche im Schuljahre 1862/63 in den deutschen Werktags-Schulen der Königlichen Haupt- und Residenzstadt München sich öffentlicher Preise oder rühmlicher Bekanntmachung würdig gemacht haben nebst einem Vorberichte über den Zustand dieser Schulen“; München (1863).
- 7 Jahresbericht über die Königliche Kreis-Gewerbe-Schule zu München; 1864/65; Jahresbericht über die Königliche Kreis-Gewerbe-Schule zu München; 1865/66; Jahresbericht über die Königliche Kreis-Gewerbe-Schule zu München; 1866/67.
- 8 Jahresbericht der Königlichen Polytechnischen und der Bau- und Ingenieurschule zu München; für das Studienjahr 1867/68.
- 9 Schreiben von Eugen Brochier im Fam A Hofmann.
- 10 Dann, Thomas: „Die Behandlung der Ornamentik wie des Figürlichen ist ganz entzückend“. Zwei historistische Raumausstattungen im Detmolder Schloss nach Entwürfen des Münchner Architekten Franz Brochier, in: Rosenland. Zeitschrift für lippische Geschichte. Rheine, Nr. 6 (April 2008).
- 11 Nachruf in der „Nürnberger Zeitung“ zum Tode von Herrn Brochier, † 22.09.1926.
- 12 Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbe-Vereins zu München [künftig: ZBKGV]. München 1877, Tafeln 17 u. 18.
- 13 Saal 38.
- 14 Götz, Norbert/Schack-Simitzis, Clementine (Hrsg.): Die Prinzregentenzeit. Katalog der Ausstellung im Münchner Stadtmuseum. München 1988, S. 304f.
- 15 Wie Anm. 12.
- 16 „Mit 25 Jahren hatte es Franz in seinem Handwerk bereits zu einem Bekanntheitsgrad gebracht, der ihm selbstständige Aufträge sicherte, wie z.B. seine Entwürfe und Planungen für die Innenausstattungen und Gartenanlagen des Schlosses Herren Chiemsee“; Fam A Hofmann.
- 17 Diefenbacher, Michael/Endres, Rudolf (Hrsg.): Stadtlexikon. Nürnberg 2. Aufl. 2000.
- 18 ZBKGV 1888, Heft 11.
- 19 * 13.10. 1863 in München, † 1946 ebd.
- 20 125 Jahre Bayerischer Kunstgewerbeverein. Hrsg.: Münchner Stadtmuseum. München 1976, S. 80ff. u. S. 237.
- 21 Brochier hatte vier Kinder: 1883 Eduard, 1885 Bertha, 1887 Karl, der 1899 im Chiemsee ertrank, u. 1897 Annemarie. Fam A Hofmann.
- 22 Braun, Karl: Vom 7. Deutschen Bundesschießen in München. München 1881.
- 23 Alle Entwürfe in der „Architektonischen Rundschau“ (1885); Blick in ein reich geschmück-

- tes Vestibül mit Treppe und Brunnen, Ideal-Darstellung eines Landhauses, Jagdzimmer.
- 24 Vgl.: 125 Jahre Bayerischer Kunstgewerbeverein (wie Anm. 20), S.40 u. S. 116. S.a. S. 126, Nr. 239: Firmenschildhalter.
- 25 Mundt, Barbara: Historismus. Kunstgewerbe zwischen Biedermeier und Jugendstil. München 1981, S. 328, S. 332.
- 26 Kandelaber 1875/1886, Herrenchiemsee, Neues Schloss; Photo Marburg, Photo: Aufsberg, Lala; Aufnahme-Nr. 768.224; Aufn.-Datum: 1941/1976.
- 27 13.06.1886.
- 28 Dann, Thomas: Franz Brochier als Ausstatter für das Detmolder Schloss, in: Weltkunst. Bd. 78 (2008), Heft 5; ders.: „Die Behandlung der Ornamentik wie des Figürlichen ist ganz entzückend“. Zwei historistische Raumausstattungen im Detmolder Schloss nach Entwürfen des Münchner Architekten Franz Brochier, in: Rosenland. Zeitschrift für lippische Geschichte 6/ 2008, S. 10ff.
- 29 Stadtarchiv Detmold, L 98 Nr. 583: Brief F. Brochiers v. 13.07.1886.
- 30 Renaissance der Renaissance. Katalog zur Ausstellung. Weserrenaissance-Museum Schloss Brake bei Lemgo. München 1992, Abb. 504ff. u. S. 492f.
- 31 Götz/Schack-Simitzis: Prinzregentenzeit (wie Anm. 14), S. 340.
- 32 Chevally, Denis u. A.: Denkmäler in Bayern. Landeshauptstadt München. Südwest. Bd. 1. München 2004.
- 33 Salvisberg, Paul von: Chronik der Deutsch-Nationalen-Kunstgewerbeausstellung in München 1888. München 1888, S. 326.
- 34 Ebd., S.150ff.
- 35 Dengler Schreiber, Karin: Gg. M. Müller Bamberg 1781–1881. Bamberg 1981, Abb. 28.
- 36 Bayerische Staatsbibliothek München, Kunstgewerbeausstellung (Schriften, welche sich auf die in München abgehaltene Kunstgewerbeausstellung beziehen).
- 37 Möbel aus Franken. Oberflächen und Hintergründe. Hrsg.: Bayerisches Nationalmuseum München. München 1991, S. 76ff. u. S. 95.
- 38 [Leitschuh, F.]: Bamberg auf der II. Bayrischen Landes-, Gewerbe- und Kunst- Ausstellung. Bamberg 1896. Hier wird die Ausstellung in einen „integrierten“ und einen kleinen „nicht integrierten Teil“ unterschieden. Der Großteil, der „Integrierte“, ist nach den Entwürfen Brochiers erfolgt, ohne dass das bei jedem Objekt eigens mitgeteilt wird. So kann man die Urheberschaft Brochiers für den Entwurf zu einem „Speisezimmer im Stil des 17. Jahrhunderts“, ausgeführt von den Firmen Bottler und Jakob, Bamberg, der „Illustrierten Kunstgewerblichen Zeitschrift für Innen-Dekoration“ [künftig: IllZfid] 8 (1897), Abb. 544, entnehmen. Bei Leitschuh wird das nicht eigens vermerkt.
- 39 IllZfid 8 (1897), Abb. 544.
- 40 [Leitschuh]: Bamberg (wie Anm. 38).
- 41 Photographien der Zimmer und der Kapellenausstattung in: Schmeusser, Heinrich: Denkschrift zur Erinnerung an die Beteiligung oberfränkischer Industrieller und Gewerbetreibender bei der Zweiten Bayerischen Landes-, Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung in Nürnberg 1896. Bayreuth 1896, S. 96ff.
- 42 Photographien ebd.
- 43 Die Altarfiguren des hl. Heinrich und der hl. Kunigunde wurden durch einen hl. Dominikus und eine hl. Katharina von Siena ersetzt und befinden sich jetzt auf der Empore der Klosterkirche.
- 44 Machilek, Franz: Das Dominikanerinnenkloster zum Heiligen Grab in Bamberg. Passau 2006, S. 28ff.
- 45 Brochier hatte wohl für einen Raum bzw. einige Räume die Barock- und Rokoko-Wandabwicklungen von nicht verwirklichten Entwürfen Franz Paul Stulbergers für den Hubertus-Pavillon in Linderhof als Vorbild vor Augen, wie erhaltene Stuckdecken im Flügel Friedrichstraße 2 des Gebäudes in Bamberg nahelegen.
- 46 Brochier ist mündlich für die Ausstattung des Hauses Schützenstraße 1 überliefert. Ein gleichartig gearbeitetes und geschnitztes Möbel (Ausstellungsschrank der Firma Manz), 1896 nach Entwürfen Brochiers gefertigt, befindet sich heute im Besitz der Bürgerspitalstiftung im ehemaligen Kloster St. Michael, Bamberg.
- 47 ZBKGV 1877, Tafeln 17 u. 18. „Entwurf zu einem Schranke mit eingelegter Arbeit“.
- 48 Vgl. [Leitschuh]: Bamberg (wie Anm. 38), S. 8.
- 49 Breuer, Tilmann/Gutbier, Reinhard: Die Kunstdenkmäler von Oberfranken. Stadt Bamberg. Innere Inselstadt. München 1990, S. 283; die diesen Vorgang betreffenden Akten waren 2013 im Stadtarchiv Bamberg nicht mehr auffindbar.

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur
70. Jahrgang 2018

Inhalt

(Die Seitenzahlen des Sonderheftes 2018 sind mit Asteriskus [*] gekennzeichnet)

I. Geschichte

<i>Biernoth, Alexander</i>	Zum 450.Todesjahr von Albrecht von Preußen (1490–1568)	77
<i>Hau, Manfred</i>	Die jüdische Gemeinde in Tauberbischofsheim	216
<i>Hau, Manfred</i>	Das „Limbachhaus“ von 1481	225
<i>Haug-Zademack, Kerstin</i>	Der Raum zur Erinnerung an die ehemaligen jüdischen Mitbürger Tauberbischofsheims im Limbachhaus	232
<i>Losert, Klaus</i>	<i>Das Fahr gehört allein dem Kloster –</i> Geschichte und Ge- schichten von der Mainfähre in Heidingsfeld (2. Teil: Von der frühen Neuzeit bis zum 20. Jahrhundert)	3
<i>Müller, Hermann</i>	Aus der Geschichte Tauberbischofsheims	144
<i>Papp, Alexander von</i>	Der Graf aus Sommerhausen im Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner	80
<i>Schötz, Hartmut</i>	Rügland und sein immigrierter Türke	75
<i>Welker, Manfred</i>	Seit 1964 verbindet eine Europastraße Franken – die A 3	35
<i>Welker, Manfred</i>	Heimatvertriebene im Landkreis Höchstadt a.d. Aisch: Eine Chronik der ersten Nachkriegsjahre	84
<i>Wieland, Claudia</i>	Das Hospital Tauberbischofsheim – eine Sozialeinrich- tung im Wandel der Zeit	158

II. Kunst

<i>Artinger, Kai</i>	Handzeichnung und Holocaust. Die Bücher- und Kunstsammlung der Ansbacher Kauffrau Regina Weiss	92
<i>Braun, Lothar</i>	Der Hofheimer Bildhauer Karl Albert (1743–1819). Leben und Werk	44

<i>Haug-Zademack, Kerstin</i>	Die heilige Lioba und Tauberbischofsheim	174
<i>Höverkamp, Ingeborg</i>	Zum Gedenken an die Autorin Elisabeth Engelhardt aus Leerstetten zum 40. Todestag	238
Korrektur		240

III. Kultur

<i>Biernoth, Alexander</i>	Fränkische Ballonfahrt vor über 230 Jahren	49
<i>Brandenstein, Heike von</i>		
<i>Hau, Manfred</i>	Wirtschaft und Tourismus in Tauberbischofsheim	193
	Akademische Ferienverbindung „Tuberania“ zu Tauber- bischofsheim	258
<i>Haug-Zademack, Kerstin</i>	Schulen in Tauberbischofsheim – Von der Klosterschule des 8. Jahrhunderts bis zum entfalteten Schulwesen im 21. Jahrhundert	241
<i>Himmler, Rudolf</i>	Ein ‚National Trust‘ für Bayern als ganz besondere Geburtstagsaktion	113
<i>Müller, Hermann</i>	Das Konvikt in Tauberbischofsheim	252
<i>Wamser, Gernot</i>	Das Tauberfränkische Landschaftsmuseum in Tauberbi- schofsheim – seine Geschichte und seine Sammlungen . .	186
<i>Wölfel, Winfried / Braun, Peter</i>	Die ehemalige Einöde Entenlohe bei Gottfriedsreuth . .	51

IV. Aktuelles

<i>Stenger, Eduard</i>	Sonderausstellung des Lohrer Schulumuseums: Die Kartoffel in der Schule	56
<i>Kammel, Frank Matthias</i>		
<i>Feuerbach, Ute</i>	Die Kreuzwegstationen von Adam Kraft im Germa- nischen Nationalmuseum. Restaurierung mit neuen Erkenntnissen	118
	Erfolgreiche Volkacher Ausstellung „Vom Untertan zum Staatsbürger. 200 Jahre erste bayerische Verfassung im Landkreis Kitzingen“ auch andernorts zu sehen	205
	Tag der bayerischen Landesgeschichte in Würzburg am 15. Oktober 2018	206
	„Barockmusik in Franken“. Ein Benefiz-Projekt für den Orgelneubau der Erlanger St. Matthäuskirche	266
	Allen Mitgliedern des Geschichts- und Heimatvereins Kreuzwertheim e.V. ein herzliches Willkommen im FRANKENBUND!	267

V. Bücher zu fränkischen Themen 60, 121, 207, 59*

VI. Frankenbund intern

Mainschiffahrt am Freitag, 8. Juni 2018, von Würzburg nach Ochsenfurt mit Zwischenhalt in Eibelstadt	69
Orgelwanderung – eine neue Veranstaltungsreihe des FRANKENBUNDES	71
Neuer Termin: 22. September 2018 für den 7. Fränkischen Thementag rund um Fränkische Dialekte	72
<i>Biernoth, Alexander Stengel, Siegfried</i> Unser Erster Bundesvorsitzender Herr Dr.Paul Beinhofer wurde 65 Jahre alt!	135
Aktivitäten zum Tag der Franken in Ansbach	135
Burgen-Schlösser-Dynastien: Die Hohenzollern in Franken. 2.Oberfränkische Regionalfahrt am 15. September 2018.Von schwäbischen Ministerialen zu Burggrafen in Nürnberg, Markgrafen, Kurfürsten, Königen und deutschen Kaisern (nebst Anmeldebogen in der Heftmitte)	137
<i>7. Fränkischer Thementag 2018: Fränkische Dialekte am 22. September 2018 in Arnstein/Unterfranken</i>	138
Programm des 7. Thementags in Arnstein	140
Achtung Adressenänderung!	117
Spenden erwünscht	185
Nachruf auf Bundesfreund Dr. Alexander von Papp	209
<i>Blessing, Werner K.</i> Unser Bundestag erstmals in Tauberfranken	209
<i>Bergerhausen, Christina</i> Einladung zum 89. Bundestag!	211
<i>Bergerhausen, Christina</i> Der FRANKENBUND gratuliert Frau Dr. Verena Friedrich und Herrn Professor Dr. Helmut Flachenecker zum 60. Geburtstag	212
<i>Bergerhausen, Christina</i> Die Stadt Würzburg hat unserem 1. Vorsitzenden ihre Behr-Medaille verliehen	269
<i>Bergerhausen, Christina</i> Orgelwanderung 2018	271
<i>Bergerhausen, Christina</i> Unsere dienstälteste Gruppenvorsitzende Frau Ingeborg Walther aus Aschaffenburg ist verstorben!	272
<i>Bergerhausen, Christina</i> Gunter Ullrich – Maler, Graphiker, Kunstpädagoge und langjähriger 1. Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe Aschaffenburg – ist tot!	272
Vorgemerkt: Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2019	273
Der FRANKENBUND wird in zwei Jahren 100 Jahre alt – das muss gefeiert werden!	274
Ein passendes (Weihnachts-)Geschenk	275
<i>Süß, Peter A.</i> Der FRANKENBUND protestiert gegen die geplante Streichung des Lehrstuhls für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte an der Universität Erlangen	275
<i>Gernert, Jürgen</i> Bericht über den 89. Bundestag des FRANKENBUNDES am 20. Oktober 2018 in Tauberbischofsheim	278
Laudatio auf Herrn Altlandrat Georg Denzer anlässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES am 20. Oktober 2018 in Tauberbischofsheim	282

VII. Sonderheft 2018: „Fränkische Dialekte“

<i>Feser, Benedikt</i>	Der Dialekt braucht die Dörfer	49*
<i>Fritz-Scheuplein, Monika</i>		
<i>Glawatz, Henning</i>	Dialekte in Franken – ein Überblick	6*
<i>Haberkamm, Helmut</i>	Schloss Büchold – Ein Juwel im Herzen Unterfrankens ..	52*
<i>Klepsch, Alfred</i>	Mundart bedeutet Vielfalt und Kraftquelle	36*
	Fränkischer Wortschatz. Seine Erforschung und Verbreitung	28*
<i>Popp, Bertram</i>	Der Urigel und des Wischkästla – alte und neue Dialektbegriffe in Oberfranken	45*
<i>Schunk, Gunther</i>	Regionalität und Sprache. Der Dialekt nach der Jahrtausendwende, am Beispiel von Mainfranken	23*
	Zu diesem [Sonder-]Heft „Fränkische Dialekte“	3*

- 50 Der Festsaal, den Brochier im Neurokoko auszustatten hatte, war 9 Meter hoch, 12 Meter breit und fast 24 Meter lang.
- 51 Brochier, Franz: Fürstliches Residenzschloss. Bückeburg, in: Blätter für Architektur und Kunsthantwerk 13. Jg. (1900), Tafel 118.
- 52 Borggrefe, Heiner: Schloss Bückeburg: höfischer Glanz – fürstliche Repräsentation. Hannover 2008.
- 53 Architektonische Rundschau, Stuttgart 1893, S. 281.
- 54 Unsere Weltausstellung. Eine Beschreibung der Columbischen Weltausstellung 1893. Chicago 1894, S. 244.
- 55 Gemelin, Leopold: Das deutsche Kunstgewerbe zur Zeit der Weltausstellung in Chicago 1893, in: Unsere Weltausstellung. Beschreibung der Columbischen Weltausstellung 1893. Chicago 1894, S. 16, S. 51 u. S. 57.
- 56 1910 wohnte er in der Lindenaststraße 10.
- 57 Pese, Claus: Das Nürnberger Kunsthantwerk des Jugendstils. Nürnberg 1980 u. Pese, Claus: Jugendstil aus Nürnberg. Stuttgart 2007.
- 58 Jahresbericht der königlichen Kunstgewerbeschule Nürnberg für das Schuljahr 1895, und folgende.
- 59 Kluxen, Andrea M.: Die Geschichte der Kunstakademie in Nürnberg 1662–1998, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 59 (1999), S. 189ff.
- 60 Vgl. a.: Grieb, Manfred (Hrsg.): Nürnberger Künstlerlexikon. München 2007.
- 61 Nachruf in der „Nürnberger Zeitung“: Zum Tode von Herrn Brochier, 22.09.1926.
- 62 Nürnberger Mitteilungen. 1928, Bd. 29, S. 28.
- 63 Stadtarchiv Nürnberg A41_II_LR_114_42.
- 64 Deutsche Bauzeitung. Berlin 1901, Nummer 97, S. 608.
- 65 Schrötter, Georg: Die Kirche der heil. Elisabeth in Nürnberg (Ehemalige Deutschordenskirche). Zur Erinnerung an ihren Ausbau und ihre Wiedereröffnung am 6. Dez. 1903. Mit einem Anhang: Der Ausbau der Elisabethkirche von Jakob Hauck. Mit drei Abbildungen. Nürnberg 1903.
- 66 Nachruf (wie Anm. 61).
- 67 Deutsche Bauzeitung, Berlin 1911, Nr. 65 vom 16.8.1911, S. 563.
- 68 Deutsche Bauzeitung, Berlin 1898, S. 620.
- 69 Seine Aquarelle werden noch heute im Kunsthandel angeboten.
- 70 Nürnberger Künstlerlexikon (wie Anm. 60).
- 71 125 Jahre Bayerischer Kunstgewerbeverein (wie Anm. 20), S. 184.
- 72 Zeichnungen im Bestand des Architekturmuseums Berlin: Schreibzeug, Ebenholz, Inventarnummer 403.
- 73 Bahns, Jörn: Zwischen Biedermeier und Jugendstil. Möbel im Historismus. München 1987, S.124 u. S. 127.
- 74 Hier die Entwürfe für Ludwig II.: Herrenchiemsee, Waschgarnitur aus Meißener Porzellan für das Schlafzimmer des kleinen Appartements. S. Prinzregentenzeit (wie Anm. 14), S. 348.
- 75 Bei den hier aufgeführten Arbeiten Brochiers kann es sich nur um einen Überblick handeln.
- 76 ZBKGV 1896, S. 80.
- 77 München, Stadtmuseum, Inventar-Nummer I.1011. Es handelte sich um eine Leihgabe der Kgl. privil. Hauptschützengesellschaft München an das Münchner Stadtmuseum, die 2007 wieder zurückgegeben wurde.
- 78 125 Jahre Bayerischer Kunstgewerbeverein (wie Anm. 20), S. 126 u. S. 128; Prinzregentenzeit (wie Anm. 14), S. 304f.
- 79 Nachruf (wie Anm. 61); 125 Jahre Bayerischer Kunstgewerbeverein (wie Anm. 20).
- 80 Nach Kriegsausbruch am 14.06.1914 brachte die ‚Nürnberg‘ bei der Seeschlacht von Coronel, den bereits schwer beschädigten britischen Panzerkreuzer ‚Monmouth‘ zum Sinken. Am 08.12.1914 ereilte die ‚Nürnberg‘ das gleiche Schicksal, in der Falklandschlacht versank sie mit 327 Mann. Der Pokal dürfte noch auf dem Meeresgrund liegen.
- 81 Fam A Hofmann.
- 82 125 Jahre Bayerischer Kunstgewerbeverein (wie Anm. 20), S. 123ff.
- 83 Wie Anm. 55.
- 84 Nachruf (wie Anm. 61).
- 85 Fam A Hofmann.

Martin Weichmann

90 Jahre Bergwaldtheater Weißenburg – Ein Beitrag zur wechselvollen Geschichte der traditionsreichen Aufführungsstätte

Anlässlich des 90-jährigen Bestehens der Naturbühne „Bergwaldtheater“ knüpft die Stadt Weißenburg mit einer Eigenproduktion unter professioneller Regie sowie begleitenden Veranstaltungen an ihre alte Theatertradition an. Neben der Inszenierung des Stücks „Der Lebkuchenmann“, das der österreichische Theater- und Romanautor ‚Franzobel‘ eigens für Weißenburg schrieb, erinnert eine Sonderausstellung mit Bildern und Plakaten aus der in den 1930er Jahren in Weißenburg entstandenen Sammlung „Die Deutsche Naturbühne“ an die ‚Goldenzen Zeiten‘ des „Bergwaldtheaters“.

Die Anfänge

Die Weißenburger Freilichtbühne verdankt ihre Gründung vor 90 Jahren weniger kulturellem Enthusiasmus als vielmehr den Folgen wirtschaftlicher Not. Vor allem die von den Bestimmungen des Versailler Vertrages verursachte Schwächung der leonischen Industrie, die bis zum Ausbruch des Krieges 1914 der wichtigste Erwerbszweig und bedeutendster Arbeitgeber in der ehemaligen Reichsstadt gewesen war, führte zu erheblichen wirtschaftlichen Einbußen und hoher Arbeitslosenquote. Bereits in den frühen 1920er Jahren erfolgte ein erster Versuch, mit der Etablierung eines Historienspiels auf der

Würzburg den Fremdenverkehr nach Vorbild der benachbarten Städte Rothenburg und Dinkelsbühl zu beleben. Eine entsprechende Umsetzung scheiterte letztendlich wohl weniger an der vom damals amtierenden Bürgermeister Karl Danler geäußerten Skepsis, der meinte, eine „*Inflation von Heimatspielen*“, die sich nachgerade zu einer „*allgemeinen Festseuche*“ ausgewachsen habe, festgestellt zu haben. Vielmehr erlangte es eines schlüssigen Konzepts und einer überzeugenden Textvorlage. Erst mit Amtübernahme des kulturbeflissensten Bürgermeisters Dr. Hermann Fitz im Jahr 1927 erhielt der Festspielgedanke neue Impulse. Fitz soll es auch gewesen sein, der in einem aufgelassenen Steinbruch über Weißenburg den geeigneten Platz für eine Freilichtbühne ausmachte. Unter Federführung eines örtlichen Gartenbaumeisters entstand am Rande des Stadtwaldes mit behutsamen Eingriffen in die vorhandene Substanz ein Naturtheater, das am 29. Juni 1929 mit der Aufführung des „Weißenburger Waldspiels“ eingeweiht wurde.

Egon Schmid und das Deutsche Nationaltheater

1930 trat, zunächst nur mit theoretischen Betrachtungen, Egon Schmid zum ersten Mal im Umfeld des Bergwaldtheaters in Erscheinung. Er sollte die Geschicke der Bühne für die nächsten knapp zehn Jahre maßgeblich bestimmen und dazu beitra-

gen, dass die Weißenburger Freilichtbühne nicht nur zu einer überregional beachteten Aufführungsstätte avancierte, sondern auch, dass von hier wichtige Impulse zu den damals intensiv geführten Diskussionen um eine grundlegende Theaterreform ausgingen. Gleich in seinem ersten Beitrag zur Naturbühne Ludwigshöhe, die auf Schmids Anregung auch ihren Namen „Bergwaldtheater“ erhielt, ließ der studierte Musik- und Theaterwissenschaftler seine bedingungslose Leidenschaft für das Naturtheater erkennen. Hier in Weißenburg sei nach seiner Überzeugung eines „der stilreinsten und vollkommensten Freilichttheater“ entstanden, das „allein schon durch [seine] unvergleichliche Schönheit die Herzen der Welt zu erobern im Stande“ sei.¹

Nach intensiver Beschäftigung mit den örtlichen Gegebenheiten erkannte Schmid rasch großes Potential, für ihn ein „Bereich der unbegrenzten Möglichkeiten.“² Unter

Ausnützung der natürlichen Anlage zahlreicher kleinerer Einzelbühnen und Spielplätze unter dem Blätterdach mächtiger Buchen sah er optimale Voraussetzungen für die Umsetzung seiner Idee des ‚Simultanfreilichttheaters‘. Mit den Erfahrungen aus der Arbeit an zahlreichen anderen Bühnen machte sich Schmid daran, seine Pläne zur Professionalisierung des bis dahin von Laien dominierten Spiels im Freien zu perfektionieren. In direkter Linie knüpfte er dabei an Reformbestrebungen des aufkeimenden Nationalismus an, die schon Jahre zuvor ein „Theater mit höheren Zielen“ forderten, dessen Verwirklichung vor allem vom Freilichtspiel, dem „Ursprung und Quell jedes Nationalen Theaters“, ausgehen müsse.³

Am Beispiel des „Bergwaldtheaters“, für Schmid das „Ideale einer Naturbühne“, stellte er in einer noch im selben Jahr publizierten Studie die Zusammenfassung der Grund-



Abb. 1: Das Bergwaldtheater in seinen Anfangsjahren, um 1930.

Photo: Stadtarchiv Weißenburg i.Bay., Nachlass Schmid III.A.7 (157).

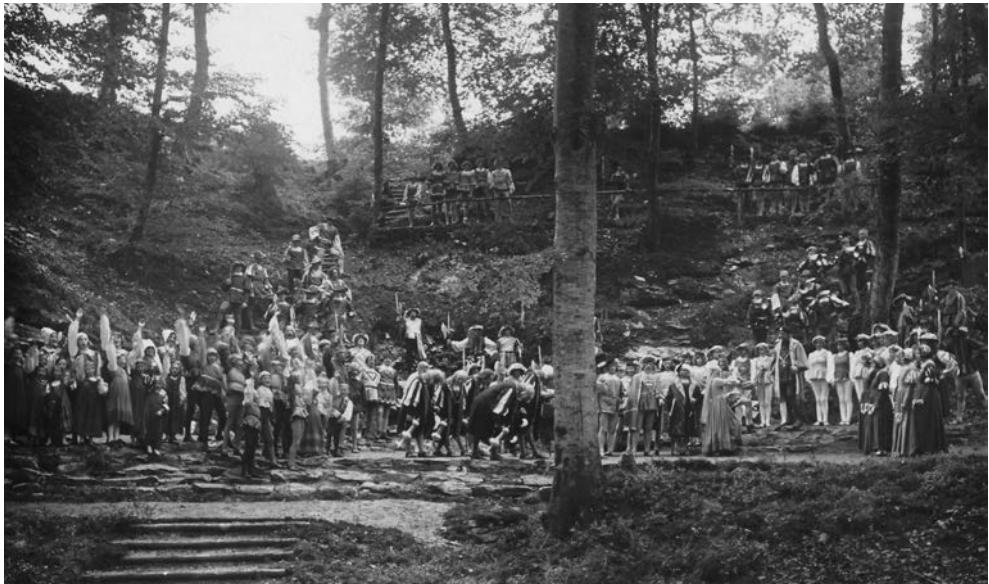


Abb. 2: Massenszene aus dem „Weißenburger Waldspiel“, 1929.

Photo: Stadtarchiv Weißenburg i.Bay., Verkehrsverein.

züge seiner Theaterideologie vor. Seine Theorien sollten in den folgenden Jahren einen wichtigen Bestandteil der Diskussion um die Zukunft der Freilichtbewegung darstellen. Nur durch grundlegende Veränderung der Gesellschaft, der Kultur und eben auch des Theaters schien es Schmid und anderen, meist national konservativen Kreisen nahestehenden Kritikern der bestehenden Theaterlandschaft, möglich, dem angeblich von der Politik der Weimarer Republik ausgelösten Kulturverfall entgegen zu wirken. Während nach 1933 unter dem Schlagwort „Kulturbolschewismus“ gegen diesen vermeintlichen Niedergang überwiegend mit restriktiven Mitteln wie Berufs-, Aufführungs-, und Ausstellungsverboten vorgegangen wurde, stand in den Jahren vor der NS-Machtübernahme ein konstruktives Streben nach Entwicklung einer neuen, eigenen Form im Vordergrund.

Die „Erste Tagung Deutscher Dramatiker und Naturbühnenleiter“

Um seine Ideen und Thesen zur zeitgemäßen Entwicklung des Theaters im Freien zur Diskussion zu stellen und einem größeren Publikum in der Praxis bekannt zu machen, berief Schmid im Juli 1932 in Weißenburg eine „Tagung Deutscher Dramatiker und Naturbühnenleiter“ ein. Vor einer großen Anzahl von Kulturschaffenden erläuterte er in Vorträgen, Diskussionen und Modellaufführungen im Bergwaldtheater seine Vorstellungen. Die Umerziehung sowohl des Schauspielers als auch des Zuschauers aus seelisch-geistiger Sicht stand für den Regisseur dabei im Vordergrund. Im vertikal grenzenlosen Raum des Waldes spiegelte sich für Schmid die Sehnsucht des Volkes nach Erlösung und Freiheit wider. Die künstlerisch wichtigste Maßnahme war für Schmid und seine Mitstreiter die radi-

kale Reduktion: die Verdichtung der literarischen Vorlage auf die zentrale Idee nach Vorbild des expressionistischen Dramas. Die zusätzliche Reduktion von Bühne und Kulisse sollte dem ‚neuen Schauspieler‘ ermöglichen, wieder als Individuum im Vordergrund zu stehen und in seiner Rolle zum „*großformatigen Menschen sowohl des Geistes wie der Seele*“ zu werden.⁴ Der barrierefreie Bühnenraum mit seinen fließenden Übergängen sollte darüber hinaus die Möglichkeit einer Verschmelzung von Schauspielern und Publikum ermöglichen und so Basis einer ‚neuen Volksversammlung‘ sein.

Mit seiner Bestellung zum künstlerischen Leiter am Bergwaldtheater war Schmid bereits ab der Spielsaison 1931 die Möglichkeit gegeben, seine Ideen auf der Bühne in die Tat umzusetzen. Erster Höhepunkt seines Wirkens waren die Festspiele im Jahr 1932, in dem der Belagerung Weißenburgs durch die Schweden im Jahr 1632 gedacht wurde. Zu diesem Anlass brachte Schmid unter anderem erstmals Schillers Wallenstein-Trilogie an einem Stück auf die Freilichtbühne. Neben einem Stamm an professionellen Schauspielern, welche die Hauptrollen besetzten, sorgte, wie schon im Gründungsjahr, eine große Schspielfreudiger Weißenburger in Nebenrollen, in chorisch angelegten Massenszenen, bei Ballett- und Musikeinlagen, als Helfer vor und hinter der Bühne zu einer besonders engen Beziehung der Bürger zu ‚ihrem Bergwaldtheater‘. Stadtführungen, die parallel veranstalteten „Hans-Sachs-Spiele“ auf einer Grünfläche in der Altstadt, die Unterbringung der Schauspieler in Privatquartieren, Fackelzüge, mit denen man die Festspielgäste zu den Zügen begleitete, sorgten für eine ganz besondere Festspielatmosphäre, an der die gesamte Bevölkerung Anteil nahm.

Die Deutsche Naturbühne-Sammlung Egon Schmid

Neben den eigentlichen Festspielen und der Dramatikertagung hob Schmid 1932 die Ausstellung „Deutsche Freilichtbühnen“ aus der Taufe, mit der er die historische Bedeutung und Tradition des Freilichtspiels zu untermauern suchte. Neben Illustrationen antiker Theater aus den Beständen der Theatermuseen München und Köln präsentierte Schmid Plakate namhafter Graphiker wie L. Hohlwein, W. Willmann und A. Barbarino sowie Bilder und Zeichnungen der wichtigsten deutschen und ausländischen Naturbühnen aus dem Bestand seiner Sammlung „Die Deutsche Naturbühne-Sammlung Egon Schmid“. Anhand der kurzen Geschichte dieser Sammlung lässt sich auch in aller Kürze der weitere Weg der Naturtheaterbewegung darstellen: im Juli 1933 läutete die Präsentation der in Weißenburg entstandenen Ausstellung am Theaterwissenschaftlichen Institut der Universität Köln eine neue Ära, nicht nur für das Bergwaldtheater, sondern für das gesamte Freilichtspielwesen ein: als „*einzigster Hort der völkischen Erneuerung und Erhebung zur Zeit der geistigen und politischen Verwirrung*“ wurde im Zusammenhang der Ausstellungseröffnung in Köln den Freilichtbühnen erheblicher Anteil am Erfolg der ‚völkischen Revolution‘ angedichtet. Nach kurzer Euphorie über das von den neuen Machthabern gezeigte Interesse an der von Schmids Ideen getragenen Neuaustrichtung des Theaterspiels unter freiem Himmel wurden wesentliche Bestandteile seiner Naturtheaterideen vom neu gegründeten „Reichsbund der Deutschen Freilicht- und Volksschauspiele“ usurpiert. Der leicht abgewandelte Titel der Ausstellung auf ihrer letzten Station 1934 in Erfurt

wies die von NS-Propagandaminister Goebbels selbst vorgegebene Richtung der folgenden Jahre: „Ausstellung Deutsche Freilichtbühnen und Thingplätze“. Unter dem Namen „Thingspiel“, das wichtige gestalterische Elemente der Naturbühnenbewegung wie den Tanz-, Sprech- und Singchor, die vollständige Öffentlichkeit der Aufführung und die allseitige Zugänglichkeit der Bühne aufgriff, war das neue Ziel, in einem „*Theater der Fünfzig- und der Hunderttausend Volk und Bühne wieder zusammenbringen*“ und den „*letzten Volksgenossen in den Bann der dramatischen Kunst zu ziehen.*“⁶

Frühe Annäherung an die NS-Bewegung – Der „Fall Erika Mann“

Auch wenn sich zeigen lässt, dass bei der Organisation der Weißenburger Festspiele vor 1933 keine erkennbar von Parteipolitik beeinflussten Entscheidungen getroffen wurden, öffnete sich das Bergwaldtheater früh dem rechten Spektrum. Das Taktieren des parteilosen Bürgermeisters Fitz und Egon Schmids Nähe zur NS-Ideologie, die er allerdings zunächst nicht offen zur Schau stellte, bescherte dem Bergwaldtheater schon im Jahr vor der Machtübernahme den Ruf eines „nationalsozialistischen Unternehmens“. Da die NS-Bewegung politisch zunehmend an Bedeutung gewann und die Zahl ihrer Sympathisanten gerade in Franken stetig anwuchs, wurde dieses Etikett nicht zuletzt aus wirtschaftlichem Interesse stillschweigend geduldet, machte aber früh für wiederholte Einflussnahme völkischer Gruppierungen anfällig. Nachdem der für die Organisation verantwortliche Verkehrsverein bereits aus Rücksicht auf eventuelle Befindlichkeiten national-konservativer Kreise das eigens für Weißenburg geschriebene und

fest für das Programm des Jahres 1932 ein geplante Stück „Fluch über Christin“ aus der Feder des damals in Weißenburg lebenden Autors A.O. Stolze abgesetzt hatte, kam es nach dem Engagement von Erika Mann, der Tochter Thomas Manns, zum offenen Eklat. Eine Aufführung der unter Mitwirkung von Erika Mann bearbeiteten Mozart-Oper „Apollo und Hyazinth“ und das vertraglich fest vereinbarte Auftreten der Schauspielerin mussten nach Boykottdrohung des NS-„Kampfbundes für deutsche Kultur“ kurzfristig abgesagt werden. Ende 1932 wurde Weißenburg zur Zahlung der vereinbarten Gage und zusätzlichem Schadensersatz verurteilt. Die für Weißenburg wenig ruhmvollen Ereignisse fanden sogar Eingang ins Werk des Literaturnobelpreisträgers Thomas Mann. Er kommentierte die Vorgänge in seinem Tagebuch: „...Abends allein im Salon. Widerwärtiger Eindruck von einem Schriftstück des Weißenburger Fremdenvereins gegen Erika.“⁷



Abb. 2: Intendant Egon Schmid (links) und Bürgermeister Dr. Hermann Fitz (rechts), 1932.

Photo: Stadtarchiv Weißenburg i.Bay., Nachlass Schmid III.A.7 (158).

Das Bergwaldtheater im Klammergriff des Reichsbundes

Mit der „Zweiten Tagung Deutscher Dramatiker und Naturbühnenleiter“, die Anfang Juli 1933 wiederum in Weißenburg stattfand, vollzog Schmid offen den Schulterschluss mit den neuen Machthabern. Im Gegensatz zu den differenzierten Aufführungen bezüglich künstlerischer und bühnentechnischer Problemstellungen aus den Vorjahren schien das zentrale Anliegen der zweiten Tagung zu sein, jeglichen Einfluss und jede künstlerische Strömung im Freilichttheater als Ausdruck gewachsener nationalsozialistischer Tradition darzustellen. Mit politischer Rückendeckung des späteren Präsidenten der Reichstheaterkammer Otto Laubinger war es Schmid vorbehalten, zum Abschluss der zweiten Tagung in Weißenburg mit der Gründung einer „Gemeinschaft deutscher Dramatiker und Naturbühnenleiter“, die kurz darauf im „Reichsbund der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele“ aufgehen sollte, die Gleichschaltung des Freilichtspielwesens einzuleiten. Die zunächst begeistert aufgenommenen „entscheidenden Auswirkungen der Weißenburger Dramatiker-Tagung“⁸ bescherten dem Bergwaldtheater den Aufstieg in die elitäre, reichsweit zunächst nur fünf Spielstätten umfassende Riege der „Reichswichtigen Freilichtbühnen“. Mit der organisatorischen Übernahme dieser Bühnen durch den Reichsbund mit Sitz in Berlin verlor das Bergwaldtheater kurz darauf weite Teile seiner Autonomie. Werbemaßnahmen, Bestellung der Schauspieler und Auswahl des Spielplanes wurden ab 1934 von der Zentrale des Reichsbundes in Berlin bestimmt. Mit dem Aufstieg der Thingpielidee, dem bis 1936 höchste Priorität eingeräumt wurde, musste das klassische Freilichtspiel den Rückzug in

die zweite Reihe antreten. Als den Weißenburgern auch noch ein wichtiges Markenzeichen und Teil des Erfolges der vergangenen Jahre, der Einsatz von Komparsen aus eigenen Reihen verboten werden sollte, entzog sich der Verkehrsverein der staatlichen Kontrolle, indem er ab 1936 dem Theaterspiel entsagte und bis zum Ausbruch des Krieges nur noch Opern im Bergwaldtheater produzierte.

Nach dem Krieg

1951 nahm das Bergwaldtheater den regulären Spielbetrieb wieder auf. In den folgenden Jahren avancierten die Städtischen Bühnen Nürnberg zum Stammensemble in Weißenburg. Mit Oberbürgermeister Dr. Zwanzig erlebte die Bühne in den Jahren nach 1972 neue Blüte. In Anbetracht zahlreicher etablierter Freilichttheaterbühnen der näheren Umgebung (Feuchtwangen, Wunsiedel, Dinkelsbühl) versuchte Zwanzig mit seinem Konzept eines ‚Festspielsommers der heiteren Muse‘ mit Aufführungen von Operetten und Musicals an alte Erfolge anzuknüpfen und Weißenburg zu einem Zentrum musikalischer Freilichtaufführungen zu machen. Ein größerer, dauerhafter Erfolg blieb trotz namhafter Ensembles unter anderem deswegen aus, da aus Zeit- oder Kostengründen das Potential der großartigen Naturbühne immer seltener ausgeschöpft wurde und häufig bestehende Inszenierungen ohne Rücksicht auf die speziellen Belange des Bergwaldtheaters auf die Bühne gestellt wurden. An die große Zeit des Sprechtheaters knüpft seit 1984 lediglich die Weißenburger Bühne, ein Zusammenschluss theaterbegeisterter Weißenburger, an. Unter Einbeziehung der vielfältigen Möglichkeiten des Bergwaldtheaters, dem Einsatz verschiedener lokaler Gruppen, Musik

und dem bereits legendären Auftritt des „Boandlkramers“ mit einem Zweispänner bei Fackelschein erlangte die jährliche Inszenierung des „Brandner Kasper“ gewissen Kultstatus. Neben einem Programm-Mix aus Liedermachern und Comedy, findet das Classic-Open-Air mit den Nürnberger Symphonikern sowie das Musik-Festival „Heimspiel“ regelmäßig großen Anklang.

Das Jubiläumsstück „Der Lebkuchenmann“

2017 verbrachte der österreichische Erfolgsautor Franzobel als Stadtschreiber den Sommer in Weißenburg. Aus seiner Beschäftigung mit der reichhaltigen Geschichte der ehemaligen Reichsstadt und

ihren Bewohnern und entstand das Stück „Der Lebkuchenmann – ein deutscher Supersommernachtsgau“. Angetan vom Bergwaldtheater und den Möglichkeiten, welche die Bühne eröffnet, verfasste Franzobel ein Stück, das er dem Bergwaldtheater auf den Leib schrieb. In dem „modernen Sommernachtstraum“ gerät die Hauptperson Paul in den von der Erlkönigin beherrschten Stadtwald. Der Wald, den Kaiser Ludwig der Bayer 1338 den Weißenburgern schenkte und in dem auch das Bergwaldtheater gelegen ist, steht für den Autor stellvertretend für den „Wald der deutschen Geschichte“. In einem Handlungsreigen mit Versatzstücken aus der realen Weißenburger Stadtgeschichte tummeln sich Personen der Lokalhistorie, deren Rollen in rascher Folge von Tätern zu



*Abb. 4: Vignette des Stückes „Der Lebkuchenmann“ von Franzobel, das im Juli 2019 im Bergwaldtheater Premiere hat.
Photo: Stadt Weißenburg i.Bay./Graphik: Erik Körner.*

Opfern, von Nutznießern zu Verfolgten wechseln. Neben den mit Wiener Schmäh gezeichneten Bewohnern der Kleinstadt („Wir sind Reichsstädter, stolz darauf, nix anderes zu kenna“) erscheinen unter anderem eine Hochzeitgesellschaft, deren Feier nach Beschuss durch die markgräflichen Truppen von der Wülbzburg ein jahes Ende findet, Soldateska aus unterschiedlichsten Epochen sowie die Herrscher der kleinstaatlichen Nachbarn Eichstätt und Ansbach, die sich in einem dekadenten Gelage feiern. Die einzige moralisch gefestigte Erscheinung im Stück ist der titelgebende Lebkuchenmann. Ihm fällt die schier unlösbare Aufgabe zu, die als schicksalhaft hingenommene, stetige Wiederkehr von Ungerechtigkeit, Gewalt, Krieg und Unterdrückung und damit die Macht der Erlkönigin zu durchbrechen.

Für die Umsetzung dieser „danse macabre“ um Macht, Moral, Unterdrückung und Dekadenz konnte Georg Schmiedleitner, ein langjähriger Weggefährte des Autors, gewonnen werden. Der international beschäftigte und renommierte Regisseur, der in Franken durch seine Arbeit am Nürnberger Schauspiel bekannt ist, arbeitet mit einem Stab von künstlerischen Mitarbeitern aus der Region in bester Bergwaldtheatertradition: die Hauptrollen werden mit Profi-Schauspielern besetzt – als erster Name konnte der aus Hof gebürtige „Tatortkommissar“ Andreas Schadt präsentiert werden –, kleinere Rollen übernehmen Laiendarsteller aus der Stadt und dem Umland. Hoffnung auf den Beginn neuer ‚goldener Zeiten‘ für anspruchsvolles Schauspiel im Bergwaldtheater machte Schmiedleitner, als er ankündigte, Weißenburg zu „seinem Oberammergau“ machen zu wollen.

Im begleitenden Rahmenprogramm zur Jubiläumssaison präsentierte die Weißen-



Abb. 5: Veranstaltungsplakat (Graphik von Ludwig Hohlwein) zur Bergwaldtheater-Saison 1938.

Photo: Stadtarchiv Weißenburg i.Bay., Nachlass Schmid III.B.13.

burger FRANKENBUND-Gruppe in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv vom 24. Mai bis zum 9. Juni in der „KunstSchranne“ ausgewählte Exponate der „Sammlung Deutsche Naturbühne“. Ein Großteil der von Egon Schmid gegründeten Sammlung wurde im letzten Jahr von den Erben dem Weißenburger Stadtarchiv zur dauerhaften Verwahrung übergeben. Nach entsprechender Inventarisierung und Digitalisierung können nun erstmals Plakate und Bilder, welche nicht nur die Geschichte der Weißenburger Bühne, sondern der Freilichtbewegung der 1930er Jahre im deutschsprachigen Raum insgesamt anschaulich machen, der Öffentlichkeit präsentiert werden. Dazu er-

scheint als reich bebildertes Begleitheft ein neuer Band der vereinseigenen Schriftenreihe. Weitere Informationen zum Programm lassen sich unter www.bergwaldtheater.de finden.

Weißenburgs Beitrag zur Ausstellung Deutsche Freilichtbühnen. Zur Wiederentdeckung zweier Bilder des Malers Michael Biebl, in: Villa nostra – Weißenburger Blätter 2014, 2, S. 20–27.

Publikationen des Autors zum Thema:

Der „Fall Erika Mann“. Das Bergwaldtheater Weißenburg auf dem Weg ins Dritte Reich, in: Villa nostra – Weißenburger Blätter 2004, 2, S. 5–29.

Ein Fanatiker des Spiels unter freiem Himmel. Egon Schmid – Vom Bergwaldtheater zum Reichsbund der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele, in: Villa nostra – Weißenburger Blätter 2009, 2, S. 5–35.

Naturheilpark und Kurhotel Ludwigshöhe. Die Visionen des Dr. Hermann Fitz im Umfeld des Bergwaldtheaters, in: Villa nostra – Weißenburger Blätter 2011, 2, S. 5–26.

Dr. Martin Weichmann (geb. 1965) ist Arzt von Beruf und ist seit 2012 Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe Weißenburg; er beschäftigt sich seit vielen Jahren mit der Geschichte des Weißenburger Bergwaldtheaters und veröffentlichte in diesem Zusammenhang etliche Aufsätze, die unter anderem in der vom Stadtarchiv Weißenburg herausgegebenen Schriftenreihe „Villa nostra – Weißenburger Blätter“ erschienen. Seine Anschrift lautet: Dr. Martin Weichmann, Römerbrunnenweg 33, 91781 Weißenburg. Mail: DrWeichmann@aol.com.

Anmerkungen:

- 1 „Das Weißenburger Bergwaldtheater. Von Egon Schmidt[!].“ Weißenburger Zeitung, 06.05.1930.
- 2 Schmid, Egon: Das Weißenburger Bergwaldtheater. Das Ideal einer deutschen Landschaftsbühne. Weißenburg 1930, S. 14.
- 3 Savits, Jocza: Das Naturtheater. München 1910, S. 5.
- 4 Schmid, Egon, zitiert in: „Das Bergwald-Theater Weißenburg. Ein Kulturuwel Frankens“, in: Nordbayerische Zeitung, 17.06.1931.
- 5 Jürgens-Schmid, Dr. Ines [Ehefrau von E. Schmid], in: Deutsche Bühnenkorrespondenz. Berlin, 14.07.1933.
- 6 Laubinger Otto: Deutsche Freilichtbühnen. Rede zur Eröffnung der Ausstellung „Deutsche Freilichtbühnen“. Köln, 07.07.1933, in: Theater Tageblatt, 07.07.1933, S. 1218f.
- 7 De Mendelsohn, Peter (Hrsg.): Thomas Mann. Tagebücher 1933–1934. Frankfurt a. Main 1977, S. 349.
- 8 Weißenburger Tagblatt, 10.07.1933.

Erich Wimmer

In memoriam Dieter Harmening (1937–2016)

Erinnerungen zum Gedenken an den Freund und Kollegen am Institut für deutsche Philologie der Universität Würzburg

Vor zweieinhalb Jahren verstarb der Volkskundler Dieter Harmening, der bis heute in der Museumsarbeit, bei seinen Studenten und in der Arbeit der Bezirksheimatpflege wegweisende Spuren hinterlassen hat. In den 1970er und 80er Jahren beschäftigte er sich eingehend mit Haus- und Dorfforschung und beteiligte sich intensiv an den Diskussionen um den Aufbau des Fränkischen Freilandmuseums Fladungen. Seine bis heute zielführenden Überlegungen sind in den Bayerischen Blättern für Volkskunde abgedruckt.¹ Dabei hat er stets den späteren Leiter Alfred Wald mit eingebunden und auch das bestehende Rhönmuseum, welches über eine wertvolle Volkskunstsammlung verfügt, im Blick gehabt. Das gilt sowohl in Bezug auf die Sammlungskonzeption wie auch

auf die geplante Publikations- und Ausstellungstätigkeit. Generationen von Volkskunde-Studenten hat Dieter Harmening die Rhön und vor allem die dortige Museumslandschaft nähergebracht und, fußend auf den Studien von Josef Dünninger und Karl Sigismund Kramer, die Termini der verrechtlichten fränkischen Nachbarschaft und von „Haus und Hof“ an konkreten Beispielen vermittelt.

Dieter Harmening hat sich nie in den Vordergrund gedrängt. Mein Dank gilt daher seinem Weggefährten und Freund Erich Wimmer, der im Folgenden das Curriculum Vitae eines für die Volkskunde und Kultuarbeit unvergessenen Forschers nachzeichnet.

Klaus Reder (Bezirksheimatpfleger von Unterfranken)

Seit Dieter Harmening 1962 nach Würzburg gekommen war, sind wir beide einen benachbarten Weg gegangen. Zuerst als Studenten, dann in der Arbeit am Institut und seit unserem Ruhestand noch in wachsender Freundschaft.

Dieter Harmening wurde am 16. April 1937 in Bückeburg geboren. Nach Schuljahren in der Heimatstadt zog es ihn als Norddeutschen zuerst aufs Meer. Er durchlief eine Ausbildung für seemännischen Nachwuchs in Travemünde-Priwall; dabei tat er auch Dienst auf dem Segelschulschiff

Pamir. Bei der deutschen Handelsmarine ging er auf Mittlere und Große Fahrt. Den Weg in die Wissenschaft eröffnete ab 1954 der Besuch des altsprachlichen Gymnasiums Clementinum in Bad Driburg und des humanistischen Gymnasiums in Bückeburg, wo er 1959 die Reifeprüfung ablegte.

Das Studium begann er im Winter-Semester 1959/60 in München und setzte es in Münster und Würzburg fort. Seine Studienfächer waren Philosophie, Theologie, vergleichende Religionswissenschaft, Volks-

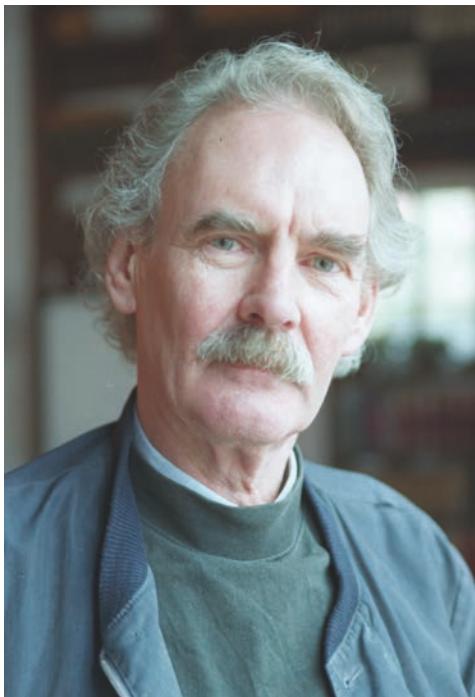


Abb.: Professor Dr. Dieter Harmening (1937–2016). Photo: Theresia Ruppert.

kunde, deutsche und lateinische Philologie. In Würzburg wurde er 1966 mit der von Josef Dünninger angeregten Dissertation über Fränkische Mirakelbücher zum Dr. phil. promoviert. Danach ermöglichten Stipendien zur Förderung des Hochschullehrernachwuchses der Universität Würzburg und der Deutschen Forschungsgemeinschaft die Arbeit an der Habilitation. Das Habilitationsverfahren wurde 1971 mit der Verleihung der Lehrbefugnis für Volkskunde abgeschlossen. Anschließend erfolgte die Ernennung zum Universitätsdozenten, 1978 die Ernennung zum außerplanmäßigen Professor und im gleichen Jahr noch die Ernennung zum a.o. Professor. Während der Würzburger Lehrstuhlvakanz 1972 war Harmening

die Vertretung des Lehrstuhls anvertraut, 1979 hatte er die Lehrstuhlvertretung in München, danach war er wieder an der Universität Würzburg tätig. Zum 1. August 2000 trat Dieter Harmening in den Ruhestand, den er bis zu seinem Todestag am 5. September 2016 genießen konnte.

Aus nächster Nähe konnte ich den Fortgang seiner wissenschaftlichen Arbeit seit den frühesten Veröffentlichungen verfolgen. Dieter und ich haben auch in vielem am Institut zusammen gearbeitet, etwa für Meyers Enzyklopädisches Lexikon, und haben gemeinsam einige Buch-Veröffentlichungen auf den Weg gebracht. Es begann 1970 mit der Festschrift für unseren gemeinsamen Lehrer Josef Dünninger, damals zusammen mit Gerhard Lutz und Bernhard Schemmel.² Es folgte eine weitere Festschrift für Josef Dünninger zum 80. Geburtstag;³ dann 1990 die Festschrift für Wolfgang Brückner⁴ und zuletzt als Gedenkband für Josef Dünninger eine annotierte Sammlung seiner wissenschaftlichen Aufsätze über Franken.⁵ Von Beginn an zeigte sich bei Dieter Harmening das Arbeitsprinzip „ad fontes“, zurück zu den Quellen. Meine früheste Erinnerung dazu: für eine Sage vom „Feurigen Mann“, die wir als Studenten in einem Sagenseminar und für eine Sagenedition zu kommentieren hatten, genügte ihm nicht eine Textfassung aus den „Steigerwaldsagen“, vielmehr spürte er das „Aufschreibebuch“, die Hauschronik einer Bauernfamilie, auf. Er musste dazu noch mit dem Bus in das Steigerwalddorf fahren. So konnten wir dann zum Druck auf eine Originalaufzeichnung dieser Geschichte zurückgreifen.⁶

Auf Materialsuche für seine Dissertation stieß Dieter in den in der Würzburger Universitätsbibliothek liegenden Collectaneen des fränkischen Historikers Johannes

Gamans auf die Abschrift eines deutschen Cato – und konnte sie textkritisch edieren.⁷ Auch die Abschrift der Ursprungssage der Wallfahrt „Unsere Liebe Frau Dreiehren“ im Elsass fand er bei Gamans und veröffentlichte sie als Seitenfrucht seiner fränkischen Wallfahrts- und Mirakelstudien.⁸ In der Bibliothek der Franziskaner in Dettelbach entdeckte er handschriftliche Aufzeichnungen von Heilungswundern der Kaufbeurer Nonne Kreszentia Höß, bei deren Veröffentlichung er bereits einige Darstellungsmuster seiner Dissertation erproben konnte.⁹ Im Würzburger Staatsarchiv fiel ihm eine bislang nicht beachtete Handschrift aus dem Klara-Kloster in Nürnberg in die Augen. Er beschrieb die Handschrift regelgerecht und brachte daraus einen Brief mit der ältesten Nachricht über Caritas Pirckheimer zum Druck.¹⁰ Um schneller und bequemer zu den vielen Wallfahrtsstätten in Franken zu gelangen, hatte sich Dieter inzwischen ein Motorrad zugelegt. Dieses trug ihn dann auch auf seiner Hochzeitsreise bis nach Santiago de Compostela und ermöglichte ihm, als er einmal die Abfahrt des Zuges versäumt hatte, die Nachreise zu einer Studienwoche des Instituts nach Brügge. Auf diesen Aufenthalt in Brügge geht ein Aufsatz über Mirakelbildzyklen zurück, ausgehend von dem dort liegenden illustrierten Mirakelbüchlein „Van onse lieue vrouwe ter potterey“.¹¹

1966 war die Promotionsschrift „Fränkische Mirakelbücher“ im Druck erschienen: eine methodisch beispielhafte Analyse von Mirakelberichten in detaillierter, auch statistischer und kartographischer Darstellung.¹² Beim Deutschen Volkskunde-Kongress, der im folgenden Jahr 1967 in Würzburg stattfand, und den wir, Dieter Harmening, Bernhard Schemmel und ich, vorbereiten halfen, war Dieter damit

als einziger von uns dreien promoviert und konnte sich somit am besten in Szene setzen. Er durfte einen Vortrag halten mit dem ambitionierten Thema und Titel „Vorbemerkungen zu einer Geschichte der Volksfrömmigkeit im Zeitalter der Gotik“.¹³ Außerdem konnte er in einer Ausstellung einschlägige Buchbestände der Universitätsbibliothek vorstellen.¹⁴

Von Wallfahrt und Mirakelbüchern führte der Weg folgerichtig zur Aberglaubensforschung, eingedenk der Tatsache, dass Wallfahrten in Deutschland seit der Reformation ein zentrales Thema der Aberglaubenspolemik waren. Einige Thesen der „Superstitio“, seines opus magnum, hatte Dieter Harmening bereits in einem vielbeachteten Artikel in unserer Dünninger-Festschrift von 1970 skizziert.¹⁵ Die Habilitationsschrift selbst erschien 1979 im Druck¹⁶ und wurde in einer Rezension als „*kopernikanische Wende*“ der Aberglaubensforschung bezeichnet. Die Arbeit erweist die untersuchten Schriften in quellenkritischer Analyse zumeist als literarisch vermittelt und die in ihnen benannten Glaubens- und Brauchphänomene als Widerspiegelung vor allem spätantik-mediterraner Zustände und weist somit Rückschlüsse auf einen älteren „Volks-glauben“ oder gar auf eine einstige germanisch-deutsche Glaubens- und Vorstellungswelt nach dem Muster der mythologischen Schule des 19. Jahrhunderts und späterer Kontinuitätsprämissen zurück.

In einer Kontroverse mit dem russischen Historiker Gurjewitsch betonte Harmening noch einmal einen normativen Charakter der überlieferten Texte.¹⁷ Ausdrücklich stellte er fest, es sei nicht das Hauptanliegen der kirchlichen Literatur und christlichen Katechetik gewesen, darzustellen, was ist und war, sondern, was nicht sein soll. Zugleich konnte Harmening in ei-

nem Erweis abergläubischer Phänomene als Bruchstücke auch hochkultureller Wissenssysteme etwa in dem Wandermagier Doktor Faust, mit dem er sich mehrfach beschäftigte, eine exemplarische Mittlergestalt und einen Popularisator von gelehrter Renaissance-Magie für magisch-zauberkritisches Volkswissen erkennen.¹⁸

In der Folge weitete Dieter Harmening – neben seiner Hinwendung besonders in den 1970er und 1980er Jahren auch auf die Haus- und Dorfforschung – sein großes Thema vom Aberglauben auch auf die Hexenforschung aus. In einer Reihe von Veröffentlichungen, auf Tagungen und in Arbeitskreisen war er bestrebt, den Hexenbegriff und das Hexenbild zu differenzieren und vor allem auf die folgenschwere theologische Begründung des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Hexenwahns mit einem Dämonen- und Teufelspakt hinzuweisen.¹⁹ Mit dem im Herbst 2005 erschienenen: „Wörterbuch des Aberglaubens“,²⁰ einer handlichen, dennoch wirklichen Summe der Aberglaubensforschung, dürfte auch Dieters Wunsch und Bestreben verwirklicht sein,

die gesamte Tradition insbesondere auch der katechetisch-normativen Aberglaubensliteratur des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit in einem Folgeband zur „Superstitio“ zu versammeln und darzustellen. Nicht mehr jedoch zu Ende und zum Druck führen konnte er ein Kompendium bildlicher Zeugnisse zu den Aberglaubenstraditionen, an dem er in den letzten Jahren arbeitete.

Erich Wimmer (geb. 1934 in Nöham bei Pfarrkirchen) studierte klassische Philologie, Germanistik, Volkskunde und Philosophie. Promotion bei Josef Dünninger. Nach Aufenthalten als Sprachlektor in Schweden tätig am Institut für deutsche Philologie der Universität Würzburg, zuletzt als Akad. Direktor. Veröffentlichungen zur Volksfrömmigkeit, Volksliedforschung, städtischen Alltagskultur, Geschichte der Volkskunde in Bayern. Seine Anschrift lautet: Silcherstraße 38, 97074 Würzburg, E-Mail: ejwimmer@googlemail.com.

Anmerkungen:

- 1 BBV 7 (1980), S. 120–127.
- 2 Volkskultur und Geschichte. Festgabe für Josef Dünninger zum 65. Geburtstag. Berlin 1970.
- 3 Volkskultur und Heimat. Festschrift für Josef Dünninger zum 80. Geburtstag. Würzburg 1986.
- 4 Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag. Würzburg 1990.
- 5 Dünninger, Josef: Volkskultur zwischen Beharrung und Wandel in Franken. Dettelbach 1994.
- 6 Fränkische Sagen vom 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Hg. v. Josef Dünninger. Kulmbach 1963 (2. Aufl. 1964), Nr. 50.
- 7 Neue Beiträge zum deutschen Cato, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 89 (1970), S. 346–368.
- 8 Eine neue Legende und Wallfahrtsbildchen von Unserer Lieben Frau Drei Ähren (Notre Dame de Trois Epis), in: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 19 (1968), S. 92–100.
- 9 Das Mirakelbuch der „Crescentianischen Guttaten“, in: Zeitschrift für Volkskunde 61 (1965), S. 15–29.
- 10 Eine unbekannte Handschrift aus dem Klara-Kloster zu Nürnberg mit einer Briefnotiz über Caritas Pirckheimer (1481), in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 32 (1972), S. 45–54.
- 11 Mirakelbildzyklen – Formen und Tendenzen

- von Kultpropaganda, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1976/77, S. 53–56.
- 12 Fränkische Mirakelbücher. Quellen und Untersuchungen zur historischen Volkskunde und Geschichte der Volksfrömmigkeit, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 28 (1966), S. 25–240.
 - 13 Vorbemerkungen zu einer Geschichte der Volksfrömmigkeit im Zeitalter der Gotik, in: Zeitschrift für Volkskunde 63 (1967), S. 161–181.
 - 14 Heiligenleben und Wallfahrtsfrömmigkeit in Franken. Katalog der Ausstellung anlässlich des Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 1967. Würzburg 1967.
 - 15 Aberglaube und Alter. Skizzen zur Geschichte eines polemischen Begriffs, in: Volkskultur und Geschichte (wie Anm. 2), S. 210–235.
 - 16 Supersticio. Überlieferungs- und theoriegeschichtliche Untersuchungen zur kirchlich-
 - theologischen Aberglaubensliteratur des Mittelalters. Berlin 1979.
 - 17 Aus „tiefen Schicht des Volksbewusstseins“. Quellenkritische Anmerkungen zu Aaron J. Gurjewitsch: Mittelalterliche Volkskultur, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1994, S. 137–150.
 - 18 Faust und Renaissance-Magie. Zum ältesten Faustzeugnis (Johannes Virdung, 1507), in: Archiv für Kulturgeschichte 55 (1973), S. 56–79. – Faust in Franken, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 29 (1977), S. 54–65.
 - 19 U. a. Hexen heute, Magische Traditionen und neue Zutaten. Würzburg 1991.
 - 20 Wörterbuch des Aberglaubens. Stuttgart 2005 (2. Aufl. 2009).

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturstiftung Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.



**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**

Korrektur zum Themenheft 2018: „Fränkische Dialekte“

Leider ist auf Grund eines bedauerlichen Satzfehlers im Themenheft 2018 der Zeitschrift *FRANKENLAND* „Fränkische Dialekte“ eine Graphik nicht zum Abdruck gelangt. Im Aufsatz von Alfred Klepsch: Fränkischer Wortschatz. Seine Erforschung und Verbreitung (abgedruckt auf den Seiten 28* bis 36* der Ausgabe) wurde die Abbildung 1 (S. 31*) nochmals über der Bildunterschrift der Abbildung 2 (S. 34*) wiederholt. Diesen Fehler, den wir zu entschuldigen bitten, möchten wir gerne an dieser Stelle berichtigen und unseren Lesern die fehlende Abbildung zur Kenntnis geben. Korrekt hätte die Abbildung 2 auf Seite 34* folgendermaßen aussehen müssen:

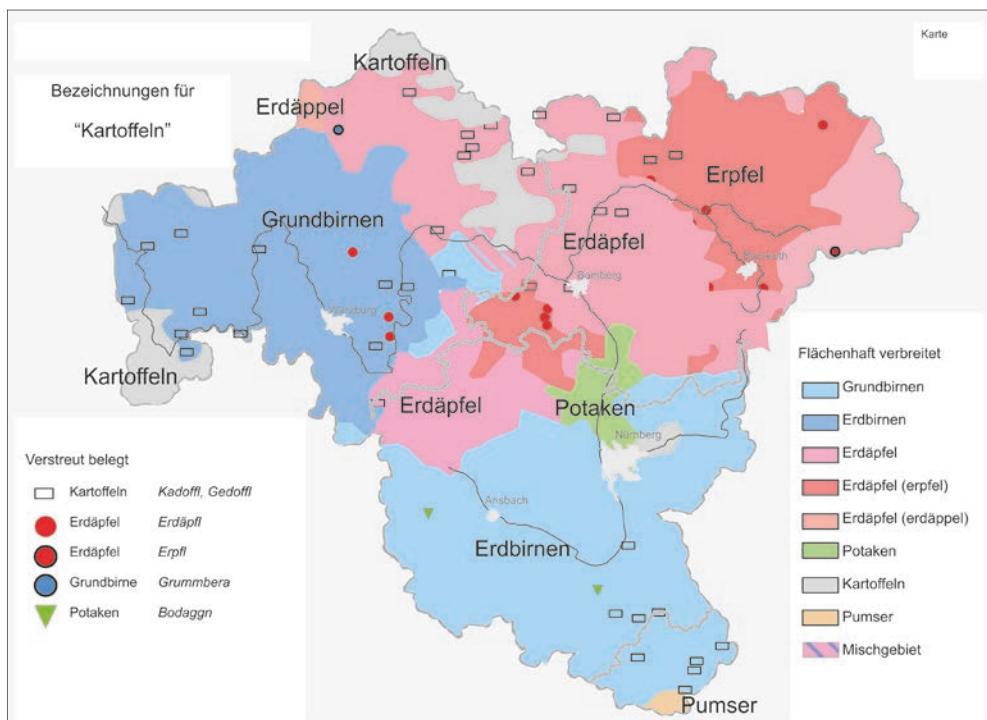


Abb. 2: Mundartliche Benennungen für die Kartoffel. Die Karte zeigt die Verbreitung der verschiedenen Wörter für diesen Begriff. Von den zahllosen Aussprachevarianten sind nur die wichtigsten eingetragen.

Sonderausstellung „Vielfalt in der Einheit – Zisterziensische Klosterlandschaften in Mitteleuropa“ im Kirchenburgmuseum Mönchsondheim

Das Kirchenburgmuseum Mönchsondheim zeigt vom 27. April bis 10. Juni 2019, wie die Zisterzienser die Landschaften rund um ihre Klöster geprägt haben. Dorfherr über Mönchsondheim war über 500 Jahre lang das von zisterziensischen Mönchen gegründete Kloster Ebrach. Davor zeugt noch heute ein Wappen über dem Eingang des historischen Gasthauses „Schwarzer Adler“ (rechts im Bild).

Als das Kloster Ebrach im Steigerwald 1127 im Bistum Würzburg (heute gehört es zur

Erzdiözese Bamberg) gegründet wurde, war es das erste rechtsrheinische Zisterzienserkloster und dem Mutterkloster Morimond im französischen Burgund unterstellt. Mönchsondheim gehörte von Ende des 13. Jahrhunderts bis zur Säkularisation 1803 zum Herrschaftsbesitz der Abtei.

Die Ausstellung „Vielfalt in der Einheit – Zisterziensische Klosterlandschaften in Mitteleuropa“ entstand als Beitrag des Landkreises Bamberg zum Europäischen Kulturerbejahr 2018, wobei in diesem grenzübergreifenden Projekt die Landschaft um Ebrach und weitere fünf Klosterlandschaften miteinander verglichen werden. Am Beispiel des ehemaligen Mutter-



Abb.: Der Eingang zum Kirchenburgmuseum in Mönchsondheim mit dem Gasthaus „Schwarzer Adler“. Photo: Kirchenburgmuseum Mönchsondheim, Susanne Himsel.

klosters Morimond, der Abtei Waldsassen in der Oberpfalz, der Stifte Rein und Zwettl in Österreich sowie des Klosters Plasy/Plaß in Tschechien untersuchten Wissenschaftler, wie sich die Klostergründungen in der Gestaltung der Landschaft auswirkten und bis heute sichtbar sind. Allen gemeinsam ist der Umstand, dass für den Bau der Klöster mit Kirche, Konvents- und Wirtschaftsgebäuden Wald gerodet wurde und Dörfer, Kanäle, Teiche sowie Mühlen entstanden. Auch Wallfahrtswege, Gärten und Amtsschlösser lassen sich heute noch entdecken. Damit ist ebenfalls Mönchsondheim Teil einer weiträumigen Klosterlandschaft rund um das herrschaftliche Kloster Ebrach im Steigerwald.

Die Ausstellung will die Bedeutung des Zisterzienserordens als europäische Bewegung dokumentieren und aufzeigen, wo sich europaweit wirkende Wurzeln in der näheren Heimat finden. Anhand von Abbildungen historischer Landschaftskarten

und Landschaftsaufnahmen der sechs Klöster wird präsentiert, welche Gemeinsamkeiten in der Gestaltung die Landschaften rund um die Klöster aufweisen, aber auch welche lokalen Besonderheiten festzustellen sind. Weiterhin stehen die Wasserbaukunst der Zisterzienser, Acker- und Obstbau, Fischzucht, Weinbau und Waldnutzung sowie die Siedlungskultur der Mönche u.ä. im Mittelpunkt der mehrsprachig gestalteten Ausstellungstafeln.

Die Ausstellung in Mönchsondheim wird überdies um eine Vorstellung der erhaltenen „Ebracher Höfe“ im Landkreis Kitzingen erweitert. Sogenannte „Ebracher Höfe“ als historische Gebäude, die als Verwaltungssitze, aber auch als Sammelstätten für die Ableitung von Naturalabgaben, wie Getreide und Wein, dienten, finden sich noch heute in Mainstockheim, Hüttenheim, Iphofen, Rödelsee, Volkach und Mönchsondheim.

PAS

Jubiläumsjahr: 800 Jahre Deutscher Orden in Mergentheim

Für Mergentheim und den Deutschen Orden ist der 16. Dezember 1219 gleichermaßen ein Datum von großer Bedeutung, denn an diesem Tag wurde der ‚Grundstein‘ für die Stadtwerdung und die Deutschordensresidenz Mergentheim gelegt.

Damals gelangten durch einen Erbvergleich bedeutende Besitzungen und Rechte in Mergentheim und dessen Umland an den Deutschen Orden zu, so zwei Burgen, Zoll, Gericht und Zehnt, Fischerei- und

Weiderechte, der halbe Kammerforst und der Ketterberg. Andreas von Hohenlohe trat zu diesem Zeitpunkt in den Deutschen Orden ein und schloss mit seinen beiden weltlich gebliebenen Brüdern Gottfried und Konrad einen Teilungs- und Abfindungsvertrag. Als dann eine knappe Woche später auch deren Brüder Heinrich und Friedrich dem Orden beitraten und analog verfuhren, fielen dadurch Honsbronn, Elpersheim, Schönbühl, der Wald Kammerforst bei Herbshausen, Wald bei Hollenbach, Weikersheim, Gelchsheim, Bolzhausen, Bütthard und weitere Güter dem Deutschen Orden zu. In kürzester Zeit ver-

mehrten dann zahlreiche weitere Schenkungen den Besitz erheblich, so dass ein Konvent und eine Kommende (Niederlassung) des Deutschen Ordens entstehen konnten.

Bereits Mitte des 13. Jahrhunderts wurden Generalkapitel in Mergentheim abgehalten, aus Mergentheim entwickelte sich bald eine städtische Siedlung, Dominikaner und Zisterzienser ließen sich nieder, eine jüdische Gemeinde entstand. Jedoch fehlte ein förmliches Stadtrecht. Zwar bemühten sich die Bürger um kaiserliche Privilegien und die Reichsfreiheit, doch war der Deutsche Orden zu mächtig. Kaiser Ludwig der Bayer verlieh schließlich im Jahr 1340 diesem und nicht der Bürgerschaft das Stadtrecht. Damit wurde Mergentheim zur Deutschordensstadt.

Selbst das heutige Stadtbild Mergentheims ist vom Deutschen Orden geprägt: So tragen nicht nur die Anlage der Stadt, das Schloss und der Schlosspark sowie zahlreiche Gebäude dessen Spuren, sondern sogar das 1562/1564 errichtete Rathaus kann als ein Zeichen der Ordensherrschaft verstanden werden, wurde es doch von der Bürgerschaft zu ‚ewiger Pacht‘ vom Deutschen Orden gemietet.

Ab 1525/1527 war Mergentheim für nahezu 300 Jahre Hauptsitz der Ordensregierung und Residenz des Hochmeisters und damit die Zentrale des Deutschen Ordens. Von hier aus wurden bis 1809 die Niederlassungen des Ordens, der 1190 bei den Kreuzzügen im Heiligen Land gegründet worden war, in ganz Europa regiert und verwaltet. Anfangs wirkte er als Spitalorden und bot Schutz für Pilger und Kranke, dann beteiligte er sich – 1198 zum Ritterorden erweitert – an den Eroberungen im Heiligen Land. Überdies erhielt er schon bald Besitzungen im Reich, wodurch ein ansehnlicher Streubesitz entstand. Beson-



Abb.: Heinrich von Hohenlohe als Hochmeister des Deutschen Ordens auf einem Gemälde des 17. Jahrhunderts in den Sammlungen des Museums.

Photo: Deutschordensmuseum.

ders unter den Staufern wurde er gefördert, weswegen viele Niederlassungen im Südwesten des Alten Reiches (Mergentheim, Würzburg, Heilbronn, Neckarsulm, Gundelsheim etc.) entstanden. Der Orden, der sich aus Rittern und Priestern zusammensetzte, unterhielt nicht nur die Niederlassungen mit ihren Rechten und Einkünften, baute prachtvolle Schlösser und Gebäude, sondern stiftete Kirchen, betrieb Schulen, sorgte für Bedürftige. Später wurde er zum Versorgungsinstitut für die nachgeborenen Söhne des Adels. 1809 wurde er durch Napoleon aufgehoben und existierte fortan nur noch in der Habsburgermonarchie Österreich, wo er weiterbestand und durch die Vertreibungen nach dem Zweiten Weltkrieg wieder nach Deutschland zurückkehrte. Heute gibt es Brüder, Schwestern und Familiaren in

Deutschland und Österreich, Italien, Slowenien und der Slowakei, die sich – ganz in der spirituellen Tradition des Ordens – dem Wahlspruch „Helfen und Heilen“ verpflichtet fühlen. Auch in Bad Mergentheim gibt es wieder Deutschordensschwestern und Familiaren, die damit für eine 800-jährige Tradition stehen.

Anlässlich des 800-jährigen Jubiläums der Ordensniederlassung Mergentheim soll über das gesamte Jahr 2019 der bewegten Ordensgeschichte gedacht werden. So wird am „Tag der offenen Tür/Schlosserlebnistag für Familien“ am 16. Juni ein besonderes Augenmerk auf das Schloss und seine vielfältigen Bauteile, die aus den Epochen von der Romanik bis zum Klassizismus stammten, gerichtet werden. Die Anrainer im Schloss öffnen ihre Türen, machen weniger bekannte Teile des Schlosses zugänglich oder bieten Unterhaltsames für die Besucher. Von Juli 2019 bis Januar 2020 präsentiert schließlich die Sonderausstellung „Mythos und Wahrheit. Deutscher Orden im Südwesten“ das Wirken des Deutschen Ordens und seiner Mitglieder in den Balleien (Provinzen) Deutsch-

meistertum um Mergentheim, Elsaß-Burgund und Franken, über Adelsgeschlechter, die dem Orden über Jahrhunderte die Treue hielten, über den Deutschen Orden als Bauherr und vieles mehr. Außerdem laden das gesamte Jahr über Vorträge und Führungen zur Beschäftigung mit dem Thema ein. Ein Festakt im Dezember anlässlich des Jubiläums des Hohenlohe'schen Erbvergleichs beschließt dann das Jubiläumsjahr.

Das ausführliche Programm zum Jubiläumsjahr findet man unter:

<https://www.bad-mergentheim.de/downloads/?aktueller=1757>.

Weitere Informationen unter:
 Tourist-Information Bad Mergentheim
 Marktplatz 1, 97980 Bad Mergentheim
 Telefon: 07931/57-4815
 E-Mail: tourismus@bad-mergentheim.de
 oder
 Deutschordensmuseum
 Schloss 16, 97980 Bad Mergentheim
 Telefon: 07931/52212
 E-Mail: info@deutschordensmuseum.de

PAS

Gerolzhofens neue Bühne: Das Theaterhaus

War das „Kleine Stadttheater Gerolzhofen“, eine im Jahr 2010 gegründete Unterabteilung des Historischen Vereins Gerolzhofen unter der Leitung der Regisseurin Silvia Kirchhof (Kulturpreisträgerin des FRANKENBUNDS 2017), anfangs nur eine scheinbar kleine Idee, so ist es mittlerweile zu einem ein großen Projekt mit überregionaler Strahlkraft geworden.

Seit Ende letzten Jahres hat das Laienschauspiel-Ensemble mit dem Bezug eines eigenen Hauses in der Marktstraße, dem „Theaterhaus“, einen weiteren wichtigen Schritt getan. Damit hat die Kleinkunst in Gerolzhofen eine Bühne bekommen, die künftig auch externen Künstlern offensteht.

Der neuen, überdies multifunktionalen Spielstätte eignet ein besonderer Charme. Sie dient einerseits den Schauspiel-Ama-



Abb.: Das Theaterhaus mit Aktiven des „Kleinen Stadttheaters Gerolzhofen“.

Photo: Sergej Chernoisikow.

teuren als Probebühne und Fundus, kann aber andererseits auch als Kleinkunstbühne genutzt werden. Hatte man in der Vergangenheit an den verschiedensten Stand-

orten proben müssen, so ist dies mit der festen Bühne samt Beleuchtung im Veranstaltungsräum passé, denn es ist nun möglich, gleich unter realistischen Bedingungen ungestört zu proben.

Damit hat das „Kleine Stadttheater Gerolzhofen“, das seit seiner Gründung alljährlich mit vielfach weithin beachteten Produktionen hervorgetreten ist, eine würdige Heimat gefunden, die auch ein Anlaufpunkt für die Kleinkunst werden soll. Es ist zu hoffen, dass sich auf diese Weise eine Lücke im kulturellen Angebot der Stadt schließen lässt, die seit Jahren mehr oder weniger brach lag. Euphorisch über die Entwicklung zeigte sich Bürgermeister Thorsten Wozniak: „Damit unterstreicht Gerolzhofen seinen Ruf als Kultur-Hauptstadt des Landkreises Schweinfurt.“

Informationen zum „Kleinen Stadttheater Gerolzhofen“ und zu seinem aktuellen Programm sind zu erhalten unter: www.kleines-stadttheater.de
oder über
Silvia Kirchhof
Lülsfelder Weg 10, 97447 Gerolzhofen
Telephon: 09382/5826, E-Mail: info@kleines-stadttheater.de

PAS

Klaus Schamberger: **Mein Franken-Buch. Geschichten und Gedichte.** Cadolzburg [ars vivendi verlag] 2016, ISBN 978-3-86913-642-4, 237 S., 14,90 Euro.

„*Ner ja, amol was andersch*“ – solch' fränkische Anerkennung würdigt vielleicht am treffendsten Klaus Schambergers Franken-Buch: sowohl als Lesevergnügen wie auch als Neuzugang in einer kaum überschaubaren Fülle fränkischer Heimatbücher. In 62 kurzen Geschichten und zwölf Gedichten beleuchtet der passionierte Franke unterhaltsam und pointiert, in typisch fränkischer Hintergründigkeit eben, aktuelle Vorgänge, Entwicklungen und Erlebnisse in der fränkischen Heimat. Sehr gekonnt lässt er dabei immer wieder auch den (mittel-)fränkischen Dialekt in seinem urigen Charme zu Wort kommen und deutlich machen, wie der Dialekt die regionale Menschenlandschaft widerspiegelt und in bestimmten Situationen der Hochsprache überlegen ist.

Spitzbüngig glossiert der Autor die Eigenheiten der fränkischen Lebensart sowie nicht zuletzt des fränkischen Denkens und Redens, mit besonderer Würdigung der Wirtshausgespräche. Zugleich lenkt er Aufmerksamkeit auf das Besondere im alltäglichen Leben und in der gewohnten Umgebung. Klar, dass da immer wieder die für einen fränkischen Gaumen schönsten Freuden zur Sprache kommen: die „Bradworschd“, das „Schäuferla“, die „Schdadworschd“ oder die „Gniedla“, mit einer wahren Sintflut von Soß „gefloodet“. Dazu gehört unvermeidlich, das fränkischste aller Mittel gegen den Durst. Dessen Unverzichtbarkeit unterstreicht der Autor mit zahlreichen Begebenheiten aus der Welt der örtlichen Biere und ebenso vieler heimatverbundener Gasthäuser und Gastwirte. Nicht fehlen darf da schlechthin auch

ein Blick auf das große Ganze, ein Lob nach Brüssel auf die europäische Laugenbrezenkommission, welche „die bayerische, dito fränkische Breze seit einem Jahr urheberrechtlich schützt“.

Schon das Inhaltsverzeichnis des kleinen Bandes verspricht genussvolles Lesevergnügen, aber auch einige Nachdenklichkeit. Angekündigt werden folgende Themen: wie Franken reden, denken und vergessen, wie und wo sie essen und trinken sowie Geschichten über Land und Leute, über sonstige Alltäglichkeiten, und – natürlich – über Nürnberg und Umgebung. Die einzelnen Kapitel heißen beispielsweise „Hochteutsch“, „Fränkischer Frohsinn“, „Das fränkische Wirtshaus im Wandel der Zeiten“, „Auch der Kloß hat eine Seele“, „Nicht für die Schule lernen wir, sondern für nix und wieder nix“, „Edz werd's Dooch“, „Allmächd naa!“ oder „Wir Kahlfresser“. Selbstredend fehlt auch nicht „unser Glubb“. Für ihn wagt der Autor sogar, die Philosophen zu kritisieren: „Es gibt nicht sieben Weltwunder, sondern acht. Das achte Weltwunder ist jedoch sehr kompliziert.“ Das belegt er immer wieder mit leidvollen Kommentaren sowie mit einem eigenen Kapitel: „110 Jahre Welträtsel 1. FCN“.

Genüsslich spielt der Autor den Wandel der Zeiten auf, sprich den Wandel des fränkischen Wirtshauses, den Wandel der Muttersprache durch heutige Sprachgewohnheiten und modische Geschäftsnamen, den Wandel „der schönsten kleinen Großstadt der Welt“, und auch den Wandel der kulinarischen Feinheiten zum „Gourmetgeschwaf“. Dazu gibt es nostalgische Rückblicke auf alte fränkische Gasthäuser und Geschäfte oder auf überkommene bauliche Ensembles, was „anlässlich der eines Tages platzgreifenden Stadtverschönerung dann alles verschwunden“ ist.

Hintergründig und zugleich auch sehr nachdenklich stimmend nimmt der Autor aktuelles Zeitgeschehen aufs Korn: regionale Fragen, wie etwa touristische Entwicklungen oder den Tag der Franken, aber auch politische Vorgänge und Akteure, die „*bayerisch-fränkischen Freundschaften*“ sowie auch Verlautbarungen eines Bischofs oder einer „*Paragraphenzuchtanstalt in Brüssel*“. Manche ironischen Anmerkungen bleiben humorvoll mehrdeutig, wie etwa „*Söderla, willsd a Fodzn?*“ Ironisch kommentiert werden die „*Fußball-Hohligans*“, das „*Babbligg Bfliesching*“ sowie die Umtriebe und das tumbe Gedankengut von Rechtsaußen, insbesondere „*braune Stuhlgangs*“, „*der ganze Neonazi-Krampf*“, die „*Kameleinheiten im Paßgang*“ oder der „*braune Odel in festem Aggregatzustand*“, aber ebenso deutlich auch diesbezügliche Verharmlosungen und Versäumnisse vonseiten mancher Politiker und zuständiger Behörden.

Das letzte Kapitel des Buches bilden einige fränkische Gedichte – etwa über „*die Hudzlbirnbaim im Burchgroom*“ oder „*die Vuurschdadd lichd im Schderbebedd*“ oder „*Erschder Eff Zee Enn*“ usw. Darin zeichnet der Verfasser auch auf poetische Weise sein eigenwilliges Bild von Franken und seinen Menschen. Insgesamt bietet Klaus Schamberger, der 1992 den Frankenwürfel erhielt, also ein „Gewürfelter“ wurde, mit diesem wunderbaren Franken-Buch eine vergnügliche Lektüre, einen vielseitigen Blick auf die fränkische Befindlichkeit und überdies einen Einblick in sein langjähriges Schaffen als Journalist und Kolumnist in Nürnberg bei Abendzeitung und Bayerischem Rundfunk. Zugleich manifestiert er, wie sehr er ein „Gewürfelter“ ist, ein wendiger und widersprüchlicher Franke. Fei subber!

Alexander von Papp †

Anne Bezzel: **Caritas Pirckheimer. Äbtissin und Humanistin** (Kleine bayerische Biographien). Regensburg [Verlag Friedrich Pustet] 2016, ISBN 978-3-7917-2751-6, 128 S., 22 Abb., 12,95 Euro.

Die aus einer wohlhabenden und angesehenen Nürnberger Patrizierfamilie stammende Äbtissin des Nürnberger Klarissenklosters, Caritas Pirckheimer (1467–1532), galt schon unter den Zeitgenossen als „*virgo docta*“ und wurde von Conrad Celtis in einem Lobgedicht als „*höchste Zierde Deutschlands*“ bezeichnet. Nach dem Eintritt ins Kloster im Alter von zwölf Jahren wurde das begabte junge Mädchen gefördert und legte wohl um 1483/85 die Ewige Profess ab. Als Lehrerin und Novizenmeisterin übernahm Caritas schon früh Verantwortung in der Klostergemeinschaft, die sie 1503 zur Äbtissin wählte. Die vorliegende Biographie zeichnet diese bemerkenswerte klösterliche Laufbahn und das intellektuelle Profil vor dem Hintergrund der Ereignisse in der Reichsstadt Nürnberg und im Reich nach. Aufgrund ihrer Korrespondenz, ihrer humanistisch-historiographischen Interessen und ihrer lateinischen Gelehrsamkeit kann sie daher mit Recht als Vertreterin des „*Klosterhumanismus*“ (Franz Machilek) bezeichnet werden. Der vielschichtige und im Falle von Caritas Pirckheimer wegweisende Dialog zwischen Ordensangehörigen und Humanisten bzw. die speziell monastische Ausprägungsform des Humanismus hätten dabei eingehender berücksichtigt werden können, was jedoch die Leistung der gut lesbaren und ansprechend gestalteten biographischen Studie nicht schmälern soll.

Wie intensiv sich die gelehrte Äbtissin der Konventionen und Netzwerke der humanistischen Kommunikationskultur bediente und wie eng sie an die Themenfelder

der gelehrten Welt angebunden war, davon zeugt die bekannte Unterredung mit dem Wittenberger Gelehrten und Protagonisten der frühen Reformationsgeschichte Philipp Melanchthon (1497–1560). „*Es kunts auch weder vater noch muter mit gewissen vor got verantwürtten, das sy ire kindt wider irn willen mit gewalt auf dem closter nehmen*“, unterstützte dieser das Anliegen der Äbtissin, die nach dem Übertritt der Reichsstadt Nürnberg zur Reformation an der klösterlichen Lebensform festhielt und sich entschieden gegen eine zwangsweise Auflösung der Klöster zur Wehr setzte. So waren es die vermittelnde Fürsprache Melanchthons und die konfliktreichen Bemühungen Caritas Pirckheimers, die den Bestand des Klarissenklosters trotz finanzieller Bedrängnisse sicherten. Mit dem Tod der letzten Nonne im Jahr 1596 endete das klösterliche Leben, bereits zuvor war der gesamte Komplex in den Besitz des Rates übergegangen. Als Caritas Pirckheimer im August 1532 im Alter von 65 Jahren verstarb, notierte eine unbekannte Hand in Erinnerung an ihr furchtloses Auftreten, sie habe „*vil mu, arbeit, angst und not gehabt [...], besunder die luterischen jar, in den sie fur sich und uns ritterlich gestritten und mit der hilf gottes bestendiglichen verharret.*“

Johannes Schellakowsky

Gerhard Aumüller/Christoph Schindler:
Adalbert Friedrich Marcus – Johann Lucas Schönlein. 100 Jahre Bamberg Medizingeschichte (Kleine bayerische Biographien). Regensburg [Verlag Friedrich Pustet] 2016, ISBN 978-3-7917-2783-7, 192 S., 21 Abb., 14,95 Euro.

In der Reihe der „Kleinen bayerischen Biographien“ ist auf einen Band hinzuweisen,

der zwei biographische Würdigungen der beiden Bamberger Ärzte Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816) und Johann Lucas Schönlein (1793–1864) enthält. Der aus einer jüdischen Familie aus Arolsen stammenden Marcus studierte Medizin an der Universität Göttingen und wurde 1775 promoviert. Nach der Ausbildung am Würzburger Juliusspital ernannte ihn der aufgeklärte Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal 1781 zum Leibarzt und Hofrat. Mit seiner Person verbinden sich bis heute wichtige sozialmedizinische Projekte wie die Errichtung des Allgemeinen Krankenhauses und der Hebammenschule in Bamberg. Sein Engagement für die städtische Armenpflege war ebenso beispielgebend wie die Konzeption des Bamberger Krankenhauses, das zum Vorbild für weitere Krankenhausbauten in Deutschland wurde. Nachdem die fränkischen Fürstentümer 1803 an Bayern fielen, wurde Marcus zum Direktor der Medizinal- und Krankenanstalten ernannt und befasste sich eingehend mit der Reform der medizinischen Ausbildung. Aufgrund seiner ausgeprägten literarischen und künstlerischen Interessen wurde er zum Mitbegründer und Förderer des Bamberger Theaters und pflegte enge Kontakte zum „Bamberger Romantikkreis“.

Der gebürtige Bamberger Schönlein, der sein Studium in Landshut und Würzburg absolvierte und an der dortigen Universität promoviert wurde, kehrte nach einer akademischen Karriere als Ordinarius in Würzburg, Zürich und Berlin nach Bamberg zurück. Im Jahre 1842 wurde er zum Leibarzt des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. ernannt und führte an der Charité zahlreiche innovative medizinische Verfahren wie die klinische Visite mit Unterricht am Krankenbett, verbindliche Therapiepläne und die Kontrolle des ärzt-

lichen Handelns durch Obduktionen ein. Seine methodischen und systematischen Ansätze machten ihn zu einem der Begründer der modernen naturwissenschaftlichen Medizin. Seit dem Jahre 1859 verbrachte er seinen Lebensabend in seiner Geburtsstadt und bedachte diese sowie die Universitätsbibliothek Würzburg mit reichen Schenkungen. Eine umfassende wissenschaftliche Darstellung seines Wirkens fehlt bis heute. Es bleibt zu wünschen, dass die gut zu lesenden Biographien zweier der profiliertesten Vertreter der deutschen Medizingeschichte und ihre Beziehungen zu Bamberg Impulse für weitere landes- oder medizinhistorische Studien vermitteln.

Johannes Schellakowsky

Ingeborg Höverkamp (Hrsg.): **Weihnachten. Vom Wintermärchen zum Stall von Bethlehem.** München 2017, ISBN 978-3-86906-984-5, 200 S., Paperback, 18,90 Euro.

Märchen, Schilderungen biblischer Begebenheiten, Sketche, ironische Texte, Erzählungen zu weihnachtlichen Brauchtümmern, historische Einbettungen von Weihnachten, ein Briefdokument aus sibirischer Gefangenschaft und vieles mehr vereint Ingeborg Höverkamp, die als freie Autorin in der Metropolregion Nürnberg lebt und derzeit an einer Biographie über den Autor und Journalisten Wolfgang Buhl schreibt, in dieser festlichen Anthologie. Die Geschichten drehen sich um den Zauber der Weihnacht in der Kindheit, den Nürnberger Christkindlesmarkt, das Weihnachtsfest im Erzgebirge und in Russland, um eine Krippefigur, die an Heiligabend lebendig wird, Pannen beim Weihnachtsessen, eine Weltreise rund um den Weihnachtsstern und um die Hirten,

denen ein Engel die Geburt des Messias verkündet. Bekannte und beliebte bayerische Autoren haben dazu in ihr literarisches Schatzkästchen gegriffen und Texte beigesteuert. Mit Beiträgen von Klaus Schamberger, Wolfgang Buhl, Fitzgerald Kusz und anderen. Damit bereichert sie ihr Oeuvre, das bislang Biographien (Elisabeth Engelhardt – eine fränkische Schriftstellerin), Romane (Zähl nicht, was bitter war; Tödlicher Tee) und Anthologien (Nürnberg – von der Trümmerzeit bis heute; Nie wieder Krieg!) umfasst, um eine weitere Facette. *Robert Unterburger*

Antje Hansen/Suse Schmuck: **Das ehemalige Zuchthaus von Peter Speeth.** Würzburg [Kommissionsverlag Ferdinand Schöningh] 2017, ISBN: 978-3-87717-815-7, 69 S., zahlr. Farb- u. s/w-Abb. (Das Heft ist für 5,00 € im Würzburger Buchhandel oder über die Heiner-Reitberger-Stiftung [info@reitberger-stiftung.de] zu erwerben).

Mit einem der wichtigsten ausgeführten und erhaltenen Gebäude im Stile der sogenannten Revolutionsarchitektur in Deutschland befasst sich das 6. „Heft für Würzburg“: dem ehemaligen Zuchthaus von Peter Speeth, im Würzburger Mainviertel gelegen. Die Revolutionsarchitektur (der Begriff taucht erstmals 1914 auf) hat nichts mit der französischen Revolution gemein, war vielmehr Bestandteil des internationalen Klassizismus um 1800. Es handelt sich also um einen Epochengriff. Bauten dieser besonderen Stilprägung kennzeichnet eine Tendenz zur Geometrie und eine ‚sprechende Architektur‘. Dies heißt, dass die architektonische Form einer bildhaften Umsetzung von Funktion und Inhalt des Gebäudes entsprechen soll.

Genau das arbeiten auch die beiden Autorinnen in ihren Texten überzeugend heraus. Ihre breit angelegten Recherchen ergaben eine eindrucksvolle Analyse eines Gebäudes, das in der Zeit des frankophilen Großherzogs Ferdinand von Toscana ab 1813 entstand, aber erst 1828 endgültig fertiggestellt war. Hansen und Schmuck widmen sich nach einem Rückblick auf zweckähnliche Vorgängerbauten in Würzburg dem Neubau von Peter Speeth, einem nur 7,60 m tiefen Bauriegel, dessen Fassade 20,30 m breit und ebenso hoch ist. Sie untersuchen den Baukörper hinsichtlich seiner Fassadengestaltung, seiner Anbindung zu den Nachbargebäuden (der ehemaligen Gardistenkaserne und der Kirche St. Burkard) und bezüglich geometrischer Gesetzmäßigkeiten.

Natürlich werden auch die architektonischen Motive fachkundig gewürdigt. Das betrifft die ägyptische Bauformen assozierende Eingangspartie gleichermaßen wie die darüber liegende Tempelfront. Beides nicht nur eine Anspielung auf die Ägypten-Entdeckungen der napoleonischen Zeit, sondern zugleich auch ein Mittel, um der Fassade Monumentalität zu verleihen. Aber die Untersuchungen gehen noch weiter ins Detail. Als Beispiel seien die sechs Rundbogenfenster genannt, die mit ihren plastisch hervortretenden Bogenprofilen einen besonderen Akzent setzen, oder die meisterlich gearbeiteten Gesimse, die den Kontrast von Licht und Schatten markant hervortreten lassen. Natürlich wirkt auch das Steinmaterial selbst, das – sorgfältig verarbeitet – die Schönheit des Sandsteins hervorragend zur Geltung bringt. Seiten- und Rückfassade bleiben

dem Betrachter im Allgemeinen verborgen. Die Autorinnen haben sie ebenso ins Rampenlicht gerückt wie die Innenräume und deren Ausstattung. Im Anhang werden schließlich die Nutzungen und Umbauten des Gebäudes erforscht, Quellen zur Baugeschichte dargeboten, eine Kurzbiographie Speeths präsentiert und eine Liste seiner ausgeführten Werke abgedruckt.

Die auf Grund aufwendiger Quellenrecherchen erarbeitete Publikation besticht durch ihre konzise und sorgfältige architekturelle Darstellung. Der flüssig geschriebene Text ist so abgefasst, dass ihn auch Leser, die nicht vom Fach sind, gut verstehen können. Viele Details gelangen auf diese Weise ans Licht, die der Leser ansonsten nicht bemerken würde. Die gründliche Bauanalyse wird begleitet von zahlreichen Abbildungen (die meisten in Farbe) und Planzeichnungen. Häufig werden frühere Bauzustände dem heutigen Zustand vergleichend gegenüber gestellt, um Entwicklungsprozesse darzustellen und bauhistorische Zusammenhänge deutlich werden zu lassen. Das Heft gewinnt zusätzlich dadurch an Bedeutung, dass es weitere Bauwerke Speeths in Würzburg in Erinnerung ruft und so den Fokus auf Bauten lenkt, die wohl nicht im allgemeinen Bewusstsein der Öffentlichkeit gegenwärtig sind. Die Publikation ist ein Paradebeispiel, wie man ein historisches Gebäude aus dem 1. Drittel des 19. Jahrhunderts innen und außen architekturell zu würdigen sowie in den kunstgeschichtlichen Kontext einzuordnen vermag. Das haben die beiden Autorinnen in vorbildlicher Weise aufgezeigt.

Peter Kolb



Photo: Michael Sauter

Auch in diesem Jahr: Unsere beliebte Mainschifffahrt am Freitag, 28. Juni 2019*

In diesem Jahr befahren wir den Main von Ochsenfurt aus nach Kitzingen und machen unterwegs längeren Halt in Marktbreit. Wie immer gibt es an Bord und an Land ein vielseitiges und unterhaltsames Programm. Das Mittagessen können Sie wie im letzten Jahr an Bord einnehmen (gewünschtes Essen bitte auf dem Anmeldeformular ankreuzen). Abends bringt Sie ein Bus wieder zurück nach Ochsenfurt.

Für Teilnehmer aus dem Raum Kitzingen/Volkach/Schweinfurt ist morgens ein Bus-transfer von Kitzingen, Bleichwasen, zur Schiffsanlegestelle in Ochsenfurt eingerichtet.

Parkmöglichkeit in Kitzingen: Kitzingen, Bleichwasen (auf der linken Mainseite) mit kostenlosen Parkplätzen; hier auch Abfahrt des Busses morgens nach Ochsenfurt um 9.15 Uhr

Parkmöglichkeit in Ochsenfurt: Großraumparkplatz vor Schiffsanlegestelle mit z.T.(!) kostenlosen Parkplätzen

Abfahrt des Schiffes 10 Uhr am Schiffsanleger in Ochsenfurt

Teilnahmegebühr: für Mitglieder im Frankenbund: 35 € p.P.

für Nicht-Mitglieder: 40 € p.P.

Kinder u. Jugendliche fahren kostenlos mit.

(In der Teilnahmegebühr sind enthalten: Schifffahrt, Vorträge an Bord, Bustransfer, Führungen u. Eintritte.)

Auf Ihr Kommen freuen sich

Dr. Christina Bergerhausen und Peter Wesselowsky

Weitere Informationen zum Programm finden Sie auf: www.frankenbund.de unter:
[Aktuelles](#)

Weitere Informationen: Rückkehr: gegen 18.30 Uhr in Ochsenfurt

* Bitte beachten: Das Datum im Programmheft der Gr. Würzburg stimmt nicht!



Frankenbund

Anmeldung zur Mainschifffahrt am 28. Juni 2019

Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich zur Schifffahrt auf dem Main am 28. Juni 2019 an:

.....
Name

Vorname

.....
Name

Vorname

.....
Straße

Ort

.....
Telefon

E-Mail*

..... Personen **mit** Mitgliedschaft im Frankenbund: (35 € p.P.)

..... Personen **ohne** Mitgliedschaft im Frankenbund: (40 € p.P.)

Kinder und Jugendliche fahren kostenlos mit.

Die Teilnahmegebühr in Höhe von € zahle ich / zahlen wir bis zum 24. Juni 2019 auf das Konto des FRANKENBUNDES ein:

IBAN: DE67 7905 0000 0042 0014 87 // **BIC:** BYLADEM1SWU

Ich stimme/wir stimmen der Speicherung, Verarbeitung und Nutzung der personenbezogenen Daten zu, soweit dies für die Vor- und Nachbereitung der Veranstaltung erforderlich ist.

.....
Datum

Unterschrift

Mittagessen auf dem Schiff (Preis p.P., auf dem Schiff zu zahlen)

- | | |
|--|---------|
| <input type="checkbox"/> Silvanersuppe | 5,00 € |
| <input type="checkbox"/> Fränk. Sauerbraten mit Kloß u. Rotkohl | 18,00 € |
| <input type="checkbox"/> Nürnberger Rostbratwürste mit Kraut u. Brot | 8,50 € |
| <input type="checkbox"/> Tortellini mit Gorgonzola-Spinatsauce | 12,00 € |
| <input type="checkbox"/> Weißwürste mit Brezeln u. Senf | 7,00 € |

Bustransfer

- Fahrt 9.15 Uhr von Kitzingen, Parkplatz Bleichwasen nach Ochsenfurt
 Fahrt gegen 17.00 Uhr von Kitzingen nach Ochsenfurt

Optional:

- Rückfahrt mit dem Schiff ohne Programm in Kitzingen; Ausstieg: Ochsenfurt

Ihre Anmeldung schicken Sie bitte an: FRANKENBUND e. V., Stephanstraße 1, 97070 Würzburg; Fax: 0931-45253106; E-Mail: info@frankenbund.de; Tel: 0931-56712

Anmeldeschluss: 24. Juni 2019; aus organisatorischen Gründen BITTE rechtzeitig anmelden!

Änderungen vorbehalten!



Orgelwanderung in und um Ostheim vor der Rhön am 15. Juni 2019

Leitung: Dr. Karen Schaelow-Weber, Kunsthistorikerin und 1. Vorsitzende der Frankenbundgruppe Bad Neustadt/Saale und
Arno Leicht, emeritierter Professor an der Musikhochschule Nürnberg

Auf Einladung von Frau Dr. Schaelow-Weber beginnt unsere diesjährige Orgelwanderung mit der Besichtigung der Kirchenburg Ostheim vor der Rhön. Diese Verteidigungsanlage aus dem 15. Jh. beeindruckt bis heute mit ihrer Größe und ihrem Erhaltungszustand. Inmitten dieser Anlage steht die evangelische Stadtkirche St. Michael, ein Renaissancebau aus dem frühen 17. Jh. Herr Leicht wird uns die im Chorraum angebrachte imposante Döring-Orgel aus dem Jahr 1738 erläutern und das Instrument zum Klingen bringen. Durch die Kirche führt Frau Dr. Schaelow-Weber.



Photo: Dr. K. Schaelow-Weber

Im Anschluss an die Kirchenburgbesichtigung wandern wir zur Lichtenburg, einer im 12. Jh. erstmals urkundlich erwähnten Burg. Hier machen wir Rast mit der Möglichkeit, in der Gaststätte Lichtenburg einzukehren und den Bergfried zu besteigen.

Nach der Mittagspause wandern wir auf Umwegen wieder zurück nach Ostheim; dort erwartet uns ein weiteres Highlight: die Besichtigung des Orgelbaubetriebs Hoffmann & Schindler; der Firmeninhaber Herr Hoffmann wird uns durch seinen Betrieb führen. Die Orgelwanderung endet wieder am Treffpunkt.

Treffpunkt:	um 10 Uhr in der Kirchenburg vor dem Haupteingang der Kirche
Anfahrt:	individuelle Anreise; Parkmöglichkeiten: Friedensstraße (oberhalb der Kirchenburg) oder Parkplatz (m. WOMO-Stellplatz) an der Streu (ca. 5-10 Min. Fußweg zur Kirchenburg)
Wegstrecke:	ca. 8 km
Ausrüstung:	dem Wetter entsprechende Wanderkleidung, gutes Schuhwerk
Teilnahmegebühr:	15 € p.P. // Kinder u. Jugendliche: frei
Anmeldung:	verbindliche Anmeldung mit Angabe der Personenzahl bis zum 10. Juni 2019 in der Bundesgeschäftsstelle des Frankenbundes erwünscht, Tel.: 0931-567 12 // FAX: 0931-45 25 31 06 // E-Mail: info@frankenbund.de
	Einzahlung auf das Konto des Frankenbundes: DE67 7905 000 0042 0014 87, Stichwort: Orgelwanderung

Änderungen vorbehalten. Die Veranstaltung ist leider nicht behindertengerecht.

Manfred Schneider

Kurzporträt: Geschichts- und Heimatverein Kreuzwertheim e.V.

Der Geschichts- und Heimatverein Kreuzwertheim e.V. [GHK] wurde am 8. Juli 1988 gegründet und am 29. August 1988 als gemeinnützig anerkannt. Er feierte 2018 also sein 30-jähriges Bestehen, was er zum Anlass nahm, sich selbst ein Geschenk zu machen: eben die Aufnahme in den FRANKENBUND.

Die Geburt des GHK geht auf die Initiative eines früheren Heimatforschers zurück, der in hohem Alter sein Werk fortgesetzt sehen wollte und deswegen eine Vereinsgründung anregte. Umtriebig, wie er war, hat er auch gleich den 1. Vorsitzenden auskundschaftet, und in diesem Amt versucht nun Manfred Schneider seit 30 Jahren sein Bestes, um das kulturelle Leben in Kreuzwertheim zu bereichern.



Zweck und Ziel des Vereins umreißt seine Satzung folgendermaßen: Er wurde „gegründet in dem Bestreben, das Verständnis für Geschichte, Volks- und Heimatkunde in Kreuzwertheim zu wecken und zu pflegen“. Dazu gehören der „Schutz des baulichen Erbes und des Brauchtums“.

Das Jahresprogramm des GHK, das sich in 30 Jahren so entwickelt und bewährt hat, umfasst zwei Vortragsveranstaltungen in den Wintermonaten und in der warmen Jahreszeit zehn Exkursionen, monatlich eine. Die meisten führen zu bedeutsamen Zielen in der näheren und weiteren Umgebung. Einmal im Jahr wird auch eine Studienfahrt als Mehrtagesexkursion angeboten. Sie führt an fünf bis sieben Tagen zu ferneren Zielen ins In- und Ausland und ist meist an wichtige historische Ereignisse geknüpft. So ging es z.B. 2005 nach der Wahl des deutschen Papstes nach Rom oder 2014 – 100 Jahre nach Ausbruch des 1. Weltkrieges – auf die Schlachtfelder Lothringens rund um Verdun. Zwischen Frankreich und Tschechien, Holland und Polen, Irland und Italien, aber auch zwischen dem Saarland und Sachsen, der Mosel und der Mecklenburger Seenplatte, zwischen Vogesen und Vogtland war der GHK schon unterwegs. Zuletzt führte eine Reise in den Harz. Für 2019 ist Südmähren als Ziel ausgemacht.

Aushängeschild des GHK ist die Herausgabe diverser Publikationen, darunter ein umfangreiches Jahrbuch, das regelmäßig über 400 Seiten stark ist und 2018 zum 30. Male erscheinen konnte. Mitglieder erhalten diese Schrift kostenlos. Hinzu kommen in

unregelmäßiger Folge Sonderveröffentlichungen zu unterschiedlichsten Themen. Etwa 20 sind es inzwischen geworden, so zum Beispiel das Buch über die ehemalige Lohrer Bahn. Die 1.600 Seiten starke Chronik zum Jubiläum „*1000 Jahre Markt Kreuzwertheim*“ ist vom GHK angeregt und erarbeitet worden. Erwähnenswert sind außerdem Bild-, Film- und Tondokumentationen.

Gegenwärtig entstehen für einen historischen Ortsrundgang ca. 40 Info-Tafeln, die im Rahmen zweier Projekte – mit dem Burgverein e.V. und der Kommunalen Allianz Marktheidenfeld – im Altort angebracht werden sollen. Eine Hörstation wurde zusammen mit dem Tourismusverband „*Liebliches Taubertal*“ ebenfalls eingerichtet.

Unser GHK zählt ca. 250 Mitglieder, darunter auch komplette Familien, wobei wir Kinder und Jugendliche beitragsfrei führen. Nachwuchs scheint uns gerade in einem Verein, der sich geschichtlichen und volkskundlichen Themen verschrieben hat, unverzichtbar.

Für die Vereinssammlung stehen drei Räume in einem früheren Schulhaus zur Verfügung. Dort ist unser Depot untergebracht, und dort treffen wir uns zu Vorstandssitzungen.

Was hat den GHK nun bewogen, die Mitgliedschaft im FRANKENBUND anzustreben? Man verspricht sich gegenseitige Unterstützung in gemeinsamen Anliegen, die man für wichtig und unverzichtbar hält. Das ist auch der Grund, weshalb der GHK zu mehreren mit Geschichte und Heimatkunde befassten Vereinen in den Landkreisen Main-Spessart und Main-Tauber enge Kontakte pflegt.

Der Heimatpreis Bayern ging an den Heimatverein Herzogenaurach

Schon im letzten Sommer erreichte die Verantwortlichen des Herzogenauracher Heimatvereins (Gruppe des FRANKENBUNDES) die Mitteilung des damaligen „Bayrischen Staatsministeriums der Finanzen, für Landesentwicklung und Heimat“, dass dem Verein der Heimatpreis Bayern für besondere Verdienste um Kultur, Heimat und Brauchtum verliehen werden solle. Diese Nachricht löste verständlicherweise bei den Verantwortlichen und den rund 740 Mitgliedern des Vereins große Freude aus.

Am 23. Juli 2018 hatte dann der zuständige Heimatminister Albert Füracker den Herzogenauracher Verein zu einem Festakt in die Ansbacher Orangerie zur Preisverleihung eingeladen. Dort konnten schließlich die acht angereisten Vorstandsmitglieder um den ersten Vorsitzenden Klaus-Peter Gägelein den Ehrenpreis in Form einer Statue des bayerischen Löwen aus Nymphenburger Porzellan und die entsprechende Urkunde in Empfang nehmen. Den Verein vertraten neben Herrn Gägelein die Beisitzerinnen Rita Bauer, Gundl Müller und Christa Peetz sowie die Vorstandsmitglieder Ulrich Neuner (Schatzmeister), Walter Drebingen (Webmaster), Günter Ohr (Schriftführer) und Christian Kindler (Öffentlichkeitsarbeit). Außer dem Heimatverein Herzogenaurach wurden auch die Eppelein-Festspiele Burgthann, der Historische Eisenhammer Eckersmühlen, die Michaelis Kirchweih in Fürth, die Kinderzeche Dinkelsbühl, die Osingverlosung im Landkreis Neustadt/Aisch sowie der Rothenburger Meistertrunk für ihre Arbeit geehrt.

Der Herzogenauracher Heimatverein wurde wegen der engen Zusammenarbeit in einem intakten Verein, in dem alle an einem Strang ziehen und für die in der Satzung festgelegten Ziele, nämlich die Pflege der heimischen Geschichte, der Mundart und des Brauchtums, eintreten, für die ehrenvolle Auszeichnung ausgewählt. Dabei nimmt sich die Gruppe der geschichtlichen Denkmäler Herzogenaurachs an (Restaurierungen von historischen Objekten) und versucht, alle Facetten der fränkischen Eigenart und Besonderheiten zu bewahren (Brauchtum usw.). Hierzu werden Gesprächskreise und Mundart- oder Musikabende bzw. Studienfahrten in andere Regionen veranstaltet. Neben einem vielfältigen Programm an Führungen für Kindergärten, Schulklassen und alle Gruppen, die etwas über Herzogenaurach wissen möchten, hat es sich der Verein zur Aufgabe gemacht, die zahlreichen ausländischen Arbeitnehmer und Familien zu integrieren. PAS

Großrinderfeld und Ilmspan haben einen neuen Kirchenführer

Verena Friedrich: Die Pfarrkirche St. Laurentius in Ilmspan – Die Pfarrkirche St. Michael in Großrinderfeld. Hg. v. Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld. Großrinderfeld 2018.

Großrinderfeld, eine Gemeinde in Tauberfranken mit 4.000 Einwohner, umfasst nach der Gebietsreform in den 1970er Jahren vier Ortschaften, die bis zur Wende zum 19. Jahrhundert alle unterschiedlichen Herrschaften gehörten, weswegen jeder Ort auf eine eigene Geschichte zurückblickt. Das unterschiedliche Herkommen aller vier Orte der Gesamtgemeinde aufzuarbeiten, hat sich der Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld e.V., seit 2011 eine selbstständige Gruppe des Frankenbundes, zur Aufgabe gemacht. Ein Ergebnis seiner Bemühungen ist der jüngst erschienene Kirchenführer zu den beiden Pfarrkirchen St. Laurentius in Großrinderfeld-Ilmspan und St. Michael in Großrinderfeld. Sind beide Kirchen auch fast zeitgleich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden und nur 5 km voneinander entfernt, so handelt es sich doch dank verschiedener Auftraggeber und Baumeister um zwei kunsthistorisch unterschiedliche, interessante Bauwerke. Denn St. Laurentius gehörte zur Diözese Würzburg und wurde von Johann Michael Fischer, einem Schüler Balthasar Neumanns, gebaut, während St. Michael zum Bistum Mainz gehörte und von Jakob Joseph Schneider erbaut wurde, der im Mainzer Kurfürstentum eine ähnliche Stellung innehatte wie Neumann in Würzburg.

Es ist nur folgerichtig und zugleich eine pfiffige Idee, dass beide Kirchen zwar in einem Führer behandelt werden, aber beide Bauwerke ihre eigene Titelseite und einen separaten Textteil mit eigener Seitenzählung haben, was einfach durch das Umwenden der Broschüre erreicht wird. Kenntnisreich, informativ und gut lesbar werden beide Gotteshäuser von der Würzburger Kunsthistorikerin Dr. Verena Friedrich beschrieben. Sie erläutert die „*Raffinesse der Fischer'schen Architektur*“ in St. Laurentius (S. 8 grün) und erschließt die „*stille Eleganz*“ des Schneider'schen Saalbaus (S. 8 rot) in Großrinderfeld. Dieser Führer schließt dem Besucher die kunsthistorischen Besonderheiten in beiden Kirchen auf, ohne durch zu viele Details die Raumwirkung auf den Betrachter zu stören. Mit dieser Broschüre in der Hand macht es Vergnügen, die beiden Gotteshäuser

zu besichtigen. Sehr hilfreich sind die vorzüglichen Fotos aus beiden Kirchen von Diana Seufert und Manfred Geiger, die den Text illustrieren und den aktuellen Zustand wiedergeben. Mit dem kunsthistorischen Sachverstand der Texte, der Qualität der Bilder und dem gelungenen Layout setzt dieser Kirchenführer Maßstäbe.

Zu beziehen ist der Kirchenführer für 4,00 € plus Versandkosten beim 1. Vorsitzenden des HKV Großrinderfeld Dr. Jürgen Gernert, Schießmauerstr. 19, 97950 Großrinderfeld, E-Mail: juergen_gernet@t-online.de.

Christina Bergerhausen

Josef Kern

Nachruf auf Gunter Ullrich (1925–2018)

Die erste Begegnung mit einem Werk Gunter Ullrichs hatte ich zu Beginn der 1970er Jahre im Haus unserer Nachbarn. Dort hing neben alten Landkarten aus Franken, historischen Würzburg-Veduten und Rother-Holzschnitten eine Graphik, die mir gleichermaßen modern wie zeitlos erschien und die sich angenehm von all dem unterschied, was uns seinerzeit – etwa auf der „documenta 5“ – präsentierte wurde. Den Schöpfer dieser fränkischen Landschaftsgraphik konnte ich dann Jahre später (ich glaube, es war beim Aschermittwoch der Künstler) persönlich kennenlernen; manche Begegnungen fanden dann anlässlich von Vernissagen statt. Was für den ersten Eindruck galt, das Angenehme, bleibt mir auch für den Menschen Ullrich in bester Erinnerung. Es gab kein Gespräch mit Aschaffenburger Künstlern, bei denen nicht die Namen Anton Bruder, Christian Schad und Gunter Ullrich fielen, deren Engagement für Kunst und Kultur bis in unsere Gegenwart wirkt.

Gunter Ullrich prägte und gestaltete seit 1952 zusammen mit seiner Frau Ursula Ullrich-Jacobi nachhaltig das kulturelle Leben Aschaffenburgs. Er setzte sich für bessere Ausstellungsbedingungen ein und erreichte, dass die kriegszerstörte Jesuitenkirche 1976 in einen Ort für zeitgenössische Kunst umgewandelt wurde, der auch von Kunstreunden aus dem benachbarten Rhein-Main-Gebiet gut frequentiert wird. Ullrich war Gründungsmitglied und Vorsitzender des Bundesverbandes Bildender Künstler (BBK) in Aschaffenburg. Als langjähriger Vorsitzender des FRANKENBUND-DES setzte er sich für die Erwachsenenbildung ein. Er hielt zahlreiche Vorträge über Kunst und veranstaltete Exkursionen im In- und Ausland. Ullrich rief das Werk des

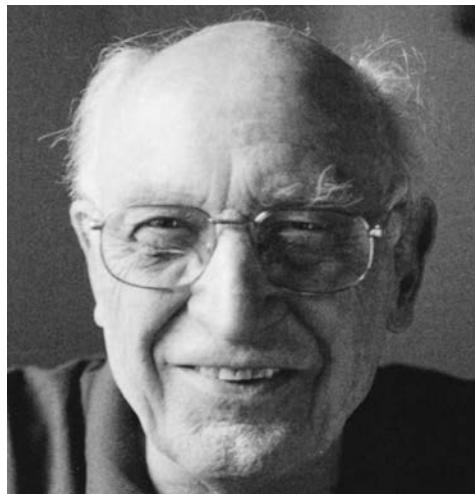


Abb.: Gunter Ullrich †.

Photo: © Gunter Ullrich Stiftung Aschaffenburg.

Photograph: Johannes Welter.

in Aschaffenburg geborenen Expressionisten Ernst Ludwig Kirchner (1880–1938) wieder ins Bewusstsein, was schließlich zur Errichtung einer Gedenkstätte im Geburtshaus nahe dem Bahnhof führte.

Werfen wir einen Blick auf die wichtigsten Stationen seines Lebens: Gunter Ullrich wurde als Sohn eines Lehrers am 7. April 1925 in Würzburg geboren. Zum Freundeskreis der Eltern gehörten die Künstlerbrüder Schiestl. Er absolvierte Zeichen- und Malkurse bei Heiner Dikreiter und August Gerstner in der Schule des Polytechnischen Zentralvereins. Nach dem Abitur 1942 konnte er gerade einmal drei Monate Kunstgeschichte studieren, dann folgte die Einberufung zum Kriegsdienst, der mit der Gefangenschaft in einem Lager nahe Marseille endete. Aus dieser Zeit röhrt Ullrichs Begeisterung für das Licht des Südens, die er später auf zahlreichen Reisen vertiefte. Von 1948 bis 1951 studierte er an der Akademie der Bildenden Künste in München. Die Werke der von den Nationalsozialisten als ‚entartet‘ diffamierten Expressionisten, die er damals für sich entdeckte, wurden entscheidend für sein künstlerisches Leben. In München lernte er seine spätere Ehefrau, die Bildhauerin Ursula Jacobi kennen, eine Tochter des Komponisten Wolfgang Jacobi, die er 1952 heiratete. Im gleichen Jahr kam er als Kunsterzieher an die Oberrealschule, das spätere Friedrich-Dessauer-Gymnasium in Aschaffenburg, wo er nach der Nazi-Diktatur Generationen von Schülern an die moderne Kunst herangeführt hat. Als älterem Kollegen begegnete er dort dem Maler Anton Bruder, der in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts an den Akademien in Dresden und Prag studiert hatte und der für Ullrich eine direkte Brücke zur Tradition des deutschen Expressionismus darstellte.

Zunächst widmete sich der Künstler der Öl- und Aquarellmalerei. In Erinnerung wird er aber dank seiner unverwechselbaren Druckgraphiken bleiben, die er ab 1956 schuf. Er wandte sich zunächst dem Holzschnitt und Linolschnitt zu. Bei seinen ersten Farbholzschnitten mit den breiten schwarzen Liniestegen spürte man die künstlerische Verwandtschaft zu den Graphikern des Expressionismus. Ullrich erkannte, dass sich diese Technik am besten für ihn eignet. Eine große Rolle spielt dabei die Maserung der Holzplatte, die mitgedruckt und Teil der Bildkomposition wurde. Um 1970 kam mit der Radierung eine andere graphische Technik zum Einsatz. Er experimentierte mit Aquatinta, Aussprengtechnik oder der Linolätzung, durch die eine weiche, aquarellähnliche Flächenwirkung erzielt werden konnte. Grelle Buntheit war die Sache Ullrichs nicht. Seine Blätter, teilweise als Triptychon gestaltet, weisen auf zarte Farbverläufe hin, wie sie die von ihm hoch geschätzten japanischen Farbholzschnitte – etwa von Hiroshige – zeigen. Hier darf auch der Hinweis nicht fehlen, dass der Künstler seine Graphiken oft in farblichen Varianten druckte.

1962 gründete Ullrich mit Gleichgesinnten die Künstlergruppe „Kontakt“. Ziel war es, der vorherrschenden Abstraktion eine neue Gegenständlichkeit entgegenzusetzen. Dem blieb sich der Künstler zeit seines Lebens treu, sei es in den beliebten Landschaftsdarstellungen, den Stadtansichten, aber auch in den weniger populären, nur in kleinen Auflagen gedruckten Blättern mit Tieren, Zirkusszenen und Illustrationen des täglichen Lebens. Der Künstler gibt Landschaft nicht im strengen Sinne und nicht bis ins Detail topographisch getreu wieder, sondern ihre unverwechselbare Eigenart, ihre typischen und bezeichnenden Merkmale. Ullrich setzte sich auch mit aktuellen Themen wie den

Leipziger Montagsdemonstrationen, der deutschen Wiedervereinigung und der Atomkatastrophe von Tschernobyl auseinander; letztgenanntes Blatt variiert den großen Linolschnitt „Apokalyptische Reiter“, den Ullrich 1971 in Erinnerung an die Zerstörung seiner Heimatstadt Würzburg 1945 schuf. Arbeiten wie „Würzburg brennt“, „Rune der Peterskirche“, „Tote Stadt“ oder Bilder der Ruine des Aschaffenburger Schlosses bezeugen die tiefe Betroffenheit des Künstlers angesichts der Zerstörungen und Opfer des Zweiten Weltkrieges.

Weniger bekannt sind Ullrichs Werke im öffentlichen Raum. Darunter etwa die bronzenen Aschaffenburger Rathäustüren, die er gemeinsam mit seiner Frau 1958 gestaltete, der Möwenbrunnen im Stadtteil Leider oder das Keramikrelief im Hallenbad Aschaffenburg.

Ullrich erhielt zahlreiche Auszeichnungen: 1992 den Preis der Bayerischen Volksstiftung, 1998 den Kulturpreis der Stadt Aschaffenburg, 2001 den Kulturpreis des FRANKENBUNDES, 2002 die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland und 2015 den Kulturpreis des Bezirks Unterfranken. Um das Erbe des Verstorbenen zu pflegen, wurde 2014 die von der Stadt Aschaffenburg verwaltete Gunter-Ullrich-Stiftung begründet. Ullrich übergab der Stiftung mehr als 550 druckgrafische Arbeiten. Sehr zu empfehlen ist deren Internetauftritt, zu finden unter www.gunter-ullrich-stiftung.de. Der Künstler verstarb am 10. November 2018 im Alter von 93 Jahren in seiner Wahlheimat Leider.

Unser Bundesfreund Theobald Stangl wurde 80 Jahre alt!

Anlässlich seines 80. Geburtstags am 12. Januar 2019 möchten die Schriftleitung der Zeitschrift *FRANKENLAND* sowie die gesamte Bundesleitung des FRANKENBUNDES Bundesfreund Theobald Stangl von Herzen gratulieren und ihm alles erdenklich Gute, vor allem dauerhaftes Wohlergehen und noch viel Lebensfreude, wünschen.

Bundesfreund Theobald Stangl trat am 1. Juni 1995 der Gruppe Würzburg des FRANKENBUNDES bei und war von 2005 bis 2017 2. Vorsitzender der Gruppe. Bis zur diesjährigen Neuwahl der Vorstandsschaft, bei der er nun auf seinen eigenen Wunsch hin auch aus dem erweiterten Vorstand ausschied, kümmerte er sich um den regelmäßigen Kontakt zur lokalen Presse, der er immer wieder Artikel zu Veranstaltungen der Gruppe zukommen ließ.

Als Beleg für sein großes Engagement auch im Gesamtbund sei hier nur seine langjährige Tätigkeit zunächst als Stellvertretender (1999–2005) und anschließend als Bundesschatzmeister (2005–2015) unserer Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturflege genannt. Für den Einsatz in dieser bedeutenden Funktion wurde er schließlich im Jahre 2016 mit dem Großen Goldenen Bundesabzeichen geehrt.

So darf der gesamte FRANKENBUND voll Dankbarkeit Bundesfreund Theobald Stangl weiterhin ein langes, gesundes und glückliches Leben wünschen und darauf hoffen, ihn noch bei vielen Veranstaltungen in unserer Mitte begrüßen zu dürfen. Ad multos annos, feliciter!

PAS

Alexander von Papp †

Die fränkische Heimat näherbringen

Auch im hohen Alter ist Edmund Zöller noch kreativer Heimatpfleger. „*Ich will die Menschen für ihre schöne fränkische Heimat begeistern.*“ Unter diesem Motto informierte und informiert der Ansbacher Edmund Zöller seit über 40 Jahren unermüdlich über den Reichtum fränkischer Geschichte, Kultur und Landschaft. Sein bislang jüngstes Werk war die Ausstellung „Das alte fränkische Dorf“, die 2018 im Rathaus Aurach vom dortigen Bürgermeister Merz eröffnet wurde. Zuvor war sie schon in der Sparkasse Herrieden sowie im Herbst 2017 aus Anlass des Treffens der Kreisheimatpfleger im Landratsamt Ansbach zu sehen.

In der Ausstellung zeigt Zöller mit historischen Photoaufnahmen sowie mit Texten die Entwicklung der fränkischen Dörfer, insbesondere auch im Landkreis Ansbach, seit den 1950er Jahren: Bauernhöfe, Kirchen, Rathäuser, Dorfschulen, typische Ortsbilder usw. Bei der Präsentation in Ansbach hatte Landrat Dr. Jürgen Ludwig dem 92-jährigen Heimatkundler für seinen beispielhaften und nicht nachlassenden Einsatz gedankt: „*Sie stehen stellvertretend für unsere Kreisheimatpfleger, die sich mit großem persönlichen Einsatz einbringen. Heimat ist kein Etikett, sondern menschliche Erfahrung, gelebte Überzeugung und persönliche Passion. Nur wenn Begriffe wie Heimat, Kulturgut und Geschichte gelebt werden, können diese die Menschen auch berühren und zur Identität der Region beitragen.*“

Edmund Zöller stammt aus der Spessartgemeinde Dorfprozelten am Main. Seit 1952 lebt er in Ansbach. Anlass war sein Dienst in der Schulabteilung der Regierung von Mittelfranken. Daneben begann er seine heimatkundlichen Forschungen und Bildersammlungen. 1977 wurde er zum Zweiten Vorsitzenden der örtlichen Gruppe des FRANKENBUNDES gewählt und 1992 nach dem Ende seiner Berufsjahre zum Kreisheimatpfleger für den Altlandkreis Feuchtwangen ernannt. Im Verlauf seiner reichhaltigen Tätigkeit als Heimatforscher und Heimatkundler sammelte er rund 25.000 Dias zu fränkischen Ortsbildern, Kirchen, Burgen, Schlössern und Brauchtum. Hinzu kam eine Sammlung von mehreren zehntausend Zeitungsartikeln zu historischen und volkskundlichen Motiven. Bei dieser Arbeit unterstützen ihn seine im Jahr 2016 verstorbene Ehefrau sowie auch immer wieder Freunde.

Bei seinem jahrzehntelangen Engagement hat Edmund Zöller über 1.600 Vorträge über fränkische Themen gehalten sowie rund 340 Studienfahrten organisiert. Besonders gut aufgenommen wurde sein Dia-Vortrag „Erinnerungen an das alte fränkische Dorf“. Über 200 Mal hat er damit bei ungezählten Zuhörern Erinnerungen an das frühere fränkische Dorfleben wachgerufen. Das hat schließlich auch zu der oben genannten Ausstellung geführt.

Neben den Vorträgen und Studienfahrten schuf Edmund Zöller im Laufe der Zeit noch vier Reisebücher sowie drei Faltblätter über ehemals befestigte Dorfkirchen in Franken. So wurde er zum Schöpfer der Fränkischen Wehrkirchenstraße sowie auch der Mittelfränkischen Bocksbeutelstraße. Zugleich weckte er damit bundesweit das touristische Interesse an unserem schönen Frankenland. Auch mit über 93 Jahren bleibt Zöller noch mit Dia-Vorträgen zu heimatkundlichen Themen aktiv.

Geschichte

Werner Dietz

Der Bamberger Domdechant und Propst von und zu Werdenstein 75

Kunst

Leonhard Tomczyk

Sakrale Kunst im Landkreis Main-Spessart nach 1945 – I. Teil 92

Kultur

Ingeborg Höverkamp

Hermann Kesten (1900–1996): Nürnbergs berühmtester Dichter des 20. Jahrhunderts ... 106

Aktuelles

Christine Bartholomäus

Gedenkbuch der Stadt Bayreuth für die Opfer des Nationalsozialismus 118

Alexandra Kraus

Johann Baptist Ritter von Spix – vom Aischgrund an den Amazonas 120

Gerhard Gollner

22 Künstler trafen sich zu den 22. Oberfränkischen Malertagen 2019
in Ebermannstadt 137

Bücher zu fränkischen Themen 139

Frankenbund intern

Der Kulturverein Wittighausen e.V. ist dem FRANKENBUND beigetreten! 141

Der Heimatverein Herzogenaurach begrüßt sein 750. Mitglied 142

Siegfried Stengel

3. Oberfränkische Regionalfahrt am 31. August 2019. Die Römer in Franken:
Weißenburg – Karlsgraben – Limeseum Ruffenhofen 143

Zur Erinnerung: Auch in diesem Jahr findet wieder unsere Mainschifffahrt statt! 144

Vorankündigung: Unser Fränkischer Thementag „Volksmusik in Franken“ 144

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Christine Bartholomäus M.A.	Archivarin am Stadtarchiv Bayreuth Maximilianstraße 64, 95444 Bayreuth stadtarchiv@stadt.bayreuth.de
Dr. Werner Dietz	Am Pfaffenberg 16, 97422 Schweinfurt werner@dietz.email
Gerhard Gollner	Siegmundstraße 11, 95445 Bayreuth christel.gollner@gmail.com
Ingeborg Höverkamp	Dozentin, Schriftstellerin Karl-Plesch-Straße 15, 90596 Schwanstetten ingeborg-hoeverkamp@t-online.de
Alexandra Kraus	Diplom-Sozialpädagogin (FH) Am Aischbach 7, 91352 Hallerndorf alexandra.kraus@aischbach.de
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Regierungsdirektor Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Siegfried Stengel	Dipl.-Pädagoge, 1. Bürgermeister a.D. Finkenweg 12, 96135 Stegaurach stengel-stegaurach@t-online.de
Dr. Leonhard Tomczyk M.A.	Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Spessartmuseums Schlossplatz 1, 97816 Lohr a. Main Leonhard.Tomczyk@Lramsp.de
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart Tho.Voit@t-online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Werner Dietz

Der Bamberger Domdechant und Propst von und zu Werdenstein

Nachforschungen zum Stifter einer kleinen Filialkirche führten zu einem Bamberger Domdechanten im 18. Jahrhundert. Seine Herkunft, sein stetiger Aufstieg in hohe geistliche, aber auch weltliche Ämter fasziniert ebenso wie seine Tatkraft und sein Schicksal in den schweren Zeiten des Siebenjährigen Krieges. Originale Texte bringen uns Persönlichkeit und Wirken nahe.



Abb. 1: Die Filialkirche St. Georg in Lembach.
Photo: Peter Dörfllein.

Das 250. Weihejubiläum der Filialkirche St. Georg im kleinen Steigerwalddorf Lembach, heute ein Stadtteil von Eltmann am Main, war der Anlass, dem Lebenslauf und den Lebensleistungen ihres Stifters nachzugehen. Durch die Recherchen wird eine heute fast vergessene, zu ihren Lebzeiten jedoch einflussreiche Persönlichkeit des 18. Jahrhunderts in ihrem Wirkungskreis im östlichen Franken wieder lebendig. Zunächst mag es erstaunen, dass eine kleine, ja fast abgelegene Dorfkirche den Weg zu einem bedeutenden Prälaten im Fürstbis-tum Bamberg weisen soll, doch auch hierfür findet sich im Folgenden die Begründung.

Herkunft und Ausbildung

Als fünftes von zwölf Kindern wurde der Reichsfreiherr Joseph Eustach Anton Maria von und zu Werdenstein am 2. Oktober 1700 in Dellmensingen bei Ulm geboren. Damit entstammte er einem alten, wohl edelfreien Geschlecht aus dem Allgäu, von

dessen namengebender Burg Werdenstein in Eckarts, heute ein Ortsteil von Immendorf, nur noch die Ruine des Torbaus erhalten ist. Das Wappen des Geschlechts besteht aus einem roten Wappenschild, in dem zwei aufrechte silberne (weiße) Sparren stehen. Die bekönende Helmzier besteht aus einem roten Kissen mit Quasten, auf dem aufrecht ein silberner (weißer) Hase sitzt.¹ Das hier gezeigte Wappen verweist auf die Stifter des Altarbildes in der Filialkirche St. Georg zu Lembach.

Schon früh fanden sich die Herren von und zu Werdenstein unter den Gefolgsleu-



Abb. 2: Das Wappen der Freiherren von und zu Werdenstein.
Photo: Peter Dörflein.

ten der Fürstäbte von Kempten. Sie stiegen nachweisbar ab 1350 zu deren Erbkämmerern auf und waren somit wesentlich in die Leitung des Reichstifts eingebunden. 1659 erwarben die Werdenstein die Herrschaft Dellmensingen bei Ulm und zogen dorthin um. In Augsburg und Eichstätt wurden Angehörige der Familie Werdenstein in die dortigen Domkapitel aufgenommen. Der Vater unseres Kirchenstifters, der Reichsritter Johann Christoph von und zu Werdenstein, begann 1712 zusammen mit seinem Bruder in Dellmensingen als Herr über diese kleine Herrschaft mit dem Bau einer respektablen Barockkirche, die 1719 den Heiligen Cosmas und Damian geweiht wurde. 1714 bezeichnete er sich erstmals als Baron, also als Freiherr. Seine Mutter Maria Theresia Konstantia, eine geborene Freiin von Eyb, entstammte einem weit verzweigten mittelfränkischen Adelsgeschlecht, dessen Stammsitz Eyb heute ein Stadtteil von

Ansbach ist. Aus dem bis heute blühenden Geschlecht gingen zwei Eichstätter und ein Bamberger Bischof hervor. Damit konnten drei Werdensteiner als Fürstbischofe zu regierenden Reichsfürsten aufsteigen.

Bereits 1703 zog die Familie mit dem dreijährigen Joseph Eustach ins Fränkische um, wo dem Vater – möglicherweise auf Empfehlung der in Eichstätt einflussreichen Familie Eyb – das zum Fürstbistum Eichstätt gehörige Amt Dollnstein im Altmühlthal übertragen wurde. Sicherlich begann dort auch die Ausbildung des Sohnes, bevor er das Gymnasium der Jesuiten in Eichstätt besuchte und 1712 dort einen niederen Abschluss erwarb. Offensichtlich war eine geistliche Laufbahn für ihn vorgesehen, denn später studierte er drei Jahre Philosophie am Seminar in Würzburg. Darauf folgte 1721 ein einjähriges Studium der Theologie am Jesuitenkolleg in Bamberg und an der kurbairischen Hohen Schule in Ingolstadt. Bereits am 7. Dezember 1721 empfing er durch den Weihbischof von Eichstätt im Willibaldschor der dortigen Domkirche die Weihe zum Akolythen, dem höchsten Grad der vier niederen Weihen.²

Domkapitular in Bamberg

Sein Oheim Reinhard Anton Sebastian von Eyb wurde 1715 vom Domkapitel in Bamberg zum Domdechanten gewählt, wodurch er im Domkapitel für alle inneren Angelegenheiten zuständig war. Sein Eyb'sches Wappen mit den drei Muscheln kann man noch heute über einem 1720 datierten Türsturz an seinem mächtigen Kanonikerhof S. Sebastiani und Fabiani linkerhand auf halber Höhe finden, wenn man von der Stadt kommend den Bamberger Domberg hinaufsteigt.

Bereits am 2. März 1722 berief Domkapitular Philipp Ernst von Guttenberg den 22-jährigen Werdenstein zum Domicellar am Hohen Domstift zu Bamberg. Es darf wohl vermutet werden, dass diese Aufnahme ins Kapitel nicht zuletzt durch seinen Oheim, den Domdechanten Eyb, der nur vier Monate später verstarb, befördert wurde. Werdenstein übernahm damit diejenige Stelle eines Domicellars, die sein älterer Bruder Franz Ignatius Albertus zwar am 19. Juli 1720 angetreten hatte, auf die er aber schon nach nur einem halben Jahr am 2. Dezember 1721 wieder resignierte, um danach dem Freisinger Domkapitel anzugehören und dort später zum Weihbischof gewählt zu werden. Als Domicellar nahm Werdenstein an den Sitzungen des Domkapitels, allerdings ohne Stimmrecht, teil und wurde dadurch gewissermaßen als Anwärter auf die Stelle eines Domkapitulars mit einer Pfründe versorgt, die ihm das Studium der Theologie am „*Collegium Germanicum et Hungaricum*“ in Rom ermöglichte. Schon am 21. September 1723 weihte ihn dort der Kardinaldechant der römischen Kurie und Bischof von Ostia zum Priester. Zwei Tage später zelebrierte er in Rom seine erste hl. Messe. 1725 kehrte er nach Bamberg zurück und wurde dann am 29. November 1729 Domkapitular unter Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn, der seinem wenigen Monate zuvor verstorbenen Oheim Lothar Franz auf dem Bamberger Bischofsstuhl gefolgt war und somit die Fürstbistümer Bamberg und Würzburg in Personalunion regierte.³

Gleichzeitig mit dem jungen Werdenstein war der fast 30 Jahre ältere Freiherr Jodocus (auch Jobst) Bernhard von Aufsees (heute bekannter als Aufseß) Domkapitular und Propst von St. Stephan in Bamberg sowie Domkapitular in Würzburg.

Dieser war am 13. Juni 1683 in Bamberg als Kapitular „aufgeschworen“ worden.⁴ Bereits in seinem ersten Testament vom 21. Mai 1709 und ausführlicher im zweiten Testament vom 15. April 1728 setzte er als Universalerben eine „*Fundation*“ zugunsten armer Kinder ein. In seinen letzten Testamenten vom 11. Mai 1736 in Bamberg und vom 17. Februar 1738 in Würzburg beschrieb er diese Stiftung, die die Erziehung armer Kinder zur Aufgabe haben sollte, endgültig und legte fest, wer aufgenommen werden sollte: „*In diesem Seminarium sollen auff= und angenommen werden lauter Bamberger und Würzburger Hochstifts arme Kinder und zwar Knaben aus einem unbefleckten Ehebeth geboren, nehmblichen zwey Drittel bambergische und ein Drittel würzburgische Hochstifts Kinder*“. Er vermachte der Stiftung aus seinem privaten Nachlass respektable 300.000 Gulden rheinisch und begründete damit das „*Aufsesianum*“ in Bamberg. Als Testamentsvollstrecker setzte er neben Johann Ludwig Christian von und zu Erthal Werdenstein ein. Der alte Domherr, der nur wenig später am 2. April 1738 verstarb, wählte also im Vertrauen, dass durch ihn sein letzter Wille Wirklichkeit würde, den jungen Kollegen aus dem Kapitel. Die Wahl hätte trefflicher nicht ausfallen können, denn Werdenstein machte die Stiftung zu seiner Herzensangelegenheit und kümmerte sich Zeit seines Lebens derart intensiv um diese Einrichtung, dass er nicht nur der „*zweite Gründer*“ genannt, sondern sogar als die „*belebende Seel und also unserem Seminario in der That alles*“ beschrieben wurde.

Seit Jahresbeginn 1741 leitete ein Regens das Seminar, die Oberaufsicht aber lag beim Domkapitel, das Werdenstein zum Präsidenten des Seminars wählte. Er übte dieses Amt bis zu seinem Tode aus.

Er ist es auch, der die „*Instructionen*“ für Regenten, Präfekten und das Hauspersonal am Aufseesianum verfasste, in denen er den Regens geradezu nach moderner Pädagogik anmutend anwies, er habe den „*Perfectos mit aller Lieb aufzumuntern, denen Knaben fleißig abzuwarten, ihnen mit Lieb zu begegnen, mit denen, so etwann mit geringeren Gaaben der Natur von Gott begabt, Gedult zu haben, und nicht indiscret in sie hineinzuschlagen, welches ihnen Praefectis aufs schärfste soll verbotten seyn, sondern mitler Zeit zu sehen und sich Communicatis Consiliis mit Herrn Regenten zu beeifferen, wie etwann einem solchen Knaben zu helfen, damit er das praestire, wohin seine Kräffte langen [...] Muß also des Haupt Studium von Regente und Praefectis gemeinsamlich und einhellig dahin abzwecken, deren Knaben, und eines jeden insbesonders besitzende Gaaben der Natur, und dessen Zuneigungen fordersambst und gründlich zu erlernen [...]*“. Den Präfekten aber schärfe er ein, dass sie „*wegen denen Knaben und nit die Knaben wegen ihnen seyen, derowegen wann die Knaben eben arm, und von schlechtem geringen Herkommen, seynd sie deßwegen nit minder zu schätzen, und ihnen nit mit weniger Lieb zu begegnen, als eben bey denen reicheren, und von höheren Standt abstammen, zu gescheen pflegt [...]*“.⁵

Nach langer, von Werdenstein persönlich und sehr beharrlich betriebener Suche nach einem Bauplatz beriet das Domkapitel bereits am 21. Juli 1738 den Ankauf des Ägidienspitals für die Aufsees'sche Stiftung, wofür Bischof Friedrich Karl schließlich am 11. Januar 1740 den Kaufbrief erstellen ließ. Werdenstein legte selbst am 30. Mai 1740 den Grundstein, und 1741 konnte das von Baumeister Justus Heinrich Dientzenhofer errichtete und noch heute als katholisches Internat genutzte Seminargebäude eingeweiht werden. Schon



Abb. 3: Domkapitular von und zu Werdenstein 1741.
Photo: Peter Dörfllein.

am 21. November 1744 erlaubte das Domkapitel Werdenstein eine Erweiterung des Aufseesianums um den Heppischen Garten im Sand und in der Folge um weitere Flächen.⁶

Aus dem Jahr 1741 datiert auch das erste auf uns gekommene Bild des Domkapitulars Werdenstein, dessen Maler unbekannt ist und das möglicherweise sogar für das Seminar in Auftrag gegeben wurde. Es befindet sich heute in Privatbesitz. Auf diesem Bild lässt sich auf dem linken oberen Bildviertel eine selbst im Streiflicht nur schwer lesbare Inschrift entziffern, die eine einwandfreie Zuschreibung ermöglicht: „*Ihro Hochwürden Josephus Eustachius Antonius Maria v. u. zu Werdenstein Kapitolar des hohen Domstiftes zu Bamberg 1741*“.

Auf diesem Bild ist ein umgehängtes goldenes Kreuzmedaillon auf der Brust des Kapitulars zu erkennen, der sogenannte „Stiftspfennig“. Er zeigt in goldener Um-

randung in hohovaler Form ein Emaille-Bild Kaiser Heinrichs II. mit Zepter und Dommodell. Noch heute tragen die Domkapitulare in Bamberg dieses Kapitelkreuz als Zeichen ihrer Würde.⁷

Nach dem Tod des Domherrn Aufsees wurde Werdenstein Besitzer von dessen freigewordenem, damals aber als baufällig beschriebenem Domherrenhof. Deshalb erhielt der neue Besitzer am 7. März 1739 die Summe von 2.000 Gulden rheinisch aus dem Aufseesschen Nachlass zur Renovierung seines „*Canonicatshof[s]*“. Nach der Instandsetzung der Kurie der hl. Apostel Philippus und Jakobus in der Oberen Karolinenstraße 4, konnte Werdenstein damit in Bamberg eine sehr repräsentative Anlage bewohnen. Die Kurie ist auch bekannt als „Schrottenberghof“ nach den Be-

sitzern im 19. Jahrhundert oder auch als „Fausthof“ nach einem Vorbesitzer Faust von Stromberg um 1700.⁸ Der eigentliche Domherrenhof ist, wenn auch in einem eher bedauernswerten Zustand, bis heute erhalten geblieben.

Der Eingang findet sich im Pausenhof hinter der heutigen Domschule. Wo man derzeit auf die Fassade der Schule blickt, schloss einst ein repräsentativer Torbau bekrönt von einem großen Werdenstein'schen Wappen den Kanonikerhof zur Straße hin ab. Mit dem Bau der Schule wurde dieser aufwendige Torbau abgerissen. Das beim Abbruch gerettete Wappen wurde auf die Altenburg geschafft, wo es heute noch, inzwischen vom Bergfried an die Innenseite eines Turms der Burgmauer verbracht, betrachtet werden kann.⁹



Abb. 4: Der Werdenstein'sche Kanonikerhof in Bamberg.

Photo: Werner Dietz.

Aufstieg in hohe Ämter, Propst von St. Stephan

Am 24. Juli 1743 reiste Werdenstein in diplomatischer Mission nach Rom ab. Ein Streit zwischen Domkapitel und Bischof um die „*Cantorei*“ war eskaliert, und eine Lösung sollte gefunden werden. Ebenso waren Fragen bezüglich der Propsteien der Nebenstifte zu klären. Erst am 27. April 1744 kehrte er erfolgreich zurück.¹⁰ Bis zum Jahr 1746 beschränkte sich die Karriere Werdensteins weitgehend auf geistliche Ämter und Aufgaben. In diesem Jahr jedoch änderte sich dies, als er zum Hochfürstlichen Bamberger Geheimen Rat und gleichzeitig zum Vizepräsidenten der Regierung der weltlichen Herrschaft des Fürstbistums ernannt wurde. Unter Fürbischof Philipp Anton von und zu Frankenstein erlebte Werdenstein 1750 einen weiteren Karrieresprung. Am 15. September 1750 stieg er zum Wirklichen Präsidenten der weltlichen Regierung auf und repräsentierte so die höchste weltliche Autorität im Fürstbistum. Am gleichen Tag übertrug man ihm die Leitung des ehrwürdigen Kollegiatstiftes St. Stephan auf dem Stephansberg in Bamberg. Das Stift war schon kurz nach der Errichtung des Bistums Bamberg zwischen 1007 und 1009 wohl auf Betreiben von Kaiserin Kunigunde gegründet, die Kirche als zweite nach dem Dom erbaut und 1020 geweiht worden. Zudem wurde er zum ordentlichen Richter des Konsistoriums des Hochstiftes Bamberg berufen.¹¹

Zum Stift St. Stephan gehörten auch die beiden linksmainischen „Stephaniterdörfer“ Roßstadt und eben jenes eingangs erwähnte Lembach, das eher versteckt in den sanften Höhen zwischen Main- und Aurachtal im nördlichen Steigerwald eingebettet liegt. Als Propst des Kollegiatstifts

war Werdenstein nun Grund- und Dorfherr dieser Dörfer und damit auch Herr über größere Wald- und Flurflächen in den beiden Gemarkungen. Die Hof- und Herdstellen waren gegen Abgaben an die Bauern zur Bewirtschaftung übergeben, daneben mussten aber noch Hand-, Spann-, Jagd- und Frondienste für die Grundherrschaft geleistet werden.

Kaum zum Propst avanciert, schritt Werdenstein mit großer Tatkraft zur Erneuerung des Stifts. Am 29. April 1754 legte er den Grundstein zum neuen Propsteibau von St. Stephan, der vom Bamberger Stiftsbaumeister Johann Jakob Michael Küchel aufgeführt wurde. Über dessen Eingang ist daher das Wappen des neuen Propstes (darunter in kleinerem Format die Wappen seiner drei Amtsvorgänger) angebracht, das sich heute noch dort befindet. In einer Inschrift erinnert es an den Baubeginn und den Bauherrn.

Der heute Kapitelhaus genannte Bau wird inzwischen von der evangelischen Kirchengemeinde St. Stephan genutzt und wurde in den Jahren 2014/2015 von Grund auf renoviert. Während dieser Renovierungsarbeiten brannte ein Teil des



Abb. 5: Das Werdenstein'sche Wappen über dem Eingang zum Propsteigebäude von St. Stephan in Bamberg.
Photo: Resi Mend.

Dachstuhls des alten Propsteibaus ab, was insofern einen engen Bezug zu den „Stephaniterdörfern“ Lembach und Roßstadt hat, weil das Eichenholz dieses Dachstuhls in den stiftseigenen Wäldern dieser Gemarkungen geschlagen worden war und die Stiftsbauern dieser Orte als Fron-dienst für den Transport des Holzes mit Fuhrwerken aus ihren Wäldern auf den Stephansberg nach Bamberg zu sorgen gehabt hatten.¹²

Schwere Zeiten und weiterer Aufstieg

1753 starb Fürstbischof von Franckenstein; ihm folgte Franz Konrad von Stadion und Thannhausen und ab 1757 Adam Friedrich von Seinsheim, der bereits zwei Jahre zuvor auch den Würzburger Bischofsstuhl bestiegen hatte, womit diese beiden fränkischen Bistümer erneut in Personalunion vereint waren. Inzwischen waren kriegerische Zeiten heraufgezogen: Von 1756 bis 1763 nahm der Siebenjährige Krieg seinen Lauf, einer der ersten großen Kriege, die weit über Europa hinausreichen sollten. Das mit Großbritannien verbündete Preußen unter König Friedrich II. stand Maria Theresia von Österreich gegenüber, die mit Frankreich, Russland und dem Heiligen Römischen Reich im Bündnis war. Der Fränkische Reichskreis als Teil des Reichs und damit die Fürstbistümer Würzburg und Bamberg gehörten zum Bündnis Österreichs und wurden schnell in den Konflikt hineingezogen. Viermal überfielen die Preußen Bamberger Gebiet in den Jahren 1757, 1758, 1759 und zuletzt 1762.

Schon in Friedenszeiten 20 Jahre zuvor war über die rüde Vorgehensweise der Preußen beim Domkapitel heftig geklagt worden, etwa als der Generalmajor von Cossel auf dem Marsch zum Rhein im Mai

1738 eigenmächtig durch das Gebiet des Bamberger Fürstbistums und damit des fränkischen Kreises zog und sich mehrfach in Städten des Hochstiftes einquartierte. Ein Historiker schrieb darüber: „*Die preußischen Völker führten sich [...] übel auf, erpreßten Geld und bedrohten die Leute. Schon von verschiedenen Orten [...] sind die preußischen Völker ins Hochstifts-Land eingerückt und haben durchgehends große Exzesse verübt.*“ Doch das war bestenfalls ein kleiner Vorgeschmack dessen, was ab 1757 folgen sollte.¹³

Während beim ersten Einfall der Preußen in Franken vom 19. Mai bis 23. Juni 1757 ein preußisches Freicorps unter Oberstleutnant von Mayer im südlichen und nördlichen Bamberger Gebiet wütete, unerfüllbare Kontributionen einforderte und unter den Stiftsuntertanen Schrecken verbreitete, war die Residenzstadt mit ihren reichen Magazinen selbst erst beim zweiten Einfall 1758 Ziel der Operation. Der Bischof hatte sich aus dem bedrohten Bamberg zurückgezogen und residierte in Würzburg. Werdenstein war als Statthalter, also Stellvertreter des Bischofs, in Bamberg eingesetzt. Beim Einmarsch gingen Teile der Bamberger Theuerstadt um das Stift St. Gangolf in Flammen auf, und auch die ersten Toten waren zu beklagen. Wieder war das Freikorps von Mayer in vorderster Reihe, diesmal allerdings im Rahmen einer größeren Einheit von 6.000 Soldaten und 600 Reitern unter Generalmajor von Drießen. Am 31. Mai 1758 wurde Bamberg von den Preußen besetzt und wenige Tage später eine Kontribution von einer Million Reichstalern gefordert. Schließlich konnten Kirchensilber im Wert von 111.310 rheinischen Gulden und weitere 171.534 rheinische Gulden in bar aufgebracht werden. Um der restlichen Erfüllung ihrer Forderungen Nachdruck zu



Abb. 6: Flugblatt von 1758, das den Silberraub und die Entführung Werdensteins durch die Preußen zeigt.
Photo: C. Seifert, Staatsbibliothek Berlin Inv. Nr. YB 7742.

verliehen, nahmen die Preußen sechs Geiseln, darunter den Statthalter Werdenstein, Weihbischof Dr. Nitschke und Hofkanzler von Karg. Die Geiseln gelangten zuerst, obwohl sich der Bayreuther Markgraf für ihre Freilassung verwendete, ins Hauptquartier des Prinzen Heinrich, dem Bruder des Preußenkönigs Friedrich II., nach Hof und wurden schließlich bis nach Leipzig verbracht.¹⁴

Die Empörung war so groß, dass sogar ein Flugblatt verteilt wurde, auf dem der Stiftsheilige Kaiser Heinrich neben dem Modell seines Domes auf einer Wolke sitzend und unter einem Flügel des Erzengels Michael beschützt dem unwürdigen Treiben zuschauen muss. Auf einem Spruchband unter ihm steht die verzweig-

felte Frage „*Quae sunt Caesari*.“, noch verstkt durch ein von einer Gruppe von Heiligen links daneben geäußertes „*Et quae sunt Dei*.“ Die Ohnmacht wird deutlich durch die Frage eines Geistlichen am linken Blattrand „*quo Iure*.“ mit der daneben auf einem Geschützlauf geschriebenen Antwort „*Canon*.“ In einem großen Leiterwagen stehen dicht beieinander die erpressten silbernen Heiligtümer. Ein Kruzifix ist gut zu erkennen, wohl um die besondere Freveltat zu verdeutlichen. Davor sitzen unter dem Dach der Kalesche der Domdechant und Statthalter Werdenstein neben dem Hofkanzler von Karg als Geiseln, bereit zum Abtransport.

Der Text unter dem Bild beschreibt das schändliche Werk: „*Bamberg, eine von dem*

*H. Kaiser Heinrich Gott und der Kirch geheilige Bischoffliche Stadt ohne Mauren in Francken, wurde von einigen Preußischen Trouppen überfallen, und nachdem sie alles Gewöhr, Viech, Pferd, Wein, Getraid und Gelds gänzlich beraubt, die Reichs NB. Wappen abgerissen, musten auch alle Kirchen-Schätz und Gott geheiligte Kostbarkeiten herhalten: nahmen allein von dem heilthum mit sich, von Hoff 2645 Marckt [sic!] 6. loth, vom dem hohen Stüfft 990. M. von S. Stephan 220. M. 8 l. von S. Jacob 145 M. 8 l. von S. Gangolph 350. M 8 l. von Michelsberg 189 M. 12 l. von den PP. Jesuiten 226. M. von den de PP. Carmel. 129. M. von den PP Dominic. 138 M. von S. Martin 120 M. 8 l. von der obern Pfarr 225 Marckt [sic!], und gingen mit*einigen Geißlen widerum davon den 10. Juni A°. 1758.“*

Eine Mark Silber wog damals in Franken rund 238 Gramm und beinhaltete 16 Lot, womit sich leicht ermitteln lässt, dass von den Preußen fast 1,3 Tonnen Silber konfisziert wurden. Das war ein großer Aderlass, aber es sollte noch schlimmer kommen.¹⁵

Kaum aus Bamberg „hinweggeführt“, erhielt Werdenstein kurz hintereinander weitere Ämter und Würden. Nur fünf Tage nach der Geiselnahme, also am 15. Juni 1758, wurde er in Abwesenheit auch zum Propst und Cellarius des um 1070 gegründeten Kollegiatstiftes St. Jakob in Bamberg gewählt. Doch schon am 8. Juli 1758 kehrten überraschend die Geiseln Werdenstein und Kanzler von Karg unter gegebenem Ehrenwort auf Rückkehr nach Bamberg zurück. Sie sollten den Fürstbischof zur Restzahlung der Kontribution von einer Million Gulden bewegen, worauf sich der Fürstbischof aber keinesfalls einlassen wollte. Von Prinz Heinrich von Preußen ist überliefert: Wenn nicht gezahlt wird, wird eingetrieben!¹⁶

Nachdem Werdenstein drei Tage zuvor auch noch Domcellerar wurde, folgte am 18. Juli 1758 eine weitere besondere Auszeichnung: wie 43 Jahre früher sein Oheim von Eyb wurde er vom Bamberger Domkapitel ebenfalls zum Domdechanten gewählt. Die Wahl musste übrigens vom Ordinariat durch den Geistlichen Rat Lurz bestätigt werden, da sich der Weihbischof noch immer in preußischer Gefangenschaft befand. Damit war Werdenstein einer der mächtigsten und einflussreichsten Personen im Fürstbistum geworden, der eine ganze Reihe hoher geistlicher, aber eben auch die höchsten weltlichen Ämter auf sich vereinigte und dem überdies die Propsteien zweier kaiserlicher Bamberger Stifte übertragen waren.

Seine Rückkehr nach Leipzig weiß er geschickt hinauszuzögern. Die zurückgebliebenen bambergischen Geiseln und das Kirchensilber wurden in das sichere Magdeburg verlegt, da inzwischen das Reichsheer nahe an das preußisch besetzte Sachsen herangerückt war. Schließlich wurden die restlichen Bamberger Geiseln gegen preußische Geiseln, die durch eine gezielte militärische Aktion des Reichsheeres gemacht worden waren, ausgetauscht und kehrten noch im September nach Bamberg zurück. Das geraubte Kirchensilber verblieb aber in Magdeburg.¹⁷

Es verwundert nicht, dass nach Verweigerung auch nur einer teilweisen Zahlung der Kontribution durch den Fürstbischof ein neuerlicher preußischen Einfall 1759 bevorstand. Diesmal kommandierte diese Unternehmung, die mit über 25.000 Soldaten schon die Dimension eines kleinen Feldzuges annahm, von Prinz Heinrich selbst. In drei Angriffskolonnen marschierten die Preußen in Franken ein. Die mittlere Formation befehligte der eben genannte Prinz. Durch Bayreuther Territo-

rium, dann unter Umgehung der Bamberger Festung Rosenberg über Kronach, die nicht eingenommen werden konnte, schlugten die Preußen den direkten Weg nach Bamberg ein und besetzten die Stadt am 16. Mai 1759 erneut. Wieder war das Ziel der Operation, die großen Magazine im Fränkischen, insbesondere in Bamberg, zu nutzen oder zu zerstören. Am 19. Mai forderte General von Itzenplitz eine Brandabschätzungssteuer von 2 Millionen Reichstalern. Nachdem jedoch lediglich 62.000 Gulden in bar aufgetrieben werden konnten, mussten „nach gnädigem Erlass“ von 1,3 Millionen Reichstalern aufgrund der Zerstörungen und Schäden im Jahr zuvor schließlich 580.000 Reichstaler Kontribution akzeptiert werden. Dieser ‚Vertrag‘ wurde einen Tag später vom eintreffenden Prinz Heinrich bestätigt. Es wurden fünf Wechsel über 100.000 sowie einer über 75.266 Reichstaler ausgestellt und ein weiterer über 100.000 Reichstaler, um das geraubte Kirchensilber auszulösen.

Statthalter Werdenstein und Hofkanzler von Karg wurden erneut als Geiseln genommen. Doch schon am 24. Mai zogen die Preußen wegen eines nahenden Reichsheeres ab. Am 25. Mai in Bayreuth angekommen konnte eine Geisel auf Fürsprache des Markgrafen die Heimreise antreten. Zwar sollte Werdenstein freikommen; aber da er blieb, konnte Kanzler Karg nach Bamberg zurückkehren. Prinz Heinrich behandelte Werdenstein zuvorkommend. Nach einem Diner beim Prinzen konnte er auf eigene Bitte von Hof nach Leipzig reisen, das er am 1. Juni erreichte. In Leipzig traf er auf fünf weitere Bamberger Geiseln, die auf seine Fürsprache hin frei gelassen wurden. Ihnen gab er einen Brief an den Bischof mit, weitere Verhandlungen zu verzögern, auch wenn ihm selbst daraus Nachteile ent-

stünden. Die Lage trübte sich ein, und Werdenstein wurde unter Arrest gestellt. Am 5. Juli wurde er in das preußische Hauptquartier nach Chemnitz und von dort am 10. Juli nach Dresden gebracht. Es war bekannt geworden, dass die Hamburger Kaufleute auf kaiserlichen Druck hin die Bamberger Wechsel nicht akzeptierten. Auf weitere preußische Drohungen hin spielte Werdenstein auf Zeit. Auch die Androhung einer Vermünzung des Bamberger Kirchensilbers konnte vermieden werden. Aber erneut wendete sich die militärische Lage, als ein Reichsheer wieder auf Sachsen heranrückten und schließlich am 4. September Dresden von der Reichsarmee besetzt werden konnte. Als Folge durfte Werdenstein am 8. September 1759 heimkehren; das Kirchensilber aber blieb verloren.¹⁸

Der vom Hochstift Bamberg schon lange geplante und betriebene Verkauf der ausgedehnten Besitzungen in Kärnten um Villach, die seit der Gründung durch Kaiser Heinrich II. zur frühen Ausstattung des Hochstifts gehörten, kam im Jahr des dritten Einfalls der Preußen zum Abschluss. Der Verkaufsvertrag der Kärntner Länder an Österreich wurde am 5. Mai 1759 geschlossen, eine Woche später von der Kaiserin in Wien ratifiziert und der Bamberger Besitz am 15. Juni übergeben. Der Kaufpreis betrug 1 Million Gulden, die allerdings mit der Begründung der aktuellen Kriegszeiten nicht in bar, sondern in vierprozentigen Obligationen bezahlt wurden. Diese konnten allerdings erst nach Abschluss eines Friedens – und höchstens 100.000 Gulden pro Jahr – gekündigt werden. Werdenstein war schon früh in die vielen Beratungen und Beschlüsse des Domkapitels um den Verkauf der Kärntner Ländereien eingebunden. Als Teil einer Minderheit stimmte er im

Domkapitel beharrlich gegen diesen Verkauf. Der vereinbarte Kaufpreis wurde letztlich nie gezahlt.¹⁹

Im Jahr 1762 mussten das Umland und die Residenzstadt wieder einen Preußen-einfall unter General von Kleist ertragen. Am 20. November rückten die Preußen mit 4.000 Mann „ganz friedlich, jedoch mit scharfen Gewehr“ an, und besetzten Bamberg erneut. Das Spiel aus hohen Kontributionsforderungen, niedrigen Zusagen und Geiselnahme nahm erneut seinen Lauf, obwohl bereits Gespräche verschiedener Kriegsparteien zu einem Waffenstillstand bevorstanden bzw. erfolgten. Darin waren die Reichskreise aber nicht einbezogen. Werdenstein blieb eine neuerliche Geiselnahme diesmal auf erfolgreiche Fürsprache des Bayreuther Markgrafen hin erspart. Kleist zog am 8. Dezember nach der Neutralitätsusage des Bischofs in Würzburg ab, nahm aber dennoch Oberhofmeister von Rotenhan als Geisel mit, weil der Vertrag zur Neutralität der Hochstifte Würzburg und Bamberg noch nicht aus Würzburg eingetroffen war.²⁰

Kurz vor Ende des für Bamberg so unseligen Krieges wurde Werdenstein am 2. März 1762 vom Domkapitel der Ehrentitel „Jubiläus“ verliehen, der daran erinnerte, dass er vor 40 Jahren Domicellar geworden war und dem Domkapitel schon solange angehörte. Die Ehrung geschah am gleichen Tag, als Franz Carl von Redwitz zu Schmöltz als Domicellar aufgeschworen, damit ins Kapitel aufgenommen wurde. Dieser erhielt die Pfründe des genau ein Jahr zuvor verstorbenen Domicellars von Franckenstein. Sehr wahrscheinlich ist dieser Ehrentag auch der Anlass für ein zweites, auf uns gekommenes Bild des Jubilars gewesen.

Das Gemälde stellt den geistlichen wie weltlichen Würdenträger auf dem Höhe-



Abb. 7: Der Domdechant von und zu Werdenstein wohl als „Jubiläus“ 1762.

Photo: Peter Dörlein mit Genehmigung
der Hauptabteilung Kunst und Kultur
im Erzbischöflichen Ordinariat Bamberg.

punkt seiner Karriere dar. Er ist im schwarzen, wohl samtenen, mit prächtigen Goldstickereien verzierten Rock präsentiert. In der rechten Hand zeigt er dem Betrachter ein Schriftstück, das die Nominierung des genannten Redwitz zu Schmöltz auf die Pfründe des unglücklich früh verstorbenen Franckenstein durch Werdenstein am 14. Juni 1761 dokumentiert. Wieder trägt er das Kapitelkreuz der Bamberger Domkapitulare. Links oben finden wir sein Wappen; darunter einen Text, der offensichtlich von zwei unterschiedlichen Händen stammt. Der erste Teil der Inschrift beschreibt die bekannten Lebensdaten und endet mit der Jahreszahl 1762, was wohl auf das Entstehungsjahr des Bildes ver-

weist. Der zweite Teil der Inschrift, die letzten vier Zeilen, wurde später hinzugefügt. Er nennt das Sterbedatum und beschreibt Werdenstein ausdrücklich als besonderen Wohltäter des Hauses Schmöltz. Der Maler ist auch diesmal nicht bekannt. Heute kann man dieses Bild im nicht öffentlich zugänglichen Kapitelsaal des Bamberger Domkapitels finden.

Die Jagd in den Stephaniterdörfern Lembach und Roßstadt

Die über Jahrhunderte umstrittene Jagdgrenze zwischen den Bistümern Bamberg und Würzburg, deren Verlauf noch heute drei erhaltene Jagdgrenzsteine aus dem Jahr 1688 dokumentieren, trennt die Gemarkungen der beiden linksmainischen Stephaniterdörfer Roßstadt und Lembach. Seit mindestens 1740 gab es Auseinandersetzungen um die Jagdausübung in diesen Bereichen, auch mit dem Jagdnachbarn der Voit von Rieneck im angrenzenden Trunstadt. 1761 konnte Werdenstein als Probst von St. Stephan eine Einigung zwischen dem Würzburger und Bamberger Fürstbischof auf der einen Seite und dem Kollegiatstift St. Stephan auf der anderen Seite erzielen. Die Urkunde berichtet, dass „[...] bereits von vielen Jahren her Stritt- und Irrungen wegen der Groß- und Kleinen Jagd auf denen beiden Fluhrs-Marckungen zu Lembach und Rostatt“ vorgekommen sind. Deshalb hätte der „Probst, Dechant und Capitul von gedachter Collegiat-Stifts-Kirchen ad St. Stephanum zu Bamberg demütigst gebeten, [...] sothane alte und zu verschiedenen Weiterungen die Veranlassung gewesend Stritt-Sache dermaleins in der Güte und vermittels eines Vergleichs beylegen zu lassen.“²¹

Wie aus dieser am 6. August 1761 ausgefertigten Urkunde hervorgeht, verzichte-

te der Fürstbischof in den Gemarkungen der Stephaniterdörfer Lembach und Roßstadt und damit in den dortigen Stiftswäldern und -feldern auf sein Recht der Kleinen und Großen Jagd, also auf das Jagdrecht auf Hoch- und Niederwild. Er übertrug es vielmehr für alle Zeiten auf das Stift St. Stephan selbst. Es spricht viel dafür, dass Werdenstein, dem eine Leidenschaft zur Jagd nachgesagt wird, dort selbst dem Waidwerk nachgegangen ist, zumal in Lembach eine Hofanlage im Vergleich zu den übrigen Gehöften des Altdorfs heraussticht. Während alle anderen Häuser der Althöfe im Dorf mit dem Giebel zur Straße zeigen und direkt an dieselbe gebaut sind, ist dieses Gutshaus nicht nur mit der Längsfassade zur Straße ausgerichtet und weit in das Grundstück zurückgesetzt, sondern übertrifft zudem mit einer mehr als 2 ha großen Hofstatt bei weitem den Zuschnitt aller anderen Hofsäume. Leider ist ein zugehöriges spätbarockes Stallgebäude um 1975 abgebrochen worden. Dieser Hof gehörte dem Stift St. Stephan,²² und so es liegt nahe, dass Werdenstein ihn bei Jagden in den Stephaniterwälder aufgesucht hat.

Testament und Begräbnis

Werdensteins letzter Wille ist erhalten und besteht aus dem eigentlichen Testament vom 27. Juni 1760 und ergänzenden bzw. erklärenden Zusätzen, den so genannten Codicillen vom 28. Mai 1764.²³ Da aus einem Testament, in dem es um die Regelung der letzten Dinge geht, der Verfasser sehr persönlich zu seinen Erben und allen späteren Lesern spricht, sollen einige Passagen zitiert werden, zumal der Weiter- und Fertigbau der Kirche in Lembach durch sein, in den Codicillen festgelegtes Erbe abgesichert wurde.

Er beginnt sein Testament mit dem Worten: „*Im namen der Allerhöchsten treif- faltigkeit Gott des Vatters, des Sohn, und deß heiligen geistes Amen. Demnach in mein lebsZeiten Ich öfters bey mir christ wohl bedächtlich beherziget, mir nichts gewißres als der tod, hingegen auch nichts ungewißeres als die stund des selben. Derowegen habe mich entschloßen, ohne weidere Zierlichkeit, doch nach dem bewehrten herkommen bei unserer allhier bambergischen Cathetral Kirchen, nur mit wenig wortten, um nach mein, in göttlichen handen stehenden tod allen stritt und irrungen vor zu beugen bei gottlob noch gu- ten leibskräften und vollkommen verstand mein letzten willen in gegenwärtigen eigenhändig nieder zu schreiben. Wie folg. 1.) Sage mein barmherzigen Gott ohnendlichen Dank vor Zeit meines lebens empfang gnaden, und gut- thaten wo vor 2.) mein Schöpfer meine seel wiederum zurückgebe wie ich sie empfangen, [...] 3.) Mein leib gebe der Erden wiederum zurück woraus er gekommen und [...] will in das nämliche Grab, wo mein herr oheimb und vorfahrer in der Domdechantei von Eybh ruhet, begraben seyn.*“

Dieser Wunsch wird sicher der Dankbarkeit gegenüber seinem Oheim Eyb geschuldet sein. Er wird wohl aber auch der Tatsache entspringen, dass mit nur einer Generation Abstand das Amt des Domdechanten in Bamberg von nahen Verwandten besetzt war.

Danach folgt die Regelung des Nachlasses: „*Mein Erb sol seyn mein allerliebster herr bruder, den mahligen Eichstättische ge- heimrath nach u. dasiger statt viceDom*“. Den Kanonikerhof vererbte er an seinen Neffen Anton von Schaumberg, der bereits Dominicellar in Bamberg war, mit der Auflage 500 Reichstaler an „*das Baron Aufseßische seminar*“, also sein Aufseesianum, zu zahlen. Schließlich bestimmte er im letzten Artikel als Carl Dietrich Freiherrn von

Guttenberg, seit 1736 Domkapitular, und Herrn von Bußeck, seit 1741 Domkapitular und später der letzte Fürstbischof von Bamberg, zu Testamentsvollstreckern und schreibt „*vor denenselben bemühung verfü- ge jedem 100 Reichsthaler zum andenken*“.

In den Codicilen von 1764 gibt es einige Detaillierungen und Ergänzungen zum Testament wie „*1. Verlange nur stands-mä- sige Beim Tag Zu Veranstaltende Leich-Be- gängnus.*“ Später dann: „*5. Vor ein Messin- ges Epitaphium vermache vierhundert Reichs- thaler*“ und „*6. Begehr ich von meinen Auff- seesischen Seminaristen Zu Grabe getragen zu werden: für welche Bemühung jedem die- ser Seminaristen ein florhine solle geleistet werden*“ und schließlich „*7. Soll mein Port- trait zum angedenken in das Baron-Auffsee- sische Seminarium von meinen Erben ver- schaffet werden*“. Die Erben entsprachen diesen Wünschen und gaben auch dieses Portraitgemälde in Auftrag. Zwei Jahre nach seinem Tod vollendete der aus der bekannten Thüngersheimer Malerfamilie stammende Georg Anton Urlaub, ganz nach der letztwilligen Verfügung des Verstorbenen, das dritte uns bekannte und erhaltenen Bildnis Werdensteins für das Aufseesianum.

Das qualitätsvolle Bild zeigt den Porträtierten auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn, was nicht zuletzt durch das repräsentative Format von 2 x 1,3 Meter unterstrichen wird. In schwarzem Samtrock mit Kniebundhosen und Schnallenschuhen sitzt er auf einem mit rotem Samt bezogenen Sessel am Schreibtisch und wendet sich in weißgrauer Perücke würdevoll dem Betrachter zu. Die weißen zeitgemäßen Spitzenmanschetten unterstreichen die Hand, die einen Briefumschlag mit Adresse zeigt, die alle Würden und Titel aufweist und zu- letzt „*Executor des Aufseß'schen Testaments*“ in besonderer Weise betont. Auf dem



Abb. 8: Georg Anton Urlaub: Domdechant von und zu Werdenstein. Photo: Peter Dörfllein aus: Altfränkische Bilder und Wappenkalender 84 (1985).

Schreibtisch liegt ein gewichtiges Buch mit Papiersiegel und Schnur auf der aufgeschlagenen Seite, wohl das Aufsees'sche Testament, um dessen Erfüllung sich Werdenstein zeitlebens so viele Verdienste erworben hatte. Das Ölgemälde befindet sich heute im Besitz der Stadt Bamberg und steht im Depot des Historischen Museums.²⁴

Noch ein Blick in die Codicillen des Testaments: Gegen Ende findet sich der Zusatz: „14. Will ich und verordne, das der von mir an gegebene Capellen-Bau bey Lembach, auch im fall meines etwaigen ablebens, zu Vollkommenen stand gebracht werde.“ Die Codicillen enden: „ad §.14. Zu diesem Capellen-Bau wird mein Castner

Kayser gezogen werden. Actum Bamberg 28. ten Maij 1764.“. Diesem letzten Willen wurde Rechnung getragen, und so konnte die Filialkirche St. Georg vermutlich ein Jahr später an seinem 65. Geburtstag, dem 2. Oktober 1765, geweiht werden. Die abschließende Kostenaufstellung für den Bau aus der Hand des Kastners Georg Carl Kayser von St. Stephan ist erhalten.²⁵

Nur wenige Tage nach der Niederschrift dieser Codicillen verstarb Werdenstein am 7. Juni 1764²⁶ „[...] nachmittag gegen halb Ein uhr dahier zu Bamberg in Dero Domherren-Hof nach Gottes Fügung [...]“ nach langer Krankheit im Alter von 63 Jahren nur ein Jahr nach der Beendigung des Siebenjährigen Krieges. Nach seinem Tod wurden die Zeichen seiner Amtsgewalt, seine Siegel mit dem Werdenstein'schen Wappen gebrochen und damit der Schlusspunkt seiner irdischen Macht dokumentiert. Sein Leichenbegängnis fand am 13. Juni 1764 am Tage statt, wie er es in seinem letzten Willen ausdrücklich gewünscht hatte. Auch die weitere Abfolge der Funeralien folgte den Festlegungen seines Testaments. Von acht Alumnen des Aufseesianums wurde sein Leichnam getragen, beim Begräbnis wurde eine die Entwicklung des Aufseesianums beschreibende Fahne mit der Aufschrift „Aufsees plantavit, Werdenstein rigavit, Deus incrementum dedit“ mitgeführt²⁷ und sein Leichnam feierlich im Grab seines Oheims Eyb im Bamberger Dom am letzten rechten Pfeiler des Hauptschiffs vor dem Bamberger Reiter neben dem Altar des hl. Johannes des Täufers im Mittelschiff beigesetzt.²⁸ Die Trauerpredigt hielt der Domprediger und Jesuitenpater Joseph Ledergerw von der Domkanzel. Er würdigte den Toten als Priester: „Auch die ansehnlichste Gäst, die er bey seiner Tafel haben wollte, konnten ihn zur

täglichen Vesper=Zeit von dem Chor nicht abhalten. Er wuste nemlich Gottes=Dienst, und Wohlstand so schicklich zu vereinen, daß durch das gezimende Aufsehen, und Leutseligkeit, so er allen, auch denen Geringsten nach seiner Maas, nicht zu versagen pflegte, nichts dem vorzüglichen Dienst des Höchsten Herrn, nichts denen scharfen Pflichten eines Kirchen=Prälaten, nichts der Erbauung des Nächsten entzogen würde. [...] Auf seinem Tods=Beth beteuerte er, mit niemand jemahlen streng verfahren zu seyn, wo Er nicht durch die Gesätz der Billigkeit darzu verpflichtet zu seyn geglaubt habe. [...] We-nige Tage vor seinem Hintritt hörte man diese Worte aus seinem Mund: Er erinnere sich nicht, jemanden, der etwas nicht Unbilliges, und in seinem Vermögen Stehendes von Ihm begehret, abgeschlagen zu haben“²⁹

Am Pfeiler wurde auch die bronzenen Grabinschrift angebracht, die allerdings seit der von König Ludwig I. angeordneten Purifizierung des Doms 1830/1835 vom ursprünglichen Platz weichen musste. An der Altarwand der Nagelkapelle weit rechts oben und daher schwer lesbar ist sie seitdem zu finden. In vielleicht etwas spätbarockem Überschwang wird der Verstorbene dort u.a. gerühmt als „[...] ILLUST. FAMILIAE SUAE SPLENDOR; NOBILIT. GEMMA; CORONA SACERDOTII, CAPITULI ORNAMENTUM, AFFLIC-TORUM ASYLYM, PAUPERUM SOLA-MEN CLYPEUS JUSTITIAE [...]“ (seiner berühmten Familie Glanz, des Adels Juwel, Krone der Priester, des Kapitels Schmuck, der Geschlagenen Schutz, der Armen Trost Schild der Gerechtigkeit). Links und rechts schmücken je vier Wappen seiner Ahnen aus der väter- bzw. mütterlichen Linie diese Bronzetafel, die ‚Ahnenprobe‘, die die adelige Herkunft des Verstorbenen über vier Generationen dokumentiert.



Abb. 9: Bronzene Grabtafel für Werdenstein in der Nagelkapelle.
Photo: J. Sowieja,
Landesamt für Denkmalpflege.

Das hatte sich Werdenstein in den Codicilen zum Testament ausdrücklich so gewünscht: „ad §.5 tum: Bemerktes Epitaphium solle ein offen Blatt werden, mit Inscription, dann Beysorgung meiner 8 Agnaten [...]“. Das Herz des Domdechanten aber wurde nach Dellmensingen gebracht und in der Kirche St. Cosmas und Damian, die sein Vater hatte erbauen lassen, beigesetzt. Weder im Testament noch in den Codicilen findet sich ein solcher Wunsch niedergeschrieben. In dieser, seiner Taufkirche ist neben dem linken Seitenaltar heute noch eine große, ebenfalls aus Bronze gegossene Tafel mit seinem Wappen zu finden, die diesen Ort seiner Herzbestattung mit den Worten „Hic reclusum est cor [...]“ ausweist.



Abb. 10: Bronzetafel der Herzbestattung in Dellmensingen. Photo: Gemeinde Dellmensingen.

Als Wahlspruch hatte sich Werdenstein „*verba movent, exempla trahunt*“ gewählt. Sinngemäß übersetzt „Worte bewegen uns, Vorbilder aber reißen uns mit“. Vielleicht ist gerade sein lebenslanges Engagement für das „Aufseesianum“ in Bamberg ein besonderer Beweis dafür, wie ernsthaft er nach diesem Wahlspruch gelebt hat: Das Testament des Stifters dieses Seminars waren die ‚Worte‘, die ihn als eingesetzten Testamentsvollstrecker bewegt haben. Von diesem ‚Vorbild‘ des Stifters hat er sich dann Zeit seines Lebens ‚mitreißen‘ lassen,

Anmerkungen:

- 1 Siebmachers Wappenbuch. Nürnberg 1605, Blatt 111.
 - 2 Ullrich, August/Rottenkolber, Josef: Geschichte der Reichsritter von Werdenstein. Kempten 1927, S. 65–94; auch Bericht des Historischen

das Seminar immer, auch mit persönlichen Mitteln, großzügig zu unterstützen und zu fördern.

Abschließender Dank

Das Zustandekommen dieses Beitrags im *FRANKENLAND* war ein Herzenswunsch meiner verstorbenen Schwägerin Resi Mend, geb. Schmitt, (1937–2016) aus Schweinfurt. Der Aufsatz ist ihr im Gedanken gewidmet. Sie war eine immer begeisterte und überaus kundige Freundin und Förderin der Geschichte und der Geschichtsforschung, langjährige aktive Beirätin des Historischen Vereins in Schweinfurt und sehr aktive Teilnehmerin an vielen Seminaren des *FRANKENBUNDES*. Sie hat einen großen Anteil an den Vorarbeiten zu diesem Aufsatz geleistet und Werdenstein als Stifter der Lembacher Filialkirche St. Georg vor vielen Jahren wiederentdeckt.

Dr. Werner Dietz studierte in Würzburg Physik und forschte dort am Institut für Theoretische Physik, bevor er 1986 in die freie Wirtschaft wechselte. In Schweinfurt war er anschließend in der Wälzlagerindustrie als leitender Angestellter in mehreren Funktionen tätig. Heute lebt er im Ruhestand in Schweinfurt. Seine Anschrift lautet: Am Pfaffenberg 16, 97422 Schweinfurt, E-Mail: werner@dietz.email.

Vereins Bamberg [künftig: BHVB] 40 (1878), S. 298–301 u. Loshorn, Johann: Die Geschichte des Bistums Bamberg. Bd. VII. 2. Lieferung. Bamberg 1910, S. 57.

- ³ Ebd. u. Loshorn: Bamberg (wie Anm. 2), Bd. VI. Bamberg 1906, S. 717–718.

- 4 Wie Anm. 2.
- 5 BHVB 29 (1866), S. 22–48; auch Loshorn: Bamberg (wie Anm. 2), Bd. VII. 1. Lieferung. Bamberg 1907, S. 145, 148–151 u. 265; vgl. auch 250 Jahre Seminarstiftung Aufseesianum. Festschrift des Studienseminars. Bamberg 1988, S. 31–35.
- 6 BHVB 29 (1866), S. 22–48, auch Loshorn: Bamberg (wie Anm. 2), Bd. VII. 1. Lieferung. Bamberg 1907, S. 145, 148–151 u. 265.
- 7 BHVB 132 (1996), S. 234 Fußnote.
- 8 Wie Anm. 6.
- 9 Mayer, Heinrich: Bamberg als Kunststadt. Bamberg 1955, S. 132f.
- 10 Loshorn: Bamberg (wie Anm. 2), Bd. VII. 1. Lieferung, S. 240–245.
- 11 Wie Anm. 2; siehe auch Breuer, Tilmann/Gutbier, Reinhard/Kippes-Bösche: Stadt Bamberg. Immunitäten der Bergstadt. 1. Stephansberg. Bamberg 2003, S. 29 u. 159–163.
- 12 Breuer et al.: Bamberg (wie Anm. 11).
- 13 Loshorn: Bamberg (wie Anm. 2), Bd. VII. 1. Lieferung, S. 67.
- 14 Loshorn: Bamberg (wie Anm. 2), Bd. VII. 2. Lieferung. Bamberg 1910, Kap. 20 und 21; BHVB 28 (1865), S. 1–71.
- 15 Stockmann, Johann Adam: Bamberga Spolia-ta. 1758. Staatsbibliothek zu Berlin, Einbl YB 7742.
- 16 Wie Anm. 14.
- 17 Ebd.
- 18 Loshorn: Bamberg (wie Anm. 2), Bd. VII,
2. Lieferung, Kap. 23 u. BHVB 40 (1878), S. 187–301.
- 19 Fränkische Blätter. 11. Jg. Nr. 12, S. 45–47; Nr. 14, S. 54–56 u. Nr. 16, S. 64, auch Loshorn: Bamberg (wie Anm. 2), Bd. VII, 2. Lieferung, S. 159 u. 163.
- 20 Loshorn: Bamberg (wie Anm. 2), Bd. VII, 2. Lieferung, Kap. 27 u. BHVB 41 (1879), S. 1–64.
- 21 Staatsarchiv Bamberg [künftig: StABa], Rep. A 120, Urk. Nr. 383, s. auch B 115 Nr. 88 1.
- 22 Schneider, Peter: Der Steigerwald in seiner Gesamtschau. Würzburg 1958, S. 389.
- 23 StABa, B 86 Nr. 592.
- 24 In den Sammlungen des Historischen Vereins Bamberg wird unter Nr. 215 auch Portrait Werdensteins geführt. Allerdings beruht die Identifizierung nur auf einem Vergleich der Physiognomie mit dem Bild Abb. 8. Zudem weiß man aus dem Kollegiatstift St. Stephan vom Verlust eines großen Portraits für 50 Rthlr und eines kleinen für 7 Rthlr aus der Hand von Anton Wilhelm Tischbein von 1756; siehe dazu auch Anm. 12, S. 167f.
- 25 Archiv des Erzbistums Bamberg, Rep. 60 Pfarrei A Priesendorf IV, 9.
- 26 Wie Anm. 24.
- 27 BHVB 40/1878, S. 300f.
- 28 Pfister, Michael: Der Dom zu Bamberg. Bamberg 1896.
- 29 Wie Anm. 27.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturwerk Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.



**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**

Leonhard Tomczyk

Sakrale Kunst im Landkreis Main-Spessart nach 1945 – I. Teil

Die durch den Zweiten Weltkrieg verursachten Schäden auf dem Gebiet der Architektur waren in Deutschland 1945 enorm und betrafen nicht nur deren profanen, sondern auch sakralen Teil. Viele Kirchen waren zerstört oder stark beschädigt. Trotz Geldmangels und Materialknappheit wurde jedoch ziemlich schnell damit begonnen, sowohl Fabriken, Geschäfte und Wohnungen als auch Kirchen wieder aufzubauen. Denn die überlebenden Menschen wollten und mußten ernährt, mit Arbeit versorgt und auch religiös betreut werden.

Als Übergangs- bzw. Notlösung griff man beim Kirchenbau mancherorts auf Baracken oder schnell errichtete schlichte Konstruktionen für provisorischen Gebrauch zurück. Das Hilfswerk der evangelischen Kirchen in Deutschland unter der Leitung des Oberkonsistorialrats Eugen Gerstenmaier (1906–1986) trat in dieser Zeit an den Architekten Prof. Otto Bartning (1883–1859) mit der Bitte um einen typisierten Notkirchenentwurf heran.¹ Das Ergebnis von Bartnings Überlegungen und seiner Auseinandersetzung mit diesem Thema war ein Kirchen-Typ, der sich seriennmäßig herstellen und gleichzeitig an die örtlichen Gegebenheiten entsprechend variierend anpassen ließ. Nach diesem Konzept entwarf er 48 Kirchen, von denen 43 zwischen 1947 und 1953 verwirklicht wurden, unter Mithilfe von Geld- und Holzspenden, ehrenamtlicher Mitarbeit der Ge-

meindemitglieder und unter Verwendung des vorhandenen Trümmermaterials.²

Auch die katholische Kirche blieb auf diesem Gebiet nicht untätig. Im Auftrag und unter Mitwirkung von deren liturgischen Kommission wurden Richtlinien für die Gestaltung des Gotteshauses aus dem Geiste der römischen Liturgie 1949 erarbeitet, die aus sechs Grundlagen und 21 Folgerungen bestanden. Sie wurden von dem katholischen Theologen und Kirchenhistoriker Theodor Klauser (1894–1984), der an diesen Richtlinien mitwirkte, 1954 zusammengefasst. Darin ist u.a. zu lesen:

„Grundlage 6: Das Gotteshaus ist bestimmt für das Gottesvolk unserer Tage. Es ist daher so zu gestalten, daß die Menschen der Gegenwart sich von ihm angesprochen fühlen. Die edelsten Bedürfnisse des Menschen unserer Zeit müssen in ihm ihre Erfüllung finden: der Drang nach der Gemeinschaft, das Verlangen nach Wahrheit und Echtheit, der Wunsch, vom Peripherischen zum Zentralen und Wesentlichen zu kommen, der Drang nach Klarheit, Helle und Übersinnlichkeit, die Sehnsucht nach Stille und Frieden, nach Wärme und Geborgenheit.“

Folgerung 2: Es wäre nicht gut, das Gotteshaus ohne Not unmittelbar an eine lärmende Geschäftsstraße zu legen. [...] Es wäre zu begrüßen, wenn die Gläubigen auf dem Wege ins Gotteshaus zunächst eine Zone des Schweigens und der Sammlung, also einen umhegten Vorplatz oder ein förmliches Atrium passieren müßten und so auf die gottverfüllte Stille des heiligen Raumes vorbereitet würden. [...]

Folgerung 4: Man wäre nicht gut beraten, wollte man bei der Anlage der Kirchenein-

gänge nur an die Probleme des Windschutzes und der Verkehrsregelung denken. Es müßte wieder dahin kommen, daß die Gläubigen schon durch die eindrucksvolle Gestaltung der Pforte, vor allem des Hauptportals, nachdrücklich auf die Parallele Kirchenpforte – Himmelspforte hingewiesen würden. [...]

Folgerung 6: Irrig ist die weitverbreitete Meinung, daß eine zentrale Aufstellung des Altars inmitten der Gläubigen Gemeinde anzustreben sei und daß daher auch die Form des Zentralbaus die einzige befriedigende Form des Gotteshauses darstelle.

Folgerung 7: Der Altar ist in seiner Urbedeutung nach die Stätte, an der sich die Erde dem Himmel entgegenhebt. Im christlichen Bereich ist der Altar seiner Bestimmung nach der Opfer- und Mahltisch des Gottesvolkes und damit zugleich der Ort der eucharistischen Erscheinung Gottes unter uns. Weil aber der Gottmensch auf dem Altar durch die Konsekration gegenwärtig wird, ist der Altar – auch ohne Tabernakel – Thron Christi. Und weil der Altar Thron Christi ist, haben die Alten in ihm auch das Sinnbild Christi gesehen: denn der Thron sinnbildet den Herrscher. Aus alledem ergibt sich, wie falsch es ist, aus dem Altar eine Wandkonsole zu machen oder ihn so zu gestalten, als bestünde seine Aufgabe allein oder vorwiegend darin, Postament für Tabernakel und Kreuz, für Leuchter und Reliquiare, für Tafelbilder oder Figurengruppen zu sein. Im idealen Gotteshaus ist der Altar durch seine isolierte und maßvoll erhöhte Stellung, durch seine Umschreitbarkeit, durch seinen ausgewogenen Umriß und durch die Erlesenheit des gewählten Materials, durch seine den Maßverhältnissen des Gotteshauses entsprechende Monumentalität, durch die geschickte Führung der perspektivischen Linien des Raumes, durch seine Aufstellung am hellsten Punkt, vielleicht auch durch einen Baldachin deutlich als das ei-

gentliche Heiligtum, als das Herz der Gesamtlage gekennzeichnet. [...]

Folgerung 10: Im Idealfall werden Architektur und Dekoration des Sanctuariums so gewählt sein, daß sie die Augen nicht auf sich, sondern auf den Altar und auf die an ihm sich abspielende heilige Handlung hinlenken. [...]

Folgerung 12: Es wäre zu bedauern, wenn die gesamte Konzentration des gottesdienstlichen Raumes auf den Altar durch Nebenaltäre und Statuen, durch Kreuzwegstationen und Beichtstühle, durch ungeschickt verteilte Leuchtkörper und Bankreihen gestört und der Blick der Gläubigen durch alle diese Dinge vom Heiligtum abgelenkt würde. Man sollte alles überflüssige Beiwerk beiseite lassen und unentbehrliche Einrichtungsstücke, wie z.B. Nebenaltäre und Beichtstühle, nach Möglichkeit in Nebenräume oder in eine Unterkirche verlagern. [...]

Folgerung 19: Bei der Planung neuer Gotteshäuser herrscht vielfach das Bestreben, dem Gebäude so große Ausmaße zu geben, wie es die Geldmittel und der Bauplatz nur eben gestatten. Größere Kirchen gelten fälschlich als die an sich schon vollkommenen. Es gibt eine optimale Größe des Gotteshauses. Diese optimale Größe liegt da vor, wo der Priester am Altar auch von den letzten im Gemeinderaum aus ohne technische Hilfsmittel gut verstanden und gesehen werden kann und wo sich die Kommunionauspendung an alle im Gotteshause versammelten durchführen läßt, ohne daß die Messeiern dadurch gesprengt wird.^{“³}

Auch das vom 11. Oktober 1962 bis 8. Dezember 1965 tagende Zweite Vatikanische Konzil befasste sich mit der Gestaltung der Kirchen und deren Innenordnung. Die am 26. September 1964 beschlossenen Richtlinien über „Die rechte Gestaltung von Kirchen und Altären im Hinblick auf eine bessere tätige Teilnahme

der Gläubigen“ waren weniger ausführlich als jene von 1954, bestätigten diese jedoch im Wesentlichen.⁴

Die Richtlinien ergeben auf den ersten Blick ein ziemlich klares und konkretes Bild hinsichtlich der von der katholischen Kirche theologisch und auch ästhetisch begründeten inneren und äußeren Gestaltung moderner Gotteshäuser. Die zwar streng formulierten Vorgaben ließen den Architekten und auch anderen daran beteiligten Künstlern dennoch genügend Freiraum, um innovative, moderne Lösungen in diesem Bereich zu verfolgen und zu verwirklichen. Diese Entwicklung wurde begleitet von regen Diskussionen in den Fachkreisen bei diversen Treffen, Ausstellungen und anderen Veranstaltungen. Die Palette der Fragen reichte von rein theologischen über künstlerische bis hin zu architektonischen Themen.

Besonders erwähnenswert ist hier ein Entwurf des Architekten, Malers und Bildhauers Josef Lucas (1906–1973) für die Heilig-Kreuz-Kirche in Detmold, den er auf der Internationalen Ausstellung „Christliche Kunst der Gegenwart“ 1948 in Köln präsentierte und der den ‚typischen‘ Kirchenbau-Stil der 1950er Jahre bereits beinahe vorweggenommen hätte. Er sah eine Eisenskelett-Bauweise mit klaren würfelartigen Körpern, Flachdach und einem großflächigen Einsatz von rot-blauen Glasbausteinen, die das Mauerwerk der Süd- und Nordfassade fast vollständig füllen sollten, sowie einen freistehenden Campanile (Glockenturm) mit hellen Glasbausteinen in den Eisenbeton-gefachen mit Beleuchtungsmöglichkeit bei Dunkelheit vor. Anscheinend fand dieser Entwurf außer auf der Ausstellung leider wenig Beachtung. Im Ausstellungsbericht wurde er von dem Kunsthistoriker und Verleger Hugo Schnell (1904–1981) nur

mit dem knappen, fast banal erscheinenden Satz „*Josef Lucas (geb. 1906 in Paderborn) bevorzugt Eisenbeton und farbige Glasbausteine*“ erwähnt.⁵ Auch der Kunsthistoriker Prof. Alois Fuchs (1877–1971), damals Kunstsachverständiger des Erzbistums Paderborn, hielt wohl wenig von ihm, denn er genehmigte ihn erst nach massiver Überarbeitung, die dessen geradezu revolutionären, stark von Glas und Licht bestimmten Charakter in ‚gut vertraute‘ Bauweise zurechtrückte.⁶

Das Hauptaugenmerk der Architekten bei der Gestaltung des Kircheninneren konzentrierte sich anscheinend auf die Ausformung der Chorwand bzw. des Altarraumes und der Fenster, die dem kultischen Aspekt zugeordnet sein sollte. Hier gelte nach den Worten des Pastoraltheologen Theodor Filthaut (1907–1967) das Gesetz der Konzentration auf die Wand hinter dem Hauptaltar, auf die ständig die Blicke der Gläubigen gerichtet sind.⁷ „*Sollen bildliche Darstellungen verwandt werden, so sind jene zu bevorzugen, die einen Bezug zum kultischen Geschehen haben und auf das Wesenhafte des Heilswerkes hinweisen. [...] Dass auch die Wand ohne Darstellung eine Möglichkeit ist, wird dem heutigen durchschnittlichen Bewusstsein vermutlich nur schwer verständlich sein. Und doch ist die ‚Leere‘ nicht nur negativ zu beurteilen: sie vermag echter Ausdruck kreatürlicher Demut vor dem unsagbaren und unschaubaren ‚tremendum mysterium‘ zu sein.*“⁸

Eine Herausforderung für die Architekten stellte auch die Anwendung der neuen technischen Errungenschaften dar, insbesondere des Stahlbetons, der den Bau nicht nur modernisierte, sondern auch verbilligen konnte.⁹ Zu dieser Problematik äußerte sich u.a. der Hamburger Architekt Gerhard Langmaack (1898–1986), wenn auch unter einem etwas anderen Aspekt.

Nach seinen Vorstellungen würden sich die künstlichen, chemischen Baustoffe nicht in die unmittelbare lebendige Beziehung zwischen Geschöpf und Schöpfer hereinholen lassen, weil sie durch die „ratio“ entstanden und nicht vorgegeben seien. Diese Interaktion könne nur mit denjenigen Materialien geschehen, die eine deutliche Schöpfungsbezogenheit widerspiegeln, wie z.B. Stein, Holz, Kalkerde, Metall und farbiges Glas.¹⁰

Ein anderer Aspekt war das Näherrücken von Priester und Gemeinde in der Kirche, was eine Abkehr vom strikten basilikalen Bau nach sich zog. Man verwendete nun vielfältige Grundrisse, klassisch-geometrische, aber auch organische Formen, die einen unregelmäßigen Verlauf des Raumes und des Mauerwerks erlauben. Dies wiederum ermöglichte eine Bewegung und neue Dynamik des Baukörpers und somit auch die freie Ordnung und Größe von Fenstern. Als Vorbild diente hier die 1950/55 nach den Plänen von Le Corbusier (1887–1965) errichtete Kirche Notre Dame du Haut in Ronchamp/ Frankreich. Durch ihre geneigten und gewellten Wände sowie durch unregelmäßig verteilte, unterschiedlich große Fenster wurde eine neuartige, abwechslungsreiche Beleuchtung und Belebung des Innenraums mit Tageslicht geschaffen. Das Fenster (bzw. das durch das Fenster hereinfallende Licht) wurde zum aktiven Gestaltungselement der Gesamtkomposition ‚Kirchengebäude‘ mit ebenso wichtiger ästhetisch-theologischer Komponente bzw. Botschaft. Die Verbindung von Licht-Gott–Himmel und Erde kann in einem sakralen Raum durch die Gestaltung des Chor- bzw. Altarraumes unter Verwendung von Glaselementen und dem sich daraus ergebenden Lichteinfall besonders unterstrichen werden. Denn nach Vorstel-



Abb. 1: Lohr am Main, Pfarrkirche St. Pius. Entwurf: Hans Schädel, Mitarbeit: Bruno Brücker, Randersacker, Gabriele Ebert, Zell (1961).

Photo: Leonhard Tomczyk,
Spessartmuseum, Lohr a. Main.

lungen der liturgischen Kommission sei das christliche Gotteshaus der Ort, „*an dem die endzeitliche Vereinigung Gottes mit seinem Volke vorweggenommen wird, weshalb man das Gotteshaus auch mit Grund als das zur Erde herabgestiegene himmlische Jerusalem bezeichnet hat*.“¹¹

Für den Münchner Architekten Karl Badberger (1888–1961) war „*das Buntfenster eines der hervorragendsten Kunstmittel, um einem Raum religiöse Weihe zu geben*.“¹² Noch deutlicher formulierte der Maler Albert Birkle (1900–1986) die außerordentliche Bedeutung des farbigen Glases: „*Das farbige Glas gibt dem Künstler die leuchtendste Farbe, die heute darstellbar ist. Er hat das hellste, das wirkliche Licht*

zur Verfügung und die tiefste Dunkelheit, das strahlendste Weiß und die reinste Farbe, zusammengehalten durch das denkbar stärkste Schwarz des lichtundurchlässigen Bleis, in einer Intensität, gegen die jedes Ölbild verblassen muß. [...] Glas ist wie Luft oder Wasser, in dem sich die Sonne in voller Reinheit spiegelt, es ist ein Material von unerschöpflichem Reichtum der Möglichkeiten an Gestalt und Ausdruck, ein Material, das kaum einen Rest irdischer Schwere mehr abnen läßt und nicht mehr von Menschenhand zu sein scheint. So führt den Künstler dieses Material fast von selbst in die religiöse Sphäre.“¹³ Glasfenster sind in einem sakralen Raum nicht nur Lichtvermittler, sondern, wie die Kulturjournalistin und Literaturwissenschaftlerin Käthe Sander-Wietfeld (1914–1994) zu recht feststellte,

auch Sinnbilder der geistigen Kirche: „Ob verschwenderisch leuchtende Farbensymphonie oder klare strenge Entschiedenheit in der Flächenaufteilung – das Glasfenster muß jene ‚offene Stelle im Jenseits‘ aufweisen [...], es muß die geistige Kirche sichtbar werden lassen und den Kirchenraum aus der Zärtlichkeit heraus in den Bereich der Eschata heben.“¹⁴

Andererseits ging es manchen Architekten auch darum, eine gewisse Abhebung des Altarraums vom Schiff zu betonen und ihm somit einen würdigen Raum um den Altar herum zu verschaffen. Dazu bediente man sich eben der unterschiedlichen Lichtintensität durch entsprechende Platzierung und Größe des Glases, z.B. als eine Deckenöffnung über dem Altar oder als seitliche Fensterbänder (St. Josef-Kir-



Abb. 2: Marktheidenfeld, Pfarrkirche St. Josef (1967). Bronzerelief mit Darstellung „Himmlisches Jerusalem“ von Max Walter, Vasbühl (1992).

Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

che in Marktheidenfeld, St. Josef-Kirche in Hasloch), eine Lösung die sehr früh und oft vor allem von dem Schweizer Architekten Hermann Baur (1894–1980) angewandt wurde.

Neben den großflächig verwendeten farblosen Glastafeln kamen in der sakralen Architektur vor allem fünf Glasarten bzw. Techniken zum Einsatz: **Glasbausteine** – Sie sind bereits in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts bekannt. Dabei handelt es sich um innen hohle Quaderformen, die aus zwei gleichförmigen Stücken bestehen, die durch Erhitzen der Kontaktflächen und anschließendes Pressverfahren miteinander verbunden werden. So entsteht beim Abkühlen im Inneren ein Vakuum von ca. 70%, was ihre Wärmedämmeigenschaften verbessert. Ihre maschinelle Herstellung begann in den 1930er Jahren. Glasbausteine sind un durchsichtig, ihre Oberfläche kann glatt oder reliefiert sein und ihre Innenfläche durch Farbspritzer farbig gestaltet werden.

Glasbeton – 1904 wurde von einem französischen Architekten namens Joachim ein Gewölbe konstruiert, das aus in eisenarmierten Beton eingelegten Glasblöcken bestand. Ein Jahr später verbreiteten sich derartige Konstruktionen auch in Deutschland. Glasbausteine, sowohl hohle als auch massive, werden in ein Eisen skelett eingelassen, dessen Zwischenräume Beton füllt. Sie sind flach oder gebogen und werden als Lichtschächte, Decken oder Wände eingesetzt.

Betonglas – Es handelt sich hierbei um ca. 2 bis 3,5 cm dicke, farbige oder farblose Glasstücke, die in Schablonen gegossen und nach dem Erstarren aus einem größeren Glaskuchen herausgeschlagen werden. Anschließend werden sie nach einem Muster auf einen Karton oder eine Kunststoffplatte geklebt und in Eisenrahmen

gespannt. Der Zwischenraum wird mit Beton gefüllt. 1958 entwickelte Hans Bördlein in Reith bei Oberthulba ein neues, sog. Bördlein-Betonglas. Die meistens rechteckigen Glasstücke werden in einem Betonrahmen mit Kittbett nicht flach, sondern hochkant zu einem vorgezeichneten Muster gestellt und der dazwischen befindliche Hohlraum mit flüssigem Beton gefüllt. Die Glasstreifen können in verschiedene Richtungen laufen. Jede Lage führt beim Licht zu anderen Brechungen, wodurch sich für das Auge des Betrachters auch verschiedene Helligkeitswerte und Schattierungen ergeben.

Glasmosaik – Bei seiner Gestaltung wird das aus dem Schmelzhafen entnommene farbige Glas zuerst zu einer runden, flachen Form gepresst (sog. Kuchen), dann mit einem Diamant-Schneider in grobe Stücke zugeschnitten und anschließend mit Hammer und Stahlmeißel in feine Stücke zugerichtet. Die Entwurfszeichnung des Mosaikbildes wird auf ein starkes Papier 1:1 seitenverkehrt aufgetragen. Darüber werden die Glasstückchen aufgeklebt, nummeriert und wieder abgenommen. Anschließend werden sie in frischen Putz fest eingedrückt.

Bemalen und Montieren in Bleiruten – Das Motiv und die angedeutete Aufteilung der Glasfenster werden zuerst auf einen Karton gezeichnet und dann auf Transparentpapier durch Schablonieren übertragen. Der Karton wird in entsprechend vorgezeichnete Schablonen zerschnitten, nach denen dann entsprechende Stücke aus Farbglas zugeschnitten werden. Diese werden in Bleiruten mit H-Profil und U-Profil (für den Rand mit Stahlverstärkung) gefasst. Zum Bemalen werden farbige bzw. farblose Glasstücke mit flüssigem Wachs betupft und gemäß dem Entwurf auf einer Klarglasscheibe befestigt.



Abb. 3: Neustadt am Main, Hauskapelle der Missions-Dominikanerinnen (1962). Altar aus Stein, Ambo und Tabernakel aus Stein und Bronze, Kreuz, großer Kerzenleuchter aus Bronze von Paul Brandenburg (1997); farbige Glasfenster von Johannes Beeck, Hinsbeck (1962).

Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

tigt. Die Glastafel wird gegen das Licht aufgestellt, und die Glasstücke werden entsprechend bemalt. Anschließend werden sie von der Glastafel gelöst, auf ein mit Schamott sand gefülltes Blech gelegt und zum Einbrennen der Bemalung in den Brennofen bei einer Temperatur von ca. 600° C geschoben.

Gewisse Probleme bei der Kirchengestaltung bereitet manchmal auch die richtige Platzierung der Kirche in der urbanen Landschaft. Dabei muss einerseits auf die bereits vorhandene architektonische Infrastruktur Rücksicht genommen werden, andererseits sollte die Kirche und deren Umgebung auch einen Ort darstellen, um sich auszuruhen und zu sammeln. Stark befahrene Straßen oder frequentierte Plätze wären für die Verwirklichung dieser Eigenschaft daher sehr ungünstig. Bereits 1966 machte der Architekt und Stadtpla-

ner Josef Lehmbrock (1918–1999) auf diesen wichtigen Aspekt aufmerksam: „Ein Kirchenbau, der ohne Rücksicht auf die vielen Bedürfnisse der Gesellschaft, ohne Einbindung in den Gesamtzusammenhang der jetzt schon erkennbaren Notwendigkeiten errichtet wird, geht mit Sicherheit, und sei die Form noch so ausgefeilt, an der heute gestellten Aufgabe vorbei. [...] So sollte man Bauplätze inmitten der Gemeinden auswählen, die nicht so sehr in den Stadtrubel hineingezogen sind, sondern Stille ermöglichen. Wenn die Platzverhältnisse es erlauben, dann sollte man Grün anpflanzen, um den Kirchenbezirk zu einer Oase in der städtischen Welt zu machen.“¹⁵ In der Realität wurden jedoch vielerorts die Kirchen nach den Möglichkeiten der vorhandenen freien und bezahlbaren Grundstücke gebaut, und auch das Grün fand in kirchlichen Gebäuden bzw. Gebäudekomplexen nicht immer Einzug.

Zum wesentlichen äußersten Merkmal des neuen Kirchenbaus wurde vielerorts der in Nordeuropa bislang nicht oder kaum gebräuchliche Campanile (freistehender Glockenturm). Im Inneren der Kirchen dominierte die unverputzte Beton- bzw. weiß verputzte Wand, und man verzichtete nun, gemäß den Richtlinien, auf zahlreiche Seitenaltäre und Figurengruppen. Die Andachtskapelle bekam einen Raum außerhalb oder unterhalb des Langhauses der Kirche; der Realismus der Gemälde, der Skulpturen und der Reliefs machte Platz für die Abstraktion, und Wandmalereien, Wandmosaike und Farbglasfenster erlebten eine neue Blüte.

Man stand aber auch vor einem Dilemma, wenn es darum ging, eine richtige Entscheidung über das Schicksal von künstlerischem Inventar einer Kirche zu treffen, die abgerissen werden sollte, um Platz für eine neue zu machen. Sollte man sich hier strikt an die Richtlinien von 1954 halten oder die alten Kunstwerke, zumindest teilweise doch in die neuen Kirchen übernehmen? Die Kirche sollte durch die sie innen begleitende Kunst eine ästhetisch ausgewogene Gesamtkomposition bilden, und nun teilten sich vielerorts expressive Gemälde, Figuren und Altäre den Platz in einem sakralen Raum mit gotischen und barocken Madonnen, Engeln und Heiligen oder historistischen Kreuzwegen, die nicht selten wie stumme, ‚heimatlose‘, verlorene Zeugen aus vergangenen Epochen in einer fremden Umgebung erscheinen. Ob dieses ‚Zusammenwürfeln‘ bzw. künstliche Mauerflächenfüllung letztendlich für den Gesamteindruck eine Bereicherung oder eher eine ‚Verkitschung‘ darstellt und für das Finden eines spirituellen Erlebnisses fördernd wirken kann, bleibt fraglich. Manche Kritiker sprachen deshalb auch von einer Störung des Raumes durch die

Kunst und von einem gewissen Missbrauch der Künste als Ornament und Stimmungsmache, wobei damit nicht nur die übernommene alte, sondern auch die zeitgenössische Kunst gemeint war.¹⁶

Noch deutlicher äußerte sich zu bestimmten negativen Entwicklungen im Bereich der sakralen Architektur bzw. Kunst der Jesuitenpater, Kunsthistoriker und Kunstkritiker Herbert Schade (1920–1988). Nach seinen Beobachtungen greife auf dem Gebiet der Liturgie und der künstlerischen Arbeit im Raum der Kirche eine Ignoranz um sich, die erschreckend sei. Die zeitgenössische Kunst sei der modernen Geistlichkeit ebenso wenig bekannt, wie die eigene ‚Tradition‘, aber auch viele Künstler, die schnell bereit seien, Kirchenaufträge anzunehmen, seien wenig willig, sich mit der geistigen Situation der Gegenwartskunst auseinanderzusetzen.¹⁷

In den 1970er Jahren ist auf dem Gebiet der sakralen Architektur ein gewisser Stillstand mit bestimmten negativen Nebenerscheinungen zu beobachten, der bis heute, wie es scheint, nicht richtig überwunden werden konnte. Es wurden immer weniger Kirchen gebaut, die Gemeinden der Gläubigen wurden kleiner, auch die Zahl der Kirchgänger. Hinzu kamen noch auftretende reparaturbedürftige Abnutzungerscheinungen und Schäden, die die Stilllegung und den Abriss mancher Kirchen (z.B. St. Immina-Kirche in Himmelstadt) zur Folge hatten.¹⁸ Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, entschloss man sich mancherorts, Kirchen mit einer bestimmten dazugehörigen ‚Infrastruktur‘ als Mehrzweckbauten zu errichten, eine Lösung, die bereits in den 1960er Jahren gewünscht worden war. An die Kirche als deren Mittelpunkt waren nun mehrere Räume bzw. Einrichtungen angeschlossen, wie z.B. Kindergarten, In-



Abb. 4: Karlstadt, Kirche Zur Heiligen Familie (1965). Glasfenster mit Darstellung „Aus dem Wasser wird das Leben“ in der Taufkapelle von Burkhard Neuner, Stuttgart (1967).

Photo: Leonhard Tomczyk,
Spessartmuseum, Lohr a. Main.

nenhof, Kulturraum, Bücherei, Bastelraum für Kinder und Jugendliche, Versammlungsraum für die Gemeinde etc. (z.B. Maria Himmelfahrt-Kirche in Gemünden-Wernfeld, Kirche Zur Heiligen Familie in Karlstadt).

Ein Gedankenaustausch zwischen Architekten, Künstlern und Theologen am Rande einer Ausstellung unter dem Titel „Kirchenbau in der Diskussion“, die 1973 in München von der Deutschen Gesellschaft für Christliche Kunst vorbereitet wurde, zeigte, dass der Kirchenbau in gewissem Sinne in einer Sackgasse steckte. Der Kunsthistoriker und Kunstkritiker Reinhard Müller-Mehlis (* 1931) hat diesen Zustand 1973 etwas überspitzt, jedoch im Kern ziemlich zutreffend, erfasst: „Man freut sich schon, wenn jemand Bruchstein, Klinker und Holz verwendet – anstelle des immer noch überreichlich und wuchtig geschichteten ‚schalungsrauen Sichtbetons‘, der die Hallen- und Bunkerarchitektur erst

ermöglicht. [...] Aus so manchem Architektenwort, im Katalog ausführlich zitiert, spricht die schiere Hilflosigkeit. Die Leere wird zum Bekenntnis. Selbst wenn die Fensterstreifen und Sehschlüsse nicht – wie bei Parkhäusern – ganz oben oder zusätzlich in halber Höhe liegen und die eine Seite durchgehend (wohl farblos) verglast ist: die Angleichung an Kongressgebäude, Turbinenhäuser, Flugzeughangars, Brauereien und Heizkraftwerke ist überdeutlich, zumal wenn – wie in Idstein und Schwelm – der Campanile als hoher Schornstein ausgebildet ist. Krematorien, Kläranlagen, auch Cafeterias und Informationspavillons (in Bensberg-Refrath und München-Freimann), Trafo-Stationen und Wasserhäuschen, Sprungschanzen mit Sonnenterrasse (Feldberg), Reit- und Tribünenhallen (Sachsen bei Ansbach) – nur keine Kirchen.“¹⁹ Auch Hugo Schnell unterzog in dieser Zeit die katholische sakrale Architektur in Deutschland nach 1945 einer kritischen Beurteilung. Die Richtlinien des Konzils seien nicht in allen Diözesen konsequent verfolgt und die Bitten der Laien, Fachkräfte als Unterstützung der ungünstig besetzten bischöflichen Bauämter zur Planung des Kirchenbaus heranzuziehen, ignoriert worden. „In der Mehrheit der bischöflichen Bauämter wurde – laut einer Umfrage – seit den Jahren 1965/67 der Kirchenbau gedrosselt. Es wurden neuen Anweisungen und Entwicklungen abgewartet und die Kirchenbauten eingeschränkt. Die schöpferische Kraft des Kirchenbaus schien erlahmt. Führende Architekten zogen sich vom Kirchenbau zurück.“²⁰

Im Landkreis Main-Spessart wurden seit 1945 mindestens 34 christliche Kirchen gebaut. Ihre ästhetisch-technische Qualität ist unterschiedlich, ebenso der Grad der Innovation im Bereich der Raum- und Wandlösungen. Man findet unter ihnen kaum spektakuläre Beispiele

des modernen Kirchenbaus mit atemberaubender expressiver Dynamik des Körpers, der Glaswandgestaltung und der damit verbundenen Feierlichkeit des inneren und äußeren Eindrucks. Dennoch stellen sie in der unterfränkischen Architekturlandschaft wichtige Kulturzeugnisse dar, die, wie das Beispiel der St. Imma-Kirche in Himmelstadt zeigt, leider jederzeit von Aufgabe und spurloser Beseitigung bedroht werden können.

Der wichtigste und auch am häufigsten auftretende Architektenname im Landkreis Main-Spessart war Hans Schädel, der ehem. Dom- und Diözesanbaumeister des Bistums Würzburg. Aus seinem Büro stammen Kirchen in Gemünden, Gräfendorf, Himmelstadt, Karlstadt, Mittelsinn, Retzbach, Wernfeld, Kreuzwertheim, Wom-



Abb. 6: Lohr-Wombach, Kirche St. Peter und Paul (1965). Innenraum mit Blick auf die Decke, Radleuchter aus Glas von Olaf Taeuber-Hahn, Karlstadt-Gambach (1965).

Photo: Leonhard Tomczyk,
Spessartmuseum, Lohr a. Main.



Abb. 5: Kreuzwertheim, Pfarrkirche Heilig-Kreuz (1950). Hochaltarwandbild von Karl Clobes, Ochsenfurt-Tückelhausen (1951).

Photo: Leonhard Tomczyk,
Spessartmuseum, Lohr a. Main.

bach, Lohr a. Main, Erlach, Ruppertshütten und Hasloch, wobei an deren Entwurf und Errichtung teilweise auch andere Architekten beteiligt waren, wie Bruno Brückner aus Randersacker, Werner Kressirer aus Höchberg, Friedrich Ebert aus Zell a. Main, Hans Sommer aus Miltenberg und Walter Schilling aus Würzburg. Schädel verfolgte bei der Gestaltung seiner Kirchen klar definierte Richtlinien: „Der Kirchenraum soll in seiner Größe so beschaffen sein, daß jeder Gläubige aus nächster Nähe mit dem Priester die Opferhandlung feiern kann. Dazu erweisen sich besonders geeignet Räume, die als Grundidee den Halbkreis, das Dreieck, die konische Form, die Parabel, das breitgelagerte Rechteck haben.“

[...] Wo immer es sich ermöglichen lässt, sollte die zu errichtende Kirche städtebaulich dergestalt an- und eingeordnet sein, daß sie im Raum der Gemeinde, des Kirchspiels, wieder ein Wahrzeichen Gottes darstellt. Der Kirchplatz kann wie in früheren Zeiten ein kleiner, bescheiden-beschaulicher Platz sein und trotzdem Bedeutung haben.“²¹

Zu den weiteren Architekten, deren Entwürfe für Neuerrichtung oder Umbauarbeiten von Kirchen im Kreis Main-Spessart realisiert wurden, gehören Erwin van Aaken, Hans Rüppel, Albin Amann, Michael Niedermeier, Heinrich Wacker und Eugen Altenhöfer aus Würzburg, Heinz-Günter Mömken und Peter Kramer aus Schweinfurt, Hans Beckers aus Regensburg,

Georg Wiesinger aus Gemünden, Hans Awiszus aus Frammersbach, Conrad Hagenbucher aus Markttheidenfeld, Willi Goldhammer, Anton Schmitt und Heinrich P. Kaupp aus Aschaffenburg sowie Ulf Bukor aus Lohr a. Main. Manche Kirchen im Landkreis Main-Spessart wurden anstelle von alten, stark renovierungsbedürftigen bzw. beschädigten Altgebäuden unter Beibehaltung des Turms oder des Chores errichtet, wie z.B. die St. Laurentius-Kirche in Gänheim, die St. Radegundis-Kirche in Gössenheim, die St. Albanus-Kirche in Stetten, die Wallfahrtskirche Maria im grünen Tal in Retzbach, die St. Burkard-Kirche in Erlenbach und die St. Johannes der Täufer-Kirche in Karlburg.



Abb. 7: Thüngen, Kirche St. Kilian. Entwurf: Erwin van Aaken, Würzburg (1971), Glaswände mit Malereien von Lucas Gastl, Würzburg. Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.



Abb. 8: Karlstadt-Stetten, Friedhofskapelle: Farbglasbild mit dem Motiv „Fluss des Lebens“ von der Glaswerkstatt Wolfgang Feige in Karlstadt (2007).

Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

Bei einigen von ihnen wurden auch Umbauarbeiten durchgeführt. Diese konzentrierten sich hauptsächlich auf die Neugestaltung des Chores oder der Empore (z.B. St. Johannes der Täufer-Kirche in Rieneck) oder auf die Verlegung des Haupteingangs (z.B. St. Johannes der Täufer-Kirche in Karlburg). Bei vielen Kirchen wurde der ästhetisch-theologische Schwerpunkt vor allem sichtbar auf die Platzierung, Form und Größe der Fenster und die damit eng verbundene Rolle und

Führung des Tageslichts gelegt, das beim Einfall in das Innere der Kirche für eine entsprechende Feierlichkeit bzw. spirituell-ästhetische Stimmung sorgt. Dabei ist der Einfallswinkel des Lichts, seine räumliche Dimension bzw. Ausbreitung im Raum und die Konzentration auf einen bestimmten Teil der Kirche bzw. ein Objekt unterschiedlich. Unterschiedlich sind auch die Arten des Glases und die künstlerisch-ästhetische Dimension. Besonders erwähnenswert sind in diesem Zusam-

menhang die St. Kilian-Kirche in Thüngen mit großflächig angewandtem Glas mit abstrakter Bemalung und die St. Josef-Kirche in Hasloch, mit fast bühnenhafter Präsentation des Chores samt seiner Einrichtung.

Die kleinformatige sakrale Architektur, wie Friedhofskapellen und Leichenhallen, ist dagegen überwiegend schlicht gestaltet. Dekorationselemente beschränken sich meistens auf einfache Glasscheiben oder Glasbeton, wie z.B. in Langenprozelten und Lohr-Steinbach oder Hasloch. Vereinzelt findet man auch Wandmalereien, wie z.B. in Arnstein mit der Darstellung des „Auferstandenen Christus“ von Karl Clobes (1958), sowie Betonglas, z.B. in Binsfeld oder Farbglasbilder, z.B. in Stetten mit dem Motiv „Fluss des Lebens“ von der Glaswerkstatt Wolfgang Feige in Karlstadt (2007) oder ein Mosaikwandbild, z.B. „Die Auferstehung“ von Leo Flach aus Würzburg (1957) in Burgsinn.

Besondere Erwähnung verdient die 1967 nach den Plänen von Ulf Bukor errichtete Leichenhalle in Frammersbach-Schwartel. Dieser Rundbau mit schiefergedecktem Kegeldach erinnert äußerlich an die St. Peter und Paul-Kirche in Lohr-Wombach. Statt der Profilglaswand setzte der Architekt hier eine Betonwand mit charakteristischem Oberflächenrelief ein, das durch die Verwendung von Schilfrohrmatten als Schalung erzeugt wurde. Im Inneren der Halle korrespondiert der schwarze Marmorboden ausgewogen mit dem warmen Ton der hölzernen Wandverkleidung und mit der im oberen Bereich dargestellten Menschenmenge aus dunklem Beton von der Bildhauerin Ingeborg Bukor. Letzteres soll, ebenso wie die von dem Architekten bewusst gewählte runde Form des Gebäudes, die Idee der Kreisbildung der Trauergemeinde um einen Toten

auf seinem letzten Weg in den Himmel zum Ausdruck bringen.²²

An der Innenraumgestaltung der Kirchen waren verschiedene, nicht nur regional bekannte Künstler beteiligt: Bildhauer, Maler, Glaskünstler sowie hauptsächlich Würzburger Goldschmiede, darunter z.B. die Meister Sebald & Engert, Josef Amberg d.J. (1900–1976), Michael Amberg, Hans Fell, Josef Bessler und Markus Engert, sowie Textilkünstler, die zum Teil sehr modern anmutende, mit Stickereien und Applikationen versehene Paramente, Baldachine sowie meist gewebte Antependien und Wandbilder schufen. Zu den Letzteren gehören hauptsächlich ‚anonym‘ arbeitende Schwestern, vor allem vom Kloster in Gemünden (u.a. Schwester Inviolata Gajdics) und vom Karmelitinnenkloster Himmelspforten in Würzburg (u.a. Schwester Teresa [Anna Theresa] Himmelsbach) sowie die Textilkünstler Margot Krug-Grosse aus Lohr a. Main und Udo Weiß aus Lohrhaupten.

Dr. Leonhard Tomczyk M.A., studierte Kunstgeschichte, klassische Archäologie und Philosophie an den Katholischen Universitäten in Lublin/Polen und Eichstätt. Danach tätig am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, am Glasmuseum in Wertheim und als Leiter eines norddeutschen Kunstauktionshauses. 1990 Promotion im Fach Kunstgeschichte zum Thema „Deutsche Bernsteinkunst im 20. Jahrhundert“. Seit 1994 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Spessartmuseum in Lohr a. Main, zuständig für die Bereiche Glas, Keramik sowie bildende Kunst und Kunsthandwerk im Spessart. Seine Anschrift lautet: Spessartmuseum, Schlossplatz 1, 97816 Lohr a. Main, E-Mail: leonhard.tomczyk@lramsp.de.

Anmerkungen:

- 1 Giefer, Alois/Meyer, Franz Sales/Beinlich, Joachim: Planen und Bauen im neuen Deutschland. Köln 1960, S. 160 (Die 48 Notkirchen in Deutschland. Ergänzter Auszug einer Abhandlung von Professor Bartning).
- 2 Die Geldspenden für 40 Kirchen à 10.000 Dollar kamen vom Weltrat der Kirchen in Genf, Lutheran World Federation, Evangelical and Reformed Church, Presbyterian Church und Schweizer Hilfswerk. Das Bauholz wurde meist von Gemeinden in Skandinavien und in den USA gespendet. www.wikipedia.org/wiki/Bartning-Notkirche. Zum Kreis der Notkirchen gehört die 1949 errichtete Martin-Luther-Kirche in Würzburg.
- 3 Klauser, Theodor: Richtlinien für die Gestaltung des Gotteshauses aus dem Geiste der römischen Liturgie, in: Das Münster, H. 9./10., 1954, S. 314–317.
- 4 Instruktion zur ordnungsgemäßen Durchführung der Konstitution über die hl. Liturgie, in: Das Münster, H. 1/2, 1965, S. 50.
- 5 Schnell, Hugo: Christliche Kunst der Gegenwart, in: Das Münster, H. 7/8, 1949, S. 199.
- 6 Die Heilig-Kreuz-Kirche wurde 1950/51 errichtet. S. Wikipedia, Josef Lucas, Fußnote 2, Stadt Detmold: Begründung im Denkmaleintrag der Kirche Heilig Kreuz.
- 7 Filthaut, Theodor: Liturgie und kirchliche Kunst, in: Henze, Anton: Kirchliche Kunst der Gegenwart. Recklinghausen 1954, S. 50.
- 8 Ebd., S. 47–48.
- 9 Boßlet, Albert: Probleme des modernen Kirchenbaus, in: Das Münster, H. 11/12, 1952, S. 324.
- 10 Langmaack, Gerhard: Kirchenbau heute. Hamburg 1949, S. 104–105.
- 11 Klauser: Richtlinien (wie Anm. 3), S. 316.
- 12 Badberger, Karl: Neuzeitlicher Kirchenbau in Deutschland, in: Die Bauverwaltung, H. 4, 1954, S. 114.
- 13 Birkle, Albert: Glasmalerei – die Kunst von morgen, in: Das Münster, H. 11/12, 1949, S. 372.
- 14 Sander-Wietfeld, Käthe: Neue Glasfenster aus den Werkstätten Otto Peters Paderborn und Bottrop, in: Das Münster, H. 2/3, 1971, S. 81, 87.
- 15 Lehmbrock, Josef: Gesellschaft – Kirchenbau. Kirchenbau – Gesellschaft, in: Das Münster, H. 5/6, 1966, S. 181.
- 16 Muck, Herbert: Gespräche um Liturgie und Gestalt und über Kunst im Kirchenraum, in: Das Münster, H. 4, 1971, S. 229–230.
- 17 Schnell, Hugo: Kirchenraum nach dem Konzil, in: Das Münster, H. 1, 1970, S. 55.
- 18 In den vergangenen einhundert Jahren wurden in Deutschland ca. 350 katholische Kirchen profaniert. Zwischen 1990 und 2011 verschwanden bundesweit 82 evangelische Kirchen und mehr als 200 fanden einen neuen Besitzer oder eine andere Nutzung. Bei der Neuapostolischen Kirche wurden seit 2013 insgesamt 60 Gotteshäuser verkauft. Vgl. Schöll, Jonas: Schlafen über dem Altar, in: Main-Post, 21.5.2016.
- 19 Müller-Mehlis, Reinhard: Hier winkt die Erfüllung des Traums von der Brutal-Architektur, in: Münchner Merkur, 18.7.1973.
- 20 Schnell, Hugo: Kirchenbau im Wandel. „Was ist eine Kirche?“, in: Das Münster, H. 1, 1972, S. 2–3.
- 21 Lenssen, Jürgen: Aufbruch im Kirchenbau. Die Kirchen von Hans Schädel. Würzburg 1989, S. 16.
- 22 Besonderer Dank für entsprechende Informationen gilt Herrn Ulf Bukor, Lohr a. Main. Die Erforschung des Themas „Sakrale Kunst im Landkreis Main-Spessart nach 1945“ wurde finanziell von der Unterfränkischen Kulturstiftung des Bezirks Unterfranken unterstützt.

Ingeborg Höverkamp

Hermann Kesten (1900–1996): Nürnbergs berühmtester Dichter des 20. Jahrhunderts

Wie ein Seismograph hat Hermann Kesten sein Jahrhundert literarisch aufgezeichnet. Seine Romane „Joseph sucht die Freiheit“, „Die Zwillinge von Nürnberg“, „Ein Mann von 60 Jahren“ oder „Glückliche Menschen“ gehörten damals zu den meistgelesenen. Er wuchs in Nürnberg auf, ging als junger Mann nach Berlin und von dort über mehrere Stationen ins Exil nach Amerika. Die Cafés in den Metropolen der Welt wurden ihm zur Heimat. Nach seiner Rückkehr nach Europa lebte er in Rom und später in der Schweiz.

Sollte ich seine Persönlichkeit in zwei Begriffe fassen, würde ich sagen, er war ein Optimist mit leicht melancholischem Einschlag und ein Meister der Freundschaft. Von sich selbst sagte er: „Ich lebe gern. Wenn ich aufwache, bin ich fast immer in bester Laune und freue mich auf den Tag... Ich lache... Ich trinke Kaffee... Ich lese... Ich schreibe... Alles entzückt mich, das Antlitz eines Menschen, das Lächeln eines Kindes, Musik, ein Grashalm, ... Wind, ein Sternenhimmel, Mond und Sonne. Zu leben ist mir eine täglich wiederholte, täglich neue Freude. Seit ich mich erinnern kann, war es mir eine Wonne, mit Menschen zu leben. Alles entzückt mich, ... der Anruf meiner Schwester, ein zärtliches Wort meiner Frau, die Stimme einer Freundin, der Brief eines Freundes, ein kluges Gespräch.“¹

Seit Hermann Kesten publizierte, hatte er keine eigene Wohnung mehr, gelegent-

lich eine möblierte. Die Cafés und Hotels der großen Metropolen der Welt, wie Rom, Amsterdam, Berlin und New York, wurden ihm zur Heimat. In seinem Essay „Dichter im Café“ schreibt er: „Ich habe einen guten Teil meines Lebens im Kaffeehaus verbracht... Das Kaffeehaus ist der Wartesaal der Poesie. Das beste am Kaffeehaus ist sein unverbindlicher Charakter. Da bin ich in einer Gesellschaft, und keiner kennt mich. Man redet und ich brauche nicht zuzuhören... Für mich agieren (die Gäste) wie Komödianten... Wenn ich in Laune bin, ziehe ich mein altes Schulheft und einen Bleistift aus der Tasche, beginne zu schreiben und vergesse alle, die Kellner, die Gäste und mich. Das Kaffeehaus wird mein Paradies. Ich bin Apoll. Ich schlage die Leier.“²

Herkunft

Biographie und Werk des Jahrhundertzeugen Kesten sind ein kostbares Geschenk für uns Nachgeborene, da er die kulturellen, historischen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des 20. Jahrhunderts durchlebte und in leuchtenden Wortfacetten festhielt. Geboren wurde er am 28. Januar 1900 in einem Ort, mit dem für uns fast unaussprechlichen Namen Podwoloczyska in Galizien, das damals zur österreichischen Monarchie gehörte und heute in der Ukraine liegt. Seine Eltern waren der jüdische Kaufmann Isaak Isidor Kesten und seine Frau Ida. 1904 zog die Familie nach Nürnberg. In Deutschland herrschte schon damals ein antisemitischer Geist. Noch als Erwachsener klang

ihm der Satz: „*Judenstinker, hephhephep*“ in den Ohren, den ihm die Nachbarskinder nachriefen, wenn sie ihn auf der Straße trafen. Schon früh wurde ihm bewusst, dass er zu allen nur denkbaren Minderheiten dieser Welt gehörte, einer religiösen, einer Minderheit der Abstammung nach, der Minderheit der Intellektuellen und der Minderheit der Schriftsteller.

Kesten und Deutschland

In vier Staatsformen hat Kesten in Deutschland gelebt, im Kaiserreich, in der Weimarer Republik, im „Dritten Reich“ und in der Bundesrepublik. Sein halbes Leben verbrachte er im Exil. Seine sprachliche Heimat blieb jedoch die deutsche Sprache.

Wie gestaltete sich sein Verhältnis zu Deutschland, das ihn im Alter von 33 Jahren indirekt zwang, ins Exil zu gehen und das zu verantworten hatte, dass ein Großteil seiner Familie und viele seiner Freunde in den KZs umkamen? Über dieses Land schreibt er: „*Und dennoch liebe ich Deutschland, das ein schönes Land ist, ich liebe seine Wälder und Flüsse, seine alten Städte und seinen Himmel, und viele Bücher und Menschen.*“³

Kesten unterscheidet sehr präzise zwischen Deutschland und dem „Dritten Reich“, eine Haltung, die man nicht hoch genug einschätzen kann, denn viele, die Ähnliches durchgemacht haben wie Hermann Kesten, machten keinen Unterschied. Über die Zeit des „Dritten Reiches“ schreibt Kesten in seinem Essay „Wiedersehen mit Nürnberg“: „*Diese armen Menschen in Uniform, ich sah sie voller Mitleid, sie jubelten ihrem eigenen Untergang zu.*“⁴

Das Wiedersehen mit seiner Kindheits- und Jugendstadt Nürnberg im Jahr 1949 stimmte ihn nachdenklich und melancholisch: „*Als ich 1949 wiederkam, da standen*

nur Ruinen, und zwischen ihnen gingen blaßse, bedrückte Menschen, die von nichts gewusst hatten, die sich an nichts erinnerten, und ich war seltsam beklommen. Mein e Nürnberger hatten Synagogen verbrannt und Menschen vergast, und sie hatten es vergeben und vergessen.“⁵

Kindheit in Nürnberg

Hermann Kesten lebte schon vor dem Ersten Weltkrieg in Nürnberg, das damals etwa 300.000 Einwohner hatte. Er hatte zwei Schwestern, die drei Jahre ältere Karoline und die vier Jahre jüngere Gina. Der Umgang in der Familie war sehr kultiviert und liebevoll. Abends las der Vater manchmal vor: Lessing, Heine, Rousseau, Voltaire und Molière, aus der Bibel und aus Beckers Weltgeschichte. In Hermanns Kindheit war schon die Grundlage für das Interesse an der Literatur gelegt worden. Von Kindheit an las er leidenschaftlich gerne und bediente sich dabei aus der umfangreichen Bibliothek seines Vaters.

Seine erste Kindheitserinnerung hat er uns überliefert: „*Ich bin etwa drei Jahre alt. Ich renne über die Straße zu meinem Großvater. Sein zweigeteilter Bart verdeckt nicht sein gescheites Lächeln und ich strecke meine winzige Hand zu ihm empor. Er reicht mir eine Münze. Ich laufe zum Krämerladen am Ende einer strahlenden, vom Sommer blauen Straße, renne mit einer Lakritzstange zum Großvater zurück, falle, sehe den Huf eines Pferdes über mir, Wagenräder vor mir, der Kutscher schreit und stemmt das Pferd, das sich aufbäumt. Mein Großvater trägt mich weg, mit der einen Hand halte ich mich an seinem Bart, mit der anderen an der Lakritzstange fest.*“⁶

Mit fünf Jahren verliebte sich Hermann in ein kleines Mädchen, dem er an der Hand seiner Mutter im Grand Bazar in

der Karolinenstraße begegnete. An jenem Tag sollte er endlich ein unzerbrechliches Spielzeug bekommen. Seine Mutter war damals noch sehr jung, sie trug einen bunten Sonnenschirm und in der Hand die Schlepppe ihres fußlangen Rockes, erinnert er sich. „Ich ging vor lauter seliger Erwartung lachend und plaudernd ... die schier unendliche Treppe empor, und sah SIE ; wie sie an der Hand ihrer Mutter die Treppe hinabstieg, ich sah SIE und verstummte mitten im Wort und lachte nicht mehr ... auch sie war verstummt ... und sah nur mich, wie ich nur sie sah ... und wie wir uns näher kamen, fing sie an zu lächeln und ich musste lächeln.“ Doch die beiden Mütter ziehen ihre Kinder unerbittlich weiter, und Hermann weiß nicht mehr, ob er an jenem Tag ein Spielzeug bekam und wie er es fertigbrachte, ein ganzes Leben ohne SIE zu sein. „Solange ich lebe, sehe ich SIE“, erzählt er weiter, „das kleine Mädchen, in einem weißen Kleidchen, mit einer blauen Schleife im Haar, mit weissen Stiefelchen und weissen Söckchen, mit nackten Knien, mit ihren lachenden Augen, mit ihrem unbeschreiblich anziehenden Lächeln, mit ihrem zierlichen Schritt und dem ganzen einmaligen Zauber ihrer Person.“⁷

Schulzeit – Tod des Vaters

Mit sechs Jahren wurde Hermann in der Bismarckschule eingeschult und mit elf Jahren in das Alte Gymnasium, das heutige Melanchthon-Gymnasium, in den humanistischen Zweig mit Latein und Altgriechisch aufgenommen. Als Gymnasiast gab er sich seinen Professoren gegenüber sehr selbstbewusst. In jene Jahre fielen auch seine ersten schriftstellerischen Versuche. Er verfasste Dramen nach historischen Vorbildern, die jedoch niemals publiziert wurden. Die Welt des Theaters

scheint ihn sehr fasziniert zu haben, doch ohne die Erlaubnis des Rektors durften die Schüler weder eine Theateraufführung noch ein Café besuchen. Hermanns unerlaubter Besuch der Oscar-Wilde Komödie „The Importance of Being Ernest“ hatte eine Stunde Arrest zur Folge.

1919 legte Kesten sein Abitur ab. Im Fach Deutsch wählte er das Thema: „Wie kann ein Dichter seinem Volke in Zeiten der Drangsal und Erniedrigung nützen?“ Dies war ein höchst aktuelles Thema, da der verlorene Erste Weltkrieg erst ein Jahr zuvor zu Ende gegangen war und das deutsche Volk unter dem „Versailler Diktat“ der Siegermächte zu leiden hatte – und überdies ein Thema, das ihn, wenn man die Kriegsjahre des Zweiten Weltkriegs ins Visier nimmt, als späteren Schriftsteller persönlich tangieren sollte. Der Abiturient Hermann Kesten erhielt für seinen brillanten Aufsatz, die Note „sehr gut“, obwohl der Korrektor bissige Bemerkungen an den Rand geschrieben hatte. Man kann den Aufsatz in dem Buch „Lust auf Hermann Kesten“⁸ nachlesen, das vom Schul- und Kulturreferat der Stadt Nürnberg herausgegeben wurde, zwar vergriffen, aber in der Stadtbibliothek auszuleihen ist.

Kesten äußerte sich später zu diesen Korrekturen, dass er sich für seine Bücher solche integeren Kritiker gewünscht hätte. In der Gesamtbeurteilung zeigte der Prüfer einen erstaunlichen Scharfblick und bedachte ihn mit allerhöchstem Lob: „Die Arbeit ist ganz aus dem Wesen des Verfassers, einem ‚Heine redivivus‘ geschaffen“, d.h., eines „auferstandenen Heinrich Heine“. Es waren Vorschusslorbeeren auf einen jungen Mann, der damals noch nicht wusste, dass Schreiben sein Metier, noch dazu ein sehr erfolgreiches, werden sollte.

Als Hermann 14 Jahre alt war, wurde sein Vater zum Dienst an der Front einge-

zogen und starb 1918 in einem Lazarett in Lublin an den Folgen einer Kriegsverletzung. Die Mutter musste nun für sich und ihre drei Kinder alleine sorgen. Dennoch war das finanzielle Polster der Familie so belastbar, dass der junge Mann nach dem Abitur studieren konnte.

Studium – Reisen – Erster Roman

Sein Studium in den Fächern Jura und Nationalökonomie, später auch Germanistik, Philosophie und Geschichte begann Kesten in Erlangen und setzte es in Frankfurt am Main fort. Nach dem Studium hatte er vor, über Heinrich Mann zu promovieren, doch brach er 1923 sein Studium ab und stieg in den Trödelhandel seiner Mutter in Nürnberg ein. Möglicherweise zwangen ihn finanzielle Gründe zum Abbruch des Studiums. In den Jahren bis 1926 unternahm er zahlreiche Reisen nach Portugal, Spanien, England, Holland, Frankreich, Italien und Nordafrika. Nach diesen Reisejahren wusste er, was er eigentlich wollte, nämlich Schreiben.

Innerhalb weniger Wochen schrieb er 1927 in einem Gartenlokal am Dutzendteich seinen ersten Roman „Joseph sucht die Freiheit“, der mit einer Kleist-Ehrung bedacht wurde. Es ist die Geschichte eines Dreizehnjährigen, der aufgrund der Wohnungsnot, mit seiner Mutter, seinen Schwestern und seinem Onkel in *einem* Zimmer lebt, unfreiwilliger Zeuge einer eindeutigen Situation wird und sich daraufhin von der Familie löst.

Der Autor beschreibt das weitere Schicksal seiner Figur Joseph während der Vorkriegszeit in seinem zweiten Roman: „Ein ausschweifender Mensch“. Es ist der Weg eines jungen Menschen, der sich gegen alle bürgerlichen Ordnungen auflehnt. „Diese zuversichtliche Skepsis, der Idealismus ohne

Illusion, der in Ironie gekleidete Zorn – es hat den Reiz wie ein pessimistischer Taugenichts“, so urteilte Heinrich Mann dieses Buch.¹⁰ Die Bezeichnung „Taugenichts“ spielt auf Eichendorffs berühmte Erzählung „Der Taugenichts“ an.

Kestens dritter Roman „Glückliche Menschen“, zu dem Erich Kästner das Vorwort schrieb, ist eine Satire auf die kleinbürgerliche Welt im Berlin der Zwanziger Jahre. Ein junger Mann rettet mit unlauteren Mitteln den Vater seiner Geliebten vor dem Gefängnis, verliert aber dadurch das Mädchen, treibt sie in den Tod und schließt dann die Ehe mit einer reichen Frau. Kesten verriet später, dass er den Roman 1930 in kleinen Berliner Cafés am Hermannplatz schrieb, die auch im Roman Schauplätze der Handlung sind.

Kestens Arbeitsalltag

Wenn Hermann Kesten über seine Arbeitsweise berichtet, glaubt man, dass seine Werke so en passant entstanden seien, quasi als Spielerei neben Tee und Kuchen. Jedes seiner Bücher hat tatsächlich eine nonchalante Leichtigkeit, doch steckt in jedem Werk wie bei jedem Profi harte Arbeit. „Ich stehe auf“, schrieb er, „...frühstücke, verabschiede mich von meiner Frau und gehe ins Kaffeehaus.“ – Das stimmt allerdings nicht ganz. Denn vor dem Besuch der Cafés ging Kesten meist spazieren, „wie jene Schüler des Aristoteles“, berichtete er, „und formulierte ... Dialoge ... und ganze Prosaseiten, bis jedes Wort fest gefügt wie ein Ziegelstein im Mauerwerk saß, dann setzte ich mich ins Cafe und schrieb alles auf, als läse ich es aus einem Buch ab... Vorsorglich habe ich ein altes Schulheft mitgenommen ... einige Bücher (und) das Manuskript, an dem ich gerade arbeite. Da sitze ich vor dem Café oder im Café, spreche mit dem Kellner, lese, was ich

gestern geschrieben habe, und streiche es wieder aus ... schreibe eine Weile lang. Dann gehe ich Mittag essen... Nachmittags gehe ich wieder in ein anderes Cafe und zuweilen auch abends. Manchmal schreibe ich im Traum, und vergesse die besten Stellen, oder ich erwache aus einem Traum, mache Licht und schreibe. Ich schreibe ... im Bett und am Meer, im Flugzeug und in der Bahn, im Wachen und Schlaf, zu Hause und meistens im Cafe... Immer bin ich (aber) bereit, mich 'stören' zu lassen oder zu reisen, spazieren zu gehen, mit Freunden zu plaudern, ... (oder) Bücher zu lesen.“¹¹

Kestens letzter Roman vor dem Exil erschien 1932 unter dem Titel „Der Scharlatan“. Am Beispiel seiner Hauptfigur, die sich in Berlin zwischen Idealisten und Materialisten bewegt, deren Rollen sich auch noch als austauschbar erweisen, je nachdem es die Situation erfordert, erscheint der unheldische Held als der ehrlichste von allen.

Heirat 1928

Schon 1928 hatte Kesten Toni Warowitz geheiratet, die aus dem Nürnberger Industrieviertel Bleiweiß stammte und ebenfalls jüdischer Herkunft war. „Aus Liebe“, wie er seinem Münchner Freund und Anwalt Beisler in einem Brief verriet, mit dem Zusatz „also ohne Geld“.

Wolfgang Buhl, der ehemalige Leiter des Nürnberger BR-Studio und Kestens Freund, sagte über Toni Kesten: „Was ich nicht vergessen werde, sind ihre Augen. Große runde braune Augen. In ihrer Schönheit war Ruhe und sehr viel jüdische Weisheit. Sie erinnerten mich an die großen Frauen der Romantik. (Ihr) Blick, mit dem sie schweigend an so mancher Männerrunde teilnahm, das nervöse Herz nur im unablässigen Spiel ihrer Hände zeigend... Hätte es den Dichter



Abb. 1: Hermann Kesten im Alter von etwa 40 Jahren.
Photo: Wikipedia.

Hermann Kesten ohne sie gegeben? Vielleicht. Aber sicherlich nicht den, den wir kennen... Sie hat ihm ihr Leben dargebracht. Auf andere Weise als die romantischen Frauen, sehr viel sachlicher. Schwärmerisches, wenn es dazu kam, in schnelle Sätze teilend, nahezu in dem Stil einer Kisch-Reportage, war sie sein literarisches Gewissen, das er nur verließ, um im Cafe zu schreiben.“¹²

Als Cheflektor beim Kiepenheuer-Verlag

Seit 1928 war Kesten Cheflektor beim renommierten Kiepenheuer-Verlag. So begann sein Weg nicht nur als Literat, sondern auch als Literator, d.h. als Förderer und Herausgeber von Kollegen-Texten, seiner Freunde, der Poeten; aber er war auch sein eigener sehr erfolgreicher Manager.

Eines Tages tauchte Gottfried Benn im Büro des Chefredakteurs Kesten auf und bot ihm einen Essayband an. Dabei erzählte er eine ganze Stunde lang, dass er in 25 Jahren mit seinen Büchern nur 783 Mark verdient habe. „Und davon“, schloss er, „handelt auch der beste meiner Essays“. Kesten ließ das Buch drucken, trotz dieser Negativ-Werbung des Autors Benn.

Joseph Roth erschien mit dem Verzeichnis seiner Schulden. Er müsse einen großzügigen Vorschuss für sein neues Buch bekommen, forderte er, und umriss mehrere Buchprojekte. Zwei davon wurden Welterfolge: Der „Radetzky-Marsch“ und „Hiob“. Mit dem Erlös aus diesen beiden Büchern konnte Joseph Roth seine gesamten Schulden bezahlen, doch inzwischen hatte er *neue* Schulden gemacht. In dieses Jahr fällt auch die Freundschaft mit Joseph Roth, Erich Kästner, Heinrich und Klaus Mann.

1933 ins Exil

Schon bald brauteten sich dunkle Wolken über Deutschland zusammen. Im März 1933 saß Kesten in einem seiner Berliner Lieblingscafés am Kurfürstendamm und schrieb. Später erinnerte er sich an jene schrecklichen Tage: „Hitlers braune Buben, mit einem Hakenkreuz im Herzen, jagten blutende Juden und Arbeiter über den Kurfürstendamm. Da hörte ich zu schreiben auf und verließ das Café, schüttelte den Staub der Stadt Berlin von meinen Füßen und ging außer Landes und setzte mich in die Kaffeehäuser im Exil und schrieb.“¹³ Zu dieser Zeit waren Kestens Bücher bereits in 22 Sprachen übersetzt worden.

Schon am 15. März 1933 flohen die Kestens in Richtung Amsterdam. Weitere Stationen waren London, Brüssel und

Paris, wo sie im selben Hotel wie Joseph Roth wohnten. 1939 wurden die Kestens in Frankreich getrennt voneinander interniert. Am 20. September 1939 schrieb Hermann an seine Frau Toni: „Meine Liebe, ohne Brief von Dir... denke stets an Dich... Ich bin unglücklich, weil ich – statt zu schreiben... auf dieser sonderbaren Farm hundert Schritte vor und hundert Schritte zurück gehe, wir schlafen in einem Ziegenstall... Jeder Tag ohne Freiheit ist verloren... Ich erwarte mit Ungeduld die Stunde, da ich Dich wiedersehe. Dein Hermann“¹⁴

1940 Flucht nach Amerika

Am 17. Mai 1940 floh Kesten nach Amerika, gerade noch rechtzeitig, bevor die Deutschen Paris besetzten. Er hatte endlich ein Besuchervisum erhalten, das ihm die Ausreise nach Amerika gestattete. Seine Frau konnte ihm erst später folgen. Im Vorwort zur Anthologie „Deutsche Literatur im Exil“, die 1949 publiziert wurde, äußerte sich Kesten über die desolate Situation der Exilautoren: „... ich weiß nicht, wie weit die Menschen, die ihr Land nie verlassen haben, sich das Leben im Exil vorstellen können, das Leben ohne Geld, ohne Familie, ohne Freunde und Nachbarn, ohne die vertraute Sprache, ohne einen gültigen Pass..., ohne Arbeitserlaubnis, ohne Aufenthalterlaubnis häufig... Wer begreift den Zustand von (Menschen), die ihr eigener Staat ächtet, verfolgt, verleumdet, gegen die er zuweilen Mörder über die Grenzen hinaus schickt.“¹⁵

Friedhelm Kröll beschreibt in seinem Hörbild „Weggefährten“ das unermüdliche Wirken Kestens, um Freunde und Bekannte aus den Händen der Nazis zu befreien und ihnen nach Möglichkeit Arbeit im amerikanischen Exil zu beschaffen: „Her-

*mann Kesten, das ist während der Exiljahre eine Lebensrettungsgesellschaft in einer Person. Zusammen mit Thomas Mann arbeitete Kesten als Honorary Adviser (als Ehrenamtlicher Ratgeber) des Emergency Rescue Committee (der amerikanischen Flüchtlingshilfe).*¹⁶ Etwa 1.000 deutsche Autoren gingen damals ins Exil. „Kesten hat viele Leben gerettet“, betonte Wolfgang Buhl in seiner Einführungsrede zum Studiogespräch über Kesten.¹⁷ Kesten wirkte auch an der von Klaus Mann herausgegebenen Exilzeitsschrift „Die Sammlung“ mit, in der fast alle namhaften deutschen Exilautoren ein Betätigungsfeld fanden, wie Bert Brecht, Max Brod, Alfred Döblin, Oskar Maria Graf, Walter Mehring und Klaus Mann.

Ende des Exils 1949 – Leben zwischen Rom und New York

1949 erhielt Hermann Kesten die amerikanische Staatsbürgerschaft und beendete gleichzeitig sein Exil. Mit der Sicherheit der amerikanischen Staatsbürgerschaft im Rücken kehrte er nach Europa zurück. Deutschland schied für ihn nach den schrecklichen Ereignissen als Wohnsitz aus. So lebte er fortan an wechselnden Orten, am längsten in Rom und New York. Auf seinen Reisen nach Europa besuchte er wiederholt Deutschland und bereiste sogar Asien.

Seine wichtigsten Romane im Exil sind: „Der Gerechte“, der das König-Lear-Thema etwas abwandelt. Die Romantrilogie „Der Mohr von Kastilien“, „Ferdinand und Isabella“ sowie „König Philipp II.“ behandelt historische Themen in Spanien und zeigt verschiedene Facetten von Diktaturen und deren Folgen auf. Man würde es sich zu einfach machen, würde man ein Ist-Gleich zwischen den historischen Dik-

taturen und der Diktatur des Dritten Reiches setzen wollen. Lediglich Kestens starkes Interesse an Diktaturen kann man daraus ableiten.

Mit der jüngsten Zeitgeschichte befasste sich der Autor in seinem Roman „Die Kinder von Gernica“. Ein überlebender Junge berichtet darin vom Bombenterror, vom spanischen Bürgerkrieg und von seiner verzweifelten Familiensituation. Kesten verknüpfte hier Zeitgeschichte mit Familiengeschichte. In dem neu aufgelegten Buch „Die Zwillinge von Nürnberg“ erziehen zwei Schwestern je einen Zwillingssknaben, die eine Zwillingsschwester zur Welt gebracht hatte. Während der leibliche Vater der Buben im Krieg von der Gestapo erschossen wird, muss der Pflegevater in die Emigration fliehen. Am Ende begegnen sich die Mutter und einer ihrer Söhne im zerbombten Nürnberg. Kesten zeigt die politischen Gegensätze in Deutschland zwischen 1918 und 1945 an den beiden Figuren, einem Nazi-Funktionär und einem Emigranten, auf.

In dem heiteren Roman „Die fremden Götter“ erfahren wir vom Schicksal eines Juden, der während des Hitlerregimes zum Glauben seiner Väter zurückfindet und vergeblich versucht, seine Tochter vom vermeintlich falschen Glauben, dem Katholizismus, zu befreien. Über den Roman „Ein Sohn des Glücks“ schrieb die FAZ: „Prickelnd wie Sekt schäumt es auf den Retorten des emsig mixenden Autors, der nicht zimperlich ist in erotischen Details, die er augenzwinkernd mit den Sentenzen des Lebensphilosophen ausbreitet.“ Das Werk handelt von einem modernen Casanova, der an wechselnden Schauplätzen agiert.

Biographien verfasste der eifrige Schreiber über den historischen Casanova und über Kopernikus. Aus seiner Feder stammt

auch der Band „Meine Freunde, die Poeten“, in dem er 39 seiner Autorenfreunde porträtiert.

In „Dichter im Café“ schuf er eine Chronik der literarischen Weltstadtcafés vom 17. Jahrhundert bis heute. Etliche von Kestens Essays wurden im Nürnberger Studio des BR gesendet. Wolfgang Buhl sprach stets die Einführungsworte für den um eine Generation älteren Schriftsteller von Weltgeltung. Kesten war auch gern gesehener Guest im Hause Buhl. Ein umfangreicher Briefwechsel zwischen Buhl und Kesten harrt auf seine Auswertung.

Die zeitgenössische Kritik reagierte zweigeteilt auf Kestens Werke. Der Bogen spannt sich von überschwenglicher Bewunderung hin zu heftigster Ablehnung. Marcel Reich-Ranicki sagte über den Autor: „[Er ist] einer der aktivsten und markantesten deutschen Schreiber unserer Tage.“ Auch Thomas Mann zählte zu Kestens wohlwollenden Kritikern. Benn, Brecht und Gaisser aber wetterten über „das armselige Geschreibsel“ ihres Kollegen. Inwieweit persönliche Ressentiments eine Rolle dabei spielten, lässt sich nur ahnen. Immerhin war Kesten damals einer der meistgelesenen Autoren. In der Sekundärliteratur ist von regelrechten „Abrechnungen“ die Rede. Orville Prescott war jedoch nach Erscheinen des Romans „Der Mohr von Kaschilien“ überzeugt, dass Kesten neben Thomas Mann der bedeutendste Romancier deutscher Sprache sei. Betrachtet man allerdings die Nachwirkung, so ist Thomas Mann zum Klassiker avanciert, während Kesten schon fast vergessen wäre, wenn nicht einige seiner Freunde und Poeten, wie z.B. Wolfgang Buhl, zum 100. Geburtstag seines Freundes Publikationen angeregt hätten, an denen namhafte Autoren, u.a. auch Manfred Schreiner und Gerhard Brack, mitgearbeitet haben. Bei dem



Abb. 2: Skulptur Hermann Kestens von Wilhelm Uhlig im Garten des Hermann-Kesten-Cafés der Stadtbibliothek Nürnberg.

Photo: Ingeborg Höverkamp.

Band „Mit Menschen leben“ mit Kesten-Texten agierte Wolfgang Buhl als alleiniger Herausgeber, wohingegen er mit Ulf von Dewitz den Band „Ich hatte Glück mit Menschen“ gemeinsam herausbrachte.

1972 erschien Hermann Kestens letzter Roman „Ein Mann von 60 Jahren“. Mit einer fiktiven Person, einem Pfarrer von St. Sebald, dessen Schicksal in der NS-Zeit beschrieben wird, rückte der Autor nochmals seine Kindheits- und Jugendstadt Nürnberg in den Mittelpunkt. So schloss sich ein Kreis.

Mit etwa 70 Jahren legte der Vielschreiber Kesten die Feder nieder. Er konnte auf ein umfangreiches und facettenreiches Werk zurückblicken. Was Publikationen betraf, verstummte er seitdem, blieb jedoch als Briefeschreiber seinen Freunden fast bis zu seinem Tode treu. Erst, als Altersschwäche und Krankheit stark fortgeschritten waren, verstummte er auch als Briefpartner.

Ehrungen

Lange musste Kesten auf öffentliche Ehrungen warten. 1954 erhielt er den Kulturnpreis der Stadt Nürnberg, 1974 den re-



Abb. 3: „Hermann Kesten im Café“. Gemälde von Michael Mathias Prechtl.

Photo: Manfred Schreiner.

nominierten Georg-Büchner-Preis, 1975 wurde der Hermann-Kesten-Preis ins Leben gerufen, 1977 wurden ihm der Kulturpreis der Stadt Dortmund und der Nelly-Sachs-Preis verliehen, 1980 erfolgte die Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Nürnberg. 1990 feierte die Stadt Nürnberg seinen 90. Geburtstag. Zu dieser Feier waren etliche Prominente angereist,

u.a. Willy Brandt, Marcel Reich-Ranicki und Walter Jens. Letzterer sagte über seinen Kollegen: „*Hermann Kestens Olymp besteht aus freien Geistern, die Courage und Grazie, Weisheit und sprühende Anmut, Ironie und – dies vor allem – Selbstironie miteinander verbindet.*“ 1995 wurde Kesten als erster Stifter des Nürnberger Menschenrechtspreises geehrt.

Prechtl's Gemälde „Kesten im Café“

Im Nürnberger Rathaus hängt das Bild „Hermann Kesten im Café“, das Michael Mathias Precht zum 80. Geburtstag des Dichters schuf. Dieses Bild schafft über Symbole und Requisiten einen Zugang zu Hermann Kesten, den Worte nicht leisten können. Manfred Schreiner spricht in seiner Interpretation dieses Bildes von gemalter Literatur.

Im Mittelpunkt sieht man Hermann Kesten mit kritischem, aber nicht unfreundlichem, wachem Blick, an einem typischen Kaffeehaustischchen sitzend, vor ihm eine Tasse Tee und die von ihm seit frühester Jugend geschätzte Schwarzwälder-Kirsch-Torte. Rechts neben ihm sitzt Jesus mit einer blühenden Dornenkrone, auf der Brust den Davidstern des Naziregimes. Jesus liest in einer rororo-Monographie. Osterlamm und Wein deuten auf Leiden und Auferstehung Christi hin. Links erkennt man Moses, der gestikulierend spricht, mit Rabbiner-Käppchen und zwei Haarbüscheln in Form von Hörnern, seinen ikonographischen Erkennungszeichen – vielleicht ein Symbol für ein alttestamentarisches Opfertier. Vor ihm blaue Trauben und eine Apfelsine – die Trauben sind möglicherweise ein Hinweis auf das Gleichnis Jesu auf die Arbeiter im Weinberg, ein Hinweis auf das Wort Jesu: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben“ oder ein Symbol für die jüdische Messias-Erwartung, die sich im gefüllten Weinglas, das vor Christus steht, nach christlichem Verständnis erfüllt hat.

Hinter Hermann Kesten hängt jemand dessen Hut auf, den er stets bei sich trug und der zu ihm gehörte, wie sein Haar auf dem Kopf. Der Mantel hängt an der Garderobe. Beide Kleidungsstücke deuten auf Kestens unstetes Wanderleben hin. Am

rechten oberen Bildrand sehen wir das Zitat eines Picasso-Gemäldes, das den Krieg andeuten soll, der Kesten zu seinem unruhigen Wanderleben zwang. Neben dem Picasso-Bild ein Porträt von Joseph Roth, der zu den engsten Freunden Kestens zählte. Am linken oberen Bildrand sehen wir Kesten als Knaben im Matrosenanzug, neben ihm seine Schwester Gina. Im Profil ist seine Frau Toni abgebildet. Unterhalb der drei Personen, aus der gelösten Tapete herauswachsend, eine weitere Person, vielleicht Kestens Mutter.¹⁸

Alter und Tod

Den Tod seiner Frau Toni, die 1977 verstarb, hat Kesten nie verkraftet. Wolfgang Buhl traf ihn kurz danach: „*Als ich ihn ... wiedersah, fand ich ihn verändert... Nicht äußerlich,... nein, aber verstummt. Oder so gut wie erloschen. Aller Lebendigkeit raubt [den] großen [alten] Mann der Freunde und der Freundschaft.*“¹⁹

Sein Leben lang hat sich Kesten nie mit dem Tod, als endgültiger Seinsauflösung, abfinden können. Schon in seiner Jugendzeit setzte er sich mit ihm auseinander. „*Frühzeitig sah ich also dem Tod in die leeren Augen. Ich sah das Nichts hinter der ganzen Welt, den Staub der Schönheit, den Wurm im Fleisch... Aus lauter Lebenslust entsetzte ich mich vor dem Nicht-mehr-sein. Je mehr mir das Leben gefiel, desto mehr erschreckte mich der Gedanke ans Nichts. Ich riss mich an den Haaren, ich schrie, ich redete, ich schrieb Bücher, ich umarmte Menschen, um dem horror vacui, dem Schrecken des Nichts, zu entgehen...*“²⁰

Im Frühjahr 1996, in seinem Todesjahr, verfiel der große alte Mann zusehends. Nach dem Tod seiner Frau war er zu seiner Tochter nach New York gezogen, kehrte aber nach einem Jahr nach Europa zurück

und lebte fortan mit Martha, einer Freundin seiner Frau, in der Schweiz, nach deren Tod dann in einem Seniorenwohnstift in der Nähe von Basel. Seine Briefe wurden kürzer und blieben schließlich ganz aus, berichtet Buhl: „Im Frühjahr 96 ... schritt die Krankheit fort. Die Bilder verwirrten sich. Eine akute Lungenentzündung überzog den Körper. Letzte Wünsche? Unbedeutende. Nur: Toni sollte neben ihm liegen, ihre Urne musste aus Rom geordert werden. Doch sterben wollte er noch nicht... Wenn er schon nicht mehr zum Schreiben imstande war, dem Tod wollte er sich weiter widersetzen...“²¹

Am 3. Mai 1996 hatte ihn sein Feind, der Tod, besiegt. Zu Ehren ihres ehemaligen Präsidenten tagte der PEN-Club anlässlich von Kestens hundertstem Geburtstag vom 11. bis 13. Mai in Nürnberg. Die Stadt ehrte ihren berühmten Sohn mit zahlreichen Veranstaltungen.

Apokrypher Nachruf

In Kestens „Apokryphem Nachruf und Gegennachruf ‚Ich über mich‘“ lesen wir: „Gestern am 28. Januar 1999 starb überraschend der in 29 Ländern verbotene Autor Hermann Kesten, sozusagen vor den Augen und Ohren der halben Welt, eben, als er in seinem fränkisch (gefärbten) Englisch im Channell 13 in New York seines 99. Geburtstags, seine aufrührerische Rede gegen die Zensurbehörde der Vereinigten Staaten von Europa gehalten hatte...“²²

Seine Frau Toni lässt er sozusagen aus dem Nähkästchen plaudern: „Hermann

hatte zahllose Vorzüge, zum Beispiel seine Ungeduld, seinen politischen Eigensinn, seine literarische Rücksichtslosigkeit, seinen Unwillen, von sich selber zu sprechen, seine Gewohnheit, mir bei Tisch zum Dessert Gedichte der jüngsten Generation vorzulesen und auf gemeinsamen Spaziergängen hartnäckig zu schweigen, unter dem Vorwand, er denke nach...“²³

Peter Handke legte Kesten in seinem „Apokryphen Nachruf“ folgende Worte in den Mund, wohl wissend, dass jeder Autor „seine Zeit“ hat und in unserer schnellebigen Zeit rasch in Vergessenheit geraten kann: „Kesten? Nie gehört! Vielleicht ein Boxer?“

Ingeborg Höverkamp, Studium Geschichte und Anglistik in Erlangen, Lehramt bis 1990, danach Autorin und Dozentin, Leiterin der Schreibwerkstatt „Die Heilkraft der Erinnerung“ an der Akademie des CPH, Nürnberg. Wichtigste Veröffentlichungen: „Elisabeth Engelhardt – eine fränkische Schriftstellerin“. Biographie (1994), „Zähl nicht, was bitter war...“ Roman (2001), „Von der Trümmerstadt zur Frankenmetropole – Nürnberg 1945 bis heute“. Anthologie (2013), „Weihnachten – Vom Wintermärchen zum Stall von Bethlehem“ Lesebuch (2017). Seit einigen Jahren Forschung an Leben und Werk von Wolfgang Buhl zur Erstellung einer Biographie. Ihre Anschrift lautet: Karl-Plesch-Straße 15, 90596 Schwanstetten, E-Mail: ingeborg-hoeverkamp@t-online.de.

Literatur zum Thema in Auswahl:

Brack, Gerhard: Wolfgang Buhl und Hermann Kesten. Vortrag im BZ Nürnberg, 7.12.2016.

Brack, Gerhard: Im Echo der Kritik, in: Buhl, Wolfgang/Dewitz, Ulf von (Hrsg.): Ich hatte

Glück mit Menschen. Zum 100. Geburtstag des Dichters Hermann Kesten. Nürnberg 2000, S. 107–122.

Buhl, Wolfgang/von Dewitz, Ulf (Hrsg.): Ich hatte

- Glück mit Menschen. Zum 100. Geburtstag des Dichters Hermann Kesten. Nürnberg 2000.
- Buhl, Wolfgang: Hermann Kesten zum 100. Geburtstag. Hörbild, BR Studio Franken, Nürnberg 2000.
- Debrunner, M. Alfred: Hermann Kesten – Zuhause im 20. Jahrhundert. Biographie. Wädenswil 2017.
- Kesten, Hermann: Mit Menschen leben. Cadolzburg 1999.

Anmerkungen:

- 1 Kesten, Hermann: Mit Menschen leben. Hrsg. v. Wolfgang Buhl. Cadolzburg [ars vivendi Verlag] 1999, S. 25.
- 2 Kesten, Hermann: Dichter im Café, in: Mit Menschen leben (wie Anm. 1), S. 39.
- 3 Kesten, Hermann: Zwanzig Jahre danach. Zweite Nürnberger Rede, in: Mit Menschen leben (wie Anm. 1), S. 144.
- 4 Kesten: Mit Menschen leben (wie Anm. 1), S. 163.
- 5 Kesten, Hermann: Wiedersehen mit Nürnberg, in: Mit Menschen leben (wie Anm. 1), S. 164.
- 6 Kesten: Mit Menschen leben (wie Anm. 1), S. 29f.
- 7 Kesten, Hermann: Dreimal erste Liebe, in: Mit Menschen leben (wie Anm 1), S. 51f.
- 8 Stadt Nürnberg (Hrsg.): Lust auf Hermann Kesten. Blind Date mit einem Weltbürger. München [Domino-Verlag] 2000, S. 40ff.
- 9 Ebd., S. 34.
- 10 Kesten, Hermann (Hrsg.): Heinrich Heine. Meisterwerke in Vers und Prosa.
- 11 Schreiner, Manfred: Hermann Kesten beschreibt seine Arbeit – eine Collage, in: Lust auf Hermann Kesten (wie Anm. 8), S. 46ff.
- 12 Buhl, Wolfgang: Der Weltbürger, in: Mit Menschen leben (wie Anm. 1), S. 19.
- 13 Wie Anm. 2, S. 43.
- 14 Kesten, Hermann: Exegese des Exils: Excerpte, in: Mit Menschen leben (wie Anm. 1), S. 87.
- 15 Kesten, Hermann, in: Deutsche Literatur im Exil. Texte und Dokumente. 1933–45. Hrsg. v. Manfred Winkler. Stuttgart [Reclam] 1997.
- 16 Hörbild „Weggefährten“. BR-Studio Franken. Nürnberg 2000.
- 17 Studiogespräch „Hermann Kesten“, BR-Studio Franken. Nürnberg 17.11.1967.
- 18 Nach Schreiner, Manfred: „Mit Moses und Jesus im Café“, in: Lust auf Hermann Kesten (wie Anm. 8), S.92ff.
- 19 Buhl, Wolfgang: Der Weltbürger, in: Mit Menschen leben (wie Anm. 1).
- 20 Kesten, Hermann: Mit Menschen leben, in: Mit Menschen leben (wie Anm. 1), S. 27.
- 21 So Wolfgang Buhl im Interview mit Ingeborg Höverkamp, 12.12.2010.
- 22 Mit Menschen leben (wie Anm. 1), S. 202ff.
- 23 Ebd.

Christine Bartholomäus

Gedenkbuch der Stadt Bayreuth für die Opfer des Nationalsozialismus

Seit dem 9. November 2018 ist die Online-Version des Gedenkbuchs der Stadt Bayreuth für die Opfer des Nationalsozialismus weltweit abrufbar. In einer Datenbank sind bisher mehr als 200 Einzelpersonen namentlich erfasst, die in Bayreuth während der Zeit der NS-Diktatur verfolgt und ermordet wurden.

Das Gedenkbuch wurde im Zuge einer intensivierten Erinnerungskultur der Stadt Bayreuth vom Historischen Museum mit Unterstützung des Stadtarchivs erarbeitet. Das Online-Gedenkbuch, abrufbar unter „<https://gedenkbuch.bayreuth.de/>“, um-

fasst einen Bereich Gedenkbuch, in dem die unterschiedlichen Opfergruppen gewürdigt werden sowie einen Bereich Gedenktafeln, in dem die in der Stadt vorhandenen Gedenkstelen, Gedenksteine und Gedenktafeln aufgelistet und abgebildet sind; ihr Standort ist zudem jeweils in einer Karte markiert. Als Opfergruppen sind bisher jüdische Opfer, Gegner des Nationalsozialismus, Euthanasieopfer, Sinti und Roma, Kleinkinder als Opfer, Verstorbene nach Zwangssterilisation, Todesopfer eines Häftlingstransports, Todesopfer eines Standgerichts sowie Todesopfer eines Sondergerichts berücksichtigt.

Im Gedenkbuch werden zum einen bereits an verschiedenen Stellen gesammel-



*Abb.: Gedenkstelen für die jüdischen Mitwirkenden der Festspiele im Bayreuther Festspielpark.
Photo: Historisches Museum Bayreuth.*

te Informationen zusammengeführt wie auch die Ergebnisse neuer Forschungen dargestellt. Die Gedenkbucheinträge stehen nun durch das Internet einer breiten Öffentlichkeit zur Verfügung und sind jederzeit von überall her abrufbar. Gegenüber einem gedruckten Gedenkbuch bietet die Online-Version den Vorteil, neue Erkenntnisse schnell einarbeiten zu können. Es besteht dadurch jederzeit die Möglichkeit, einzelne Einträge zu ergänzen oder auch zu korrigieren, die Gedenkliste weiter zu vervollständigen, beziehungsweise anhand neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse zu erweitern. Ergänzungen und Hinweise werden daher gerne entgegengenommen.

Durch den Hinweis auf die in der Stadt bereits vorhandenen Gedenkorte in Form von Gedenktafeln, Gedenkstelen oder Gedenksteinen und ihrer Verortung auf einer Karte können sich interessierte Bürger und Besucher der Stadt einen eigenen Rundgang zusammenstellen. Bisher sind bereits Gedenktafeln für Euthanasieopfer, für jüdische Mitwirkende der Festspiele, für jüdische Opfer, für jüdische Schülerinnen des Richard-Wagner-Gymnasiums, für Opfer der Sinti und Roma, für jüdische Tote, für das KZ-Außenlager Bayreuth, für Todes-

opfer eines Häftlingstransports sowie für Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft an verschiedenen Stellen in der Stadt angebracht worden.

Die Stadt Bayreuth stellt sich damit der Verantwortung und der moralischen Verpflichtung, die aus der deutschen Geschichte und diesem auch für die Stadtgeschichte dunklen Kapitel erwächst. Damit ist ein wichtiger Schritt der Erinnerungsarbeit getan. Sie ist aber keineswegs abgeschlossen, sondern bedarf weiterhin beständiger Anstrengungen, damit auch in Zukunft ein dauerhaftes, mahnendes Denken an die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft erhalten bleibt.

Christine Bartholomäus M.A. hat an der Universität Würzburg Geschichte, Germanistik und Politikwissenschaften studiert und arbeitet seit 1992 als Archivarin im Stadtarchiv Bayreuth. Neben stadtgeschichtlichen Themen beschäftigt sie sich besonders mit der Erforschung der jüdischen Geschichte Bayreuths. Ihre Anschrift lautet:
Stadtarchiv Bayreuth, Maximilianstraße 64, 95444 Bayreuth, E-Mail:
stadtarchiv@stadt.bayreuth.de.

halbigdruck
offset • digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Johann Baptist Ritter von Spix – vom Aischgrund an den Amazonas

Anlässlich des 250. Geburtstages des großen Forschers, Universalisten und Netzwerkers Alexander von Humboldt (1769–1859) wird das Jahr 2019 als „Humboldt-Jahr“ gefeiert. Legendär ist seine Expeditionsreise nach Süd- und Mittelamerika, die er gemeinsam mit Aimé Bonpland von 1799 bis 1804 unternahm. Brasilien war hiervon ausgenommen, da Humboldt nur die Reisegenehmigung für die spanischen Kolonien erwirken konnte. Einige Jahre später sollte es jedoch einen Wissenschaftler mit fränkischen Wurzeln dorthin führen: Johann Baptist Ritter von Spix, der 1781 in Höchstadt/Aisch geboren wurde, erforschte von 1817 bis 1820 zusammen mit Carl Friedrich Philipp von Martius das damals weitgehend unbekannte brasilianische Landesinnere. Wer war nun dieser Ritter von Spix, und wie kam er zu seinem heutigen Beinamen des „bayerischen Humboldt“?

Am 6. Dezember des Jahres 1816 wurde der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Post durch den königlichen Kommissar von Ringel zugestellt. Die in schwungvoller Handschrift verfassten Zeilen waren an die Herren Dr. Spix und Dr. Martius gerichtet, und dürften – auch im Kollegenkreis – für einige Aufregung gesorgt haben. Niemand Geringeres als Maximilian Joseph, von Gottes Gnaden König von Bayern, lud die beiden mit diesem Schreiben nämlich dazu ein, an einer wissenschaftlichen Reise teilzunehmen. Bayerischen Boden sollten

sie dabei weit hinter sich lassen, denn das Reiseziel hieß Brasilien!

Der junge Botaniker Carl Friedrich Philipp von Martius sagte seine Teilnahme sofort zu. Der Konservator der zoologisch-zootomischen Sammlung, Johann Baptist Spix, hingegen erbat sich eine Nacht Bedenkzeit. Welche Gedanken sind ihm in dieser Nacht wohl durch den Kopf gegangen? Möglicherweise die Überlegung, ob er mit seinen immerhin schon fast 36 Jahren und nicht sonderlich robusten Gesundheit für eine so weite Reise überhaupt geeignet wäre. Vielleicht auch der Umstand, dass seine gerade begonnene paläontologische Arbeit zur „unterirdischen Thier- und Pflanzenkunde Bayerns“ mit dieser Reise eine jähe Unterbrechung fände. Wann allerdings würde sich eine solche Gelegenheit noch einmal bieten? Die Chance, in einem Großteils noch unerforschten Land tätig werden und Tiere in ihrem angestammten Lebensraum beobachten und beschreiben zu können, ja möglicherweise bislang unbekannte Tierarten zu entdecken ...

Spix nahm den königlichen Auftrag an, der der Höhepunkt seiner bisherigen wissenschaftlichen Karriere werden sollte. Eine Karriere, die so gar nicht absehbar war, als Johann Baptist Spix als siebtes von elf Kindern am 9. Februar 1781 im heutigen mittelfränkischen Höchstadt an der Aisch das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, der Stadtrat Johann Lorenz Spix, besaß ein kleines Haus in der (heutigen) Badgasse. Der Straßenname liefert bereits den Hinweis, dass Johann Baptists Vater, wie bereits der Großvater, den Beruf des Baders

erlernt hatte, und die öffentliche Badestube führte. So konnte man sich bei Johann Lorenz Spix im dampfenden Badezuber niederlassen und außerdem auch Dienste der „niederen Chirurgie“ in Anspruch nehmen. Auch Johann Baptist, der Fliete und Schröpfglas damit schon von Kindesbeinen an kannte, sollte sich zunächst einmal der Medizin zuwenden, allerdings erst nach einem kleinen ‚Umweg‘. Da man erkannt hatte, dass er begabt und intelligent war, wurde er – gerade einmal elf Jahre alt – auf die Domschule Bamberg geschickt. Schon nach einem Jahr, nämlich 1793, wechselte er ins Aufseess'sche Studienseminar und erwarb bereits 1800 den Titel eines Doktors der Philosophie. 1801 trat er in das fürstbischöfliche Klerikal-seminar zum Guten Hirten in Würzburg ein. Dies sollte ein Wendepunkt in seiner Laufbahn werden, denn hier wehte spätestens ab 1803 ein frischer, nämlich säkularer Wind durch die Hörsäle. Zu diesem Zeitpunkt wurde Friedrich Wilhelm Joseph Schelling an den philosophischen Lehrstuhl berufen. Spix nahm mit Begeisterung an den Vorlesungen teil ... allerdings gegen den Willen des Bischofs, stand doch Schellings gelehrt Naturphilosophie im deutlichen Widerspruch zur kirchlichen Lehre. Da Spix sich nicht davon abbringen ließ, die Vorlesungen Schellings zu besuchen, wurde er mit rigorosem Beschluss 1804 von der Universität ausgeschlossen. Um sich den Lebensunterhalt zu sichern, arbeitete er als Privatlehrer. Darüber hinaus nahm er nun ein Medizinstudium auf. Nach dessen Abschluss praktizierte er bis 1808 in Bamberg. Eigentlich hätte ihm dies ein gutes Auskommen und ein Leben in überschaubaren Bahnen garantiert, wären da nicht sein großes naturwissenschaftliches (Vor-)Wissen und der noch größere Wissensdrang gewesen.



*Johann von Spix
Ritter der Erzherzoglich Österreicher Hof-Kunstsammlung. Mitglied der Akademie
der Wissenschaften in Preußen und der Zoologische Gesellschaft zu Berlin.
B. Schurc.*

Abb. 1: Johann Baptist Ritter von Spix (1781–1826) gezeichnet von A. Rhomberg, gestochen von B. Schurc (aus Gistel 1835). Quelle: www.schoenitzer.de [Aufruf am 10.4.2019].

Der Enthusiasmus für die von Schelling vertretenen neuen Ideen der romantischen Naturphilosophie sollte sich maßgeblich auf seine weitere berufliche Ausrichtung auswirken. Die Ganzheit der Welt tritt, so formulierte es Schelling, in ihren Einzelheiten zutage. Diese müssten wiederum in die Einheit dieses „*totum mundi*“ eingeordnet werden. Die zentrale Aufgabe der Naturwissenschaft bestand in diesem Sinne darin, das Wissen, welches in der Beobachtung im Einzelfall gewonnen werden konnte, in einen erkenntnistheoretischen Gesamtkontext einzuordnen.

Schelling, inzwischen Mitglied der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, war seinerseits auf Spix aufmerksam geworden. Vielleicht erkannte er, dass ihm dieser intelligente und ehrgeizige junge Mann bei der wissenschaftlichen Ausarbeitung seiner Theorien dienlich sein könnte. 1808 holte er Spix nach München. Hier kamen

nun zwei weitere Personen ins Spiel, ohne die Spix' weiterer Werdegang nicht in dieser Form stattfinden können: der bayerische König Maximilian I. Joseph sowie sein Minister Maximilian Graf von Montgelas. Beide waren wissenschaftlich interessiert, und zeigten sich – wie schon Schelling – von Spix' Fähigkeiten nachhaltig beeindruckt. So wurde Spix nach einer offiziellen Prüfung in vergleichender Anatomie mit 650 Gulden ausgestattet und ‚akademieunabhängig‘ für zwei Jahre nach Paris entsandt.

In Paris, dem damaligen Zentrum der biologischen und naturwissenschaftlichen Forschung, tat sich wiederum eine neue Welt für Spix auf, da sich ihm hier die Naturwissenschaft als rational-induktive und systematisierende Lehre eröffnete. Spix, der das neu Gelernte mit der Schelling'schen Idee verknüpfte, formulierte daraus sein eigenes wissenschaftliches Ziel: Die Natur sollte, von der leblosen Materie über sämtliche Organismen bis hin zum Geist des Menschen, als Ganzes begriffen werden. Aufgabe des Wissenschaftlers wäre es, hier Kriterien zu bestimmen, die die verwandschaftlichen Zusammenhänge zwischen Organismen aufzeigen, und damit nicht zuletzt zum besseren Verständnis der Evolution führen könnten.

Möglichkeiten zu ersten eigenen Forschungen hatte er zur Genüge. So nutzte er die Zeit des Frankreichaufenthaltes, um in die Bretagne und nach Südfrankreich zu reisen. Auf diesen ‚Stippvisiten‘ trug er schon fleißig Material zusammen, das er als Grundlage für spätere Arbeiten verwendete. Neben ‚kleineren‘ Veröffentlichungen schloss er in Paris mit der „Geschichte und Beurtheilung aller Systeme in der Zoologie nach ihrer Entwicklungsfolge von Aristoteles bis auf die gegenwärtige Zeit“ auch seine erste große wissenschaftliche

Arbeit ab. Gewidmet hatte er sie dem Minister Graf von Montgelas, dem er, wie er in einer Präambel schrieb, seine Ausbildung für Naturgeschichte zu verdanken habe. Mit diesem 700 Seiten starken Werk, das 1811 veröffentlicht wurde, gelang es ihm, sich zum einen ‚freizuschwimmen‘ und sein breit gefächertes naturkundlich-zoologisches Wissen überzeugend darzulegen. Zum anderen fand er darin auch den Mut, seinen persönlichen Standpunkt zu vertreten, auch wenn dieser den Lehren der großen Zoologen der damaligen Zeit – wie Lamarck oder Buffon – teils deutlich widersprach.

Wieder in München wurde Spix, nicht ohne das entsprechende Zutun Schellings, 1811 von König Maximilian I. Joseph zum Assistenten des Kurators des Naturalienkabinetts ernannt, in dem er vor allem im zoologischen Bereich zur Ordnung und zur Vervollständigung beizutragen hatte. Einfach war die kommende Zeit für Spix gewiss nicht, ebenso wenig für seine Kollegen. Der neue Adjunkt wirbelte das Naturalienkabinett nämlich gehörig durcheinander. Groß waren daher die Proteste, als der König den ‚Quereinsteiger‘ nach nur wenigen Monaten im neuen Amt zum Konservator der zoologisch-zootomischen Sammlung beförderte – die Zootomie kann hier als vergleichende Anatomie der (Wirbel-)Tiere verstanden werden. Im selben Zuge wurde das Kabinett ausgegliedert. Spix bekam den Auftrag, über den derzeitigen Zustand der Sammlung Bericht zu erstatten und überdies auch Ideen zu ihrer Neuordnung vorzulegen. Unter offener Missachtung des offiziellen Dienstweges überreichte er seine Stellungnahme nur wenige Tage später König Maximilian persönlich. Nach seiner Meinung war die Sammlung für wissenschaftliches Arbeiten nicht zu gebrauchen!

Dies schürte neue Angst im Naturalienkabinett. Spix' Pläne, die Bestände neu zu strukturieren, wurden argwöhnisch beäugt. War er doch erst aus Frankreich gekommen und hatte von dort womöglich das Bestreben übernommen, größtmögliche Unruhe im nomenklatorischen Bereich zu stiften. Auch seine Pläne, die Sammlung zu erweitern, um vergleichende anatomische Studien anstellen zu können, wurden für überflüssig erachtet, war doch der Aufbau eines anatomischen Kabinetts dem Anatomie und Mediziner von Sömmering zugeschlagen gewesen, der eigens dafür an die Akademie berufen worden war.

Trotz etlicher weiterer Reibungspunkte konnte Spix seine Stellung letztendlich behaupten. Zum einen hatte er Rückhalt durch König Maximilian und Graf von Montgelas. Zum anderen gelang es ihm, auch ältere oder ‚etabliertere‘ Kollegen durch seine Veröffentlichungen zu beeindrucken. 1813 fand er als ordentliches Mitglied Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften. Weitere, viel beachtete Publikationen mit inhaltlich großer Bandbreite folgten: Von der inneren Anatomie der Blutegel bis zur vergleichend-anatomischen Studie über die Entwicklung des Tierschädels. Letztere, die „Cephalogenesis“, erschien 1815. Auch sie sorgte für Raunen in den wissenschaftlichen Reihen; Spix verglich darin nicht nur akribisch die Morphologie von Schädelknochen völlig unterschiedlicher Tiere, sondern arbeitete auch die Gemeinsamkeiten im Kontext einer übergeordneten Systematik und Einheit heraus – ein Paradebeispiel ‚angewandter Naturphilosophie‘.

In dieser schaffensreichen Zeit führte ihn ein Auftrag auch wieder in heimische Gefilde: In Erlangen sollte er 1812 zusammen mit dem Botaniker Franz de Paula von Schrank eine Sammlung erwerben. Hier

traf er auf den jungen Medizinstudenten Martius. Carl Friedrich Philipp von Martius war der Sohn des Hofapothekers und Honorarprofessors für Pharmazie Ernst Wilhelm Martius. Er wurde am 17. April 1794 in Erlangen geboren, schrieb sich hier auch an der Universität ein und schloss 1814 gerade zwanzigjährig sein Studium der Medizin mit der Promotion ab. Im gleichen Jahr unterzog er sich auf Spix' und von Schranks Veranlassung der Elevenprüfung und wurde daraufhin bereits 1816 zum Adjunktten befördert. Seine Aufgabe bestand darin, von Schrank beim Aufbau des neu errichteten botanischen Gartens in München zu unterstützen.

Neben der eigenen Forschungsarbeit galt es, stets auch aktuelle Veröffentlichungen anderer Wissenschaftler zu studieren. Spix und Martius kannten deswegen natürlich die Schriften Humboldts und bestätigten in diesem Zusammenhang ebenso dessen Einfluss in der aktuellen ‚Reiseliteratur‘. Zudem hatte Spix im Jahr 1808 in Paris die Möglichkeit gehabt, Humboldt persönlich zu treffen. Vielleicht war in Spix zu diesem Zeitpunkt schon der Wunsch geweckt worden, selbst einmal im Dienste der Wissenschaft in einer noch kaum oder gar unbekannten Region tätig zu werden. Es wäre wohl ein Traum geblieben, wenn es nicht schon einen ‚königlichen Plan‘ dazu gegeben hätte!

Bereits 1815 war nämlich – mit dem größten Wohlwollen König Maximilians – ein bayerischer Plan einer Expedition nach Südamerika entworfen worden. Nachdem jedoch die Kosten für die Unternehmung überschlagen worden waren, verschwand der Entwurf wieder in der Schublade. Zudem wirkte sich der Untergang Napoleons, auf dessen Seite die Bayern gestanden hatten, spürbar auch auf die bayerische Politik und Wirtschaft aus. Zur leeren Staats-

kasse kam nach dem „Jahr ohne Sommer“ 1816 die große Hungersnot hinzu. Trotzdem blieb das Interesse groß und wurde zudem immer wieder durch Expeditionen, die andere nicht-bayerische Entdeckungsreisende in dieser Zeit unternahmen, befeuert: Maximilian Alexander Philipp Prinz zu Wied-Neuwied war 1815 beispielsweise zu seiner ersten Forschungsreise nach Brasilien aufgebrochen. 1817 erschien der Reisebericht des britischen Mineralogen John Mawe, der von 1804 bis 1811 auch in brasiliанischem Gebiet unterwegs gewesen war, in der deutschen Übersetzung. Im gleichen Jahr machte sich Johann Baptist Emanuel Pohl zu einer Expeditionsreise dorthin auf den Weg. Überdies gab es natürlich das umfangreiche Reisewerk Humboldts, von dem ab 1805 insgesamt 34 Bände erscheinen sollten. Die Neugier, mehr über diese ferne Welt zu erfahren, war also groß. Zudem beschränkten sich die bislang gemachten Erfahrungen nicht nur auf das Studium von Reiseberichten. Schon 1812 hatte Spix in diesem Zusammenhang eine Abhandlung verfasst, in der er alle bis dato bekannten Afenarten vorstellte.

Aber warum sollte es auch Spix ausge rechnet nach Brasilien führen? Zur Erklärung bedarf eines kleinen Exkurses ins politische Weltgeschehen: 1807 war Portugal von napoleonischen Truppen besetzt worden. Das portugiesische Königshaus floh daraufhin 1808 nach Brasilien, das zum portugiesischen Kolonialreich zählte. Während König João VI. fortan in Rio de Janeiro residierte – 1815 wurde Brasilien offiziell zum ‚Königreich‘ geriet Portugal unter britischen Einfluss. Das passte wiederum überhaupt nicht in Fürst Metternichs ‚monarchisches Gesamtkonzept‘. Um die Monarchie wieder zu stärken, sollte daher eine Tochter des österreichischen Kai-

sers Franz I. mit König Joāo Sohn und Thronfolger verheiraten werden. Im Februar 1817 wurde das entsprechende Heiratsgesuch überreicht, die Ehe per procurationem vollzogen. Um ihre neue Heimat (und ihren Mann, Dom Pedro) jetzt auch kennenzulernen, musste die Kaiserstochter Carolina Josepha Leopoldine als erste europäische Prinzessin ein Weltmeer überqueren. Für Kaiser Franz hieß es nun, die Beziehung Österreichs zu Brasilien zu fördern bzw. überhaupt eine Vorstellung von diesem weitentfernten Land zu bekommen. Daher reisten im Gefolge Leopoldines österreichische Gelehrte mit nach Brasilien. Dort sollten sie eine wissenschaftliche Expedition durchführen und in diesem Zuge auch die kaiserlichen musealen Sammlungen etwas erweitern.

In Wien hatte im Herbst 1816 König Maximilian I. Joseph von den österreichischen Hochzeits- und Expeditionsplänen erfahren, was ein idealer Anlass war, an die eigenen Ideen wiederanzuknüpfen und kurzerhand Mitglieder seiner Bayerischen Akademie mitzuschicken. Spix dürfte dabei wirklich der ‚Kandidat der ersten Wahl‘ gewesen sein. Aufgrund seiner langen, vielseitigen naturkundlichen Studien und seiner Auslandserfahrungen brachte er die besten Voraussetzungen mit, um mit der Planung und Leitung der Forschungsreise betraut zu werden.

Wie lautete nun der königliche Forschungsauftrag? Martius’ Hauptaugenmerk sollte auf der Botanik liegen, während sich Spix auf sein originäres Fachgebiet Zoologie konzentrieren sollte. Dazu stand das Sammeln von Fossilien und Mineralien auf dem Programm, es galt den Erdmagnetismus zu erforschen, die klimatischen Gegebenheiten zu beschreiben sowie ökonomische Daten zu Handel und Verkehr zu erheben. Natürlich sollten die

Menschen, auf die man treffen würde, beobachtet und ihre Sprachen und Sitten beschrieben werden. Der Auftrag lautete also, so viele Informationen wie möglich zu sammeln und so viel wie möglich nach München zu schicken. Außerdem richte te König Maximilian den Expeditionsauftrag am Humboldt'schen Vorbild aus, wes wegen es nicht zuletzt auch eine „literärische Reise“ werden sollte.

Nach der königlichen Einladung am Nikolaustag des Jahres 1816 blieb kaum Zeit zur Vorbereitung der Reise, denn schon Ende Januar 1817 erhielten Spix und Martius die Order, eiligst aufzubrechen, da die österreichischen Schiffe bereits im März die Segel gen Brasilien setzen wollten. Dementsprechend zügig wurde der Reiseapparat zusammengestellt. Einige Ausrüstungsgegenstände mussten dem Bestand der Akademie ‚entliehen‘ werden, andere wurden von hilfsbereiten Kollegen aus deren privaten Beständen beigesteuert. Was im Reisegepäck fehlte, war mindestens eine astronomisch genaue Uhr, die für geographisch exakte Vermessungen wichtig gewesen wäre. Nach dem Aufbruch aus München am 6. Februar 1817 blieb in Wien etwas Zeit, um die Ausrüstung noch aufzustocken. In Triest fand sich die Reisegesellschaft dann zusammen. Nachdem auch die beiden Fregatten „Augusta“ und „Austria“ – die ersten österreichischen Schiffe, die ihren Weg nach Übersee antreten sollten – in Windeseile seetüchtig gemacht worden waren, erfolgte die Abfahrt am 10. April 1817. Ein geeignetes Chronometer wurde, da es in der gegebenen Zeit nicht mehr zu beschaffen war, nach Gibraltar hinterhergeschickt.

Während die Überquerung des Atlantiks bei der Humboldt'schen Expedition weitgehend problemlos verlaufen war, entwickelte sie sich im Falle von Spix und Mar-

tius zu einem Unterfangen, das sich kaum in einen nüchternen ‚Forschungsbericht‘ verpacken ließ. Obwohl sich Spix und Martius dabei gewiss nicht als Literaten sahen, merkt der, der heute, 200 Jahre später, einen der drei Bände der „Reise in Brasilien“ zur Hand nimmt, sogleich, dass man schon auf dieser Seereise an Bord der „Austria“ in eine Fahrt ins Ungewisse ein taucht, die von Beginn an mit Risiken und nicht selten auch Lebensgefahr verbunden war. Beispielsweise brach, kaum auf See, ein verheerender Sturm los, in dem die beiden Fregatten getrennt wurden, und die „Augusta“ nicht nur die Beiboote, sondern auch alle Masten und Segel verlor. Die Strapazen der Reise, genauso wie die Faszination des neu Gesehenen können nachempfunden werden. Nicht selten ist pure Begeisterung spürbar, etwa in der Beobachtung fliegender Fische. So wird nicht nur wissenschaftlich dokumentiert, sondern die Reise wirklich „literärisch“, teils in fast poetischem Stil, ausgearbeitet. Mit jeder Seite kann sich auch der heutige Leser besser in die damalige Zeit zurück- und hineinversetzen. So lässt sich mühelos nachvollziehen, wie es sich für Spix an fühlte, als nach dreimonatiger Überfahrt endlich das Land vor ihnen auftauchte: „[...] am Morgen des 14. Julius erschien im Westen, gleichsam im Nebel schwimmend, eine lang gestreckte Gebirgskette. Allmälig zertheilten sich die täuschenden Wolken und wir erkannten in grauer Ferne deutlicher das waldige Gebirge von Cabo frio, welches zuerst von den Wachen auf dem Mastkorbe und dann von der ganzen Schiffsgesellschaft mit Jubel begrüßt wurde. [...] Nach Mittag gelangten wir, immer mehr der zauberhaften Perspective uns nähernd, bis zu jenen kolossalen Felsenthoren, und endlich durch sie hindurch in ein grosses Amphitheater, aus welchem der Spiegel des Meeres wie ein fried-

licher Landsee hervorglänzte, und labyrinthisch zerstreute, duftende Inseln, im Hintergrunde durch einen waldigen Gebirgszug begrenzt, wie ein paradiesischer Garten voll Üppigkeit und Majestät, emporgrünten.“¹

Für die beiden Wissenschaftler bedeutete die Ankunft in Brasilien tatsächlich das Betreten einer neuen Welt. Von der üppigen Vegetation, ihrem raschen Werden und Vergehen, zeigten sie sich tief beeindruckt: „*Die Bilder des Todes und des regsten Lebens stehen hier in schneller Aufeinanderfolge vor dem Auge des Wanderers.*“² Welche Reisebeschreibung hätte sie auch auf diese unermessliche Fülle des Lebens vorbereiten können? Wie fasziniert und hingerissen sie von ihrer Umgebung waren, lässt sich auch in folgender Passage erahnen: „*Der Naturforscher, zum ersten Male hierher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern soll.*“³

Zunächst erkundeten sie Rio de Janeiro und die nähere Gegend. Schon hier konnten sie im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Vollen schöpfen. Kiste um Kiste füllte sich mit gesammelten ‚Schätzen‘. Als ob dies nicht schon Arbeit genug gewesen wäre, übergab ihnen ein österreichischer Kurier nachträglich weitere Instruktionen aus München. Diese sahen vor, dass zusätzlich zum wissenschaftlichen Journal noch ein ökonomisches zu führen sei. Täglich waren darin alle Ausgaben samt Belegen anzuführen. Außerdem mussten ja auch Briefe geschrieben und Aufzeichnungen zum Reiseverlauf angefertigt werden. Aus diesen Berichten geht hervor, dass die österreichischen Expeditionsteilnehmer mit ihren ‚Münchner Kollegen‘ nicht recht warm werden wollten. Da in der österreichischen Gruppe zudem Meinungsverschiedenheiten über die einzuschlagende Reiseroute bestanden, beschlossen Spix und

Martius, die weitere Reise zu zweit fortzusetzen. In die Routenplanung ließen sie richtigerweise die (Vor-)Arbeiten von Ma we oder von zu Wied-Neuwied einfließen: „*In einer solchen Unternehmung nach dem Innern waren uns während der letzten Jahre mehrere Reisende vorangegangen. [...] Im Hinblick auf diese Männer als unsere Vorgänger und Vorarbeiter und allen schriftlichen und mündlichen Erkundigungen gemäß schien es uns am zweckmäßigsten, vorerst eine Landreise nach der südlich gelegenen Capitanie von S. Paulo zu unternehmen [...].*“⁴

Am 9. Dezember 1817 brachen sie ins Landesinnere auf. Über São Paulo, Villa Rica (heute Ouro Preto) und Salvador da Bahia gelangten sie nach São Luiz. Hier erhielten sie die Genehmigung, den Amazonas zu befahren. Auf einem portugiesischen Kriegsschiff segelten sie die Küste hinauf in das Mündungsgebiet des Amazonas nach Santa Maria de Belém. Zur Weiterreise wurde ihnen dort eine Art Lastkahn zur Verfügung gestellt. Neben den Lebensmittelvorräten wurden auch ausreichend ‚Tauschwaren‘ geladen, wie Spiegel, Stoffe oder Glasperlen. Am 21. August 1819 begann die abenteuerliche Fahrt den Amazonas hinauf, über Manaus, an der Mündung des Rio Negro gelegen, bis nach Ega. Hier trennten sie sich, um in der gegebenen Zeit so viel wie möglich erforschen zu können. Martius befuhrt den Rio Japura bis zu den Araracoara-Wasserfällen, die ihn zur Umkehr zwangen. Spix hingegen machte sich den Amazonas – zwischen Manaus und der brasilianisch-peruanischen Grenze als Rio Solimões bezeichnet – stromaufwärts auf den Weg; er gelangte bis nach Tabatinga, das im Länderdreieck Brasilien, Peru und Bolivien liegt. Daran schloss er noch eine Fahrt am Unterlauf des Rio Negro an. Als beide am

11. März 1820 wieder zusammentrafen, hieß es sich zu sputen und nach Belém zurückzukehren, da im Juni eine brasilianische Flotte nach Lissabon absegeln sollte. Der Dreimaster „Nova Amazonia“ legte am 13. Juni 1820 ab und brachte Fracht und Passagiere in einer nochmals strapaziösen Rückreise nach Lissabon zurück. Am 23. August 1820 war Lissabon erreicht. Am nächsten Tag brach hier die Revolution aus. Eine Schwierigkeit für die beiden Heimkehrer bestand in dieser Situation darin, die Kisten mit Gesammeltem aus dem Zoll herauszubekommen. Über Spanien und Frankreich gelangten Spix und Martius schließlich nach München. Als sie es am 10. Dezember 1820 erreichten, waren sie fast vier Jahre unterwegs gewesen. Allein in Brasilien hatten sie dabei eine Strecke von rund 10.000 km zurückgelegt.

Was sich so flüssig liest, muss im Rahmen der damaligen Zeit gedacht werden. So war schon die Reiseroute nicht beliebig auszuwählen. Während Humboldt bei seiner Expedition unter anderem sein diplomatisches Geschick zugutekam, hatte Spix, der ja zudem in königlichem Auftrag tätig war, insgesamt gesehen weniger Handlungs- und Entscheidungsfreiheit. Andererseits beschrieb er eine anfangs durchaus entgegenkommende Haltung der ‚Kontrolleure‘: „Wie überall in Brasilien pflegt man auch hier die Pässe der Reisenden nicht zu visieren, wenn sie, wie die unsrigen einen Specialbefehl des Königs enthalten, eine dem Reisenden vortheilhafte Gewohnheit, weil sie ihm die Wahl und die beliebige Abänderung der Reiseroute gestattet.“⁵ Dabei hatten Spix und Martius auch das Glück auf ihrer Seite: Beispielsweise erwies sich die Erlaubnis zur Visitation des „Diamantendistrikts“ im Nachhinein als behördliches Versehen. Im Verlauf der Reise mussten sie sich immer wieder an die vorgegebene Route halten.

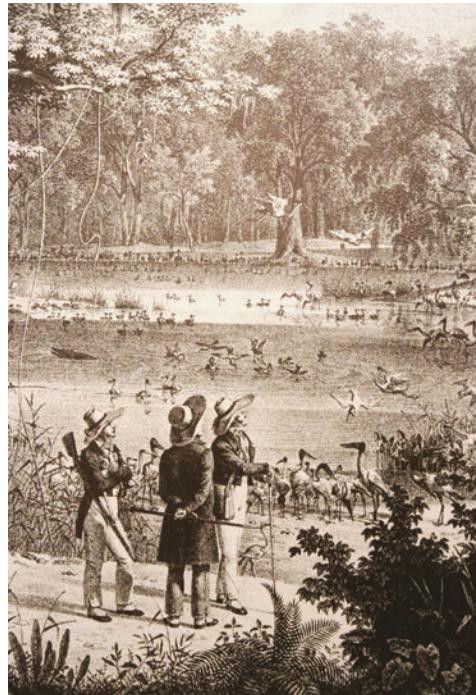


Abb. 2: „Vögel-Teich am Rio de S. Francisco“. Bildausschnitt: Spix und Martius am Vogelteich. Darstellung aus dem *Atlas über die Reise*.

Photo: Alexandra Kraus.

Zur Beschaffenheit der Wegstrecken vermerkte Spix: „Für gepflasterte Wege und Brücken ist natürlich in diesen Einöden nirgends gesorgt, obgleich der Boden in der Nähe der häufigen Bäche besonders zur Regenzeit beinahe grundlos wird.“⁶ Gereist wurde in der Art einer kleinen Karawane, als Last- und Transporttiere dienten Pferde und Maultiere. Zur Übernachtung wurde entweder die Gastfreundschaft auf einer Fazenda in Anspruch genommen oder das Zelt unter freiem Himmel aufgeschlagen. Angeführt wurde der Tross durch Einheimische, teils durch Soldaten. „Nur das Vertrauen auf die Erfahrung des leitenden Soldaten vermochte uns auf dem engen, vielfach verschlungenen Wege zu erhalten“,⁷

schreibt Spix in diesem Zusammenhang. Wie sehr er auf die ortskundigen Führer angewiesen war, lässt sich unschwer nachvollziehen; vor allem dann, wenn sich – wie im Amazonasgebiet – das neu zu bereisende Terrain noch auf keiner Landkarte fand. Da half auch die topaktuelle ‚Generalkarte‘ von Arrowsmith aus dem Jahr 1817 nicht weiter. Außerdem wäre die Reise nicht durchzuführen gewesen, wenn es nicht immer wieder Leute gegeben hätte, deren Hilfe sie darüber hinaus in Anspruch nehmen konnten. Genannt sei hier z.B. der welterfahrene Baron Georg Heinrich von Langsdorff. Er war ab 1813 als russischer Konsul in Brasilien tätig und hatte auch schon dem Prinzen zu Wied-Neuwied Unterstützung zuteilwerden lassen.

Erhebliche Schwierigkeiten bereitete ihnen das ungewohnte tropische Klima: Zum einen hatten sie sich selbst daran anzupassen, zum anderen schadete das Wetter, vor allem in der Regenzeit, auch dem Sammeltuagut: „*Uns dagegen musste der die Nacht hindurch bald in reichlichen Strömen, bald in feinem Nebel herabkommende Regen und die ihn begleitende Kälte sehr lästig seyn. Unser Gepäck, unter den gesammelten Naturkörpern am meisten Insecten und Pflanzen, litt sehr durch diese plötzlich zunehmende Feuchtigkeit und überzogen sich mit einem gelblichen Schimmel, dessen plötzliche Entstehung durch keine Sorgfalt abgewendet werden konnte.*“⁸ So musste Spix zusehen, alles Gesammelte (meist in Eigenarbeit) möglichst schnell in hochprozentigen Branntwein einzulegen oder abzubalgen, am Lagerfeuer zu trocknen oder mit Alaun zu behandeln und danach irgendwie ‚transportsicher‘ zu verpacken. Gut war, dass von verschiedenen Etappenzielen aus jeweils ein Schwung gesammelter Kostbarkeiten gen München abgeschickt werden konnte. Daheim in München hatte übrigens der Kollege von

Schrank seine liebe Not damit, den Überblick über die eintreffenden Naturalien zu behalten und sie ab einem gewissen Zeitpunkt überhaupt noch ‚ordentlich‘ unterzubringen.

Zur Sorge um die Sammlung kam auch die Sorge um die eigene Unversehrtheit. Begründet und völlig nachvollziehbar ist hier manches Mal schlichtweg Angst zu spüren, wie folgende Zeilen eindrucksvoll beweisen: „*Der Pfad war so schmal, dass kaum ein Maulthier nach dem andern fortzukommen vermochte; finster wie die Hölle Dante's schloss sich dieser Wald, und immer enger und steiler führte uns der Weg in labyrinthischen Verschlingungen an tiefe, von wilden Bächen durchfurchte, und hie und da mit losgerissenen Felsen besetzte Abgründe hin. Zu dem Grausen, womit diese wilde Einsamkeit unsere Seele erfüllte, gesellte sich noch der quälende Gedanke an einen Überfall wilder Thiere oder feindlicher Indianer, welcher unsere Phantasie mit den schaudervollsten Bildern und trübsten Vorahnungen beschäftigte.*“⁹

Die Reise stellte täglich eine neue Herausforderung dar, die beiden auch gesundheitlich massiv zusetzte. Parasiten waren da ein lästiges, aber noch vergleichsweise kleines Problem. Bereits als sie São Paulo wieder verließen, hatten sie genügend Erfahrungen in diesem Bereich gesammelt. Genannt seien hier stellvertretend die Milben. Wenn diese sich bereits in die Haut eingefressen hatten, wurde man sie nur durch Waschungen mit Branntwein oder Räucherungen wieder los, manchmal half auch in Wasser eingeweichter Tabak. Viel schwerer wogen jedoch die Tropenkrankheiten, die sie sich im Laufe der Reise zuzogen, darunter Malaria, außerdem Wurminfektionen. Immer wieder berichten sie von teilweise äußerst heftigen und langanhaltenden Fieberschüben. Darüber hinaus

gerieten sie in viele wirklich lebensgefährliche Situationen, etwa bei der Durchquerung der Halbwüste Caatinga. Hier, wie nochmals auf dem Weg nach Joazeiro, wären sie beinahe verdurstet.

Beim Lesen des Reiseberichtes stellt sich mehr als einmal die Frage, wie sie es schafften, so lange durchzuhalten. Zumindest ihren österreichischen Kollegen mussten sie in dieser Hinsicht nichts beweisen: zwar war die österreichische Expedition von Kaiser Franz weder hinsichtlich der Reisedauer noch der Reisekosten limitiert worden, trotzdem machte sich ein Großteil der Gruppe bereits im Juni 1818 wieder auf den Nachhauseweg. Darunter beispielsweise Professor Johann Christian Mikan, der ‚klimabedingt‘ kapitulierte, außerdem der Pflanzenmaler Johann Buchberger, der bei einem Sturz vom Pferd lebensgefährlich verletzt worden war. Spix und Martius hingegen trotzten allen physischen und psychischen Belastungen mit äußerster Willensanstrengung, großem Mut und nicht zu brechendem Enthusiasmus. Nicht zuletzt gelang ihre Reise auch, da sie sich offenkundig große Wertschätzung entgegenbrachten, sich vertrautten und aufeinander verlassen konnten. Beide hatten sich mehr als einmal das Leben zu verdanken.

Als Spix und Martius wieder in München ankamen, wurden sie begeistert empfangen, wobei auch ihre Begleitung die Blicke auf sich zog: Im Amazonasgebiet hatte Martius von einem Stammeshäuptling fünf Jugendliche ‚als Geschenk‘ angenommen, die dieser von einem Beutezug mitgebracht hatte. Auf dem Rückweg nach Manaus bekam er einen weiteren Jungen ‚geschenkt‘. Zwei der Jugendlichen starben, zwei ließ Martius in Ega bzw. in Pará zurück. Ein Mädchen und ein Junge reisten mit nach München. Dort starben der

Junge Juri am 11. Juni 1821 und das Mädchen Miranha am 22. Mai 1822, vermutlich an Infektionskrankheiten, für die sie keine Abwehrkräfte hatten. Dies, wie auch der Umstand, dass Spix (anders als Humboldt, dessen Weltbild von den Idealen der Aufklärung geprägt war) wenn überhaupt, nur verhalten Kritik am Umgang der weißen Siedler mit den Ureinwohnern übte, ist aus heutiger Sicht befremdlich. Möglicherweise scheute er eine eindeutige Positionierung auch angesichts seines ‚Arbeitsauftrages‘ und schilderte dementsprechend das Erlebte vom wissenschaftlich beschreibenden Standpunkt aus. Dabei kam er jedenfalls bereits zu vielen richtigen Schlussfolgerungen. So führte er beispielsweise die beobachtete Entvölkerung im Gebiet des Solimões darauf zurück, dass die indianischen Stämme dort nicht nur vertrieben worden waren, sondern den von den europäischen Siedlern eingeschleppten Krankheiten nichts entgegenzusetzen hatten. Spix und Martius fanden sich in einer Situation wieder, in der bislang keine Gesetzgebung zum Schutz der indigenen Bevölkerung gegriffen hatte; angesichts der Profitabilität der Ausbeutung zeigte die koloniale Gesellschaft nur sehr geringen Umsetzungswillen.

Der Arbeitskräftemangel, welcher wiederum durch den Bevölkerungsrückgang der Einheimischen entstanden war, hatte in großen Teilen Südamerikas die ‚Einfuhr‘ afrikanischer Sklaven zur Folge gehabt. Zur Zeit ihrer Brasilienexpedition waren Spix und Martius damit auch direkt mit den verschiedensten Ausprägungen der Sklaverei konfrontiert. Erst ab 1871 wurde die Sklaverei in Brasilien schrittweise abgeschafft. Auch in diesem Punkt stellt der Reisebericht, beispielsweise mit der Beschreibung des Sklavenmarktes in Salvador da Bahia, einen Spiegel der Zeit dar. Im

heutigen Verständnis kann hier nichts entschuldigt, sondern nur aus dem Geist der damaligen Zeit heraus verstanden werden.

Im Jahr 1820 erhielten die beiden Brasilienrückkehrer durchweg positive Resonanz; ihre Forschungsreise hatte nicht nur in Fachkreisen, sondern auch innerhalb der Bevölkerung Beachtung erfahren. Da die Zeitschrift „EOS“ bereits ab Januar 1818 Briefe und Reiseberichte als eine Art Fortsetzungsroman exklusiv veröffentlicht hatte, konnte jedermann noch während ihrer Reise bereits an ihren Erlebnissen teilhaben. König Maximilian ernannte beide zu „Rittern des Civil-Verdienstordens der Bayerischen Krone“. Spix wurde zum Hofrat und Direktor der zoologischen Sammlungen des Staates ernannt. Außerdem war ihnen vom König eine Leibrente von 1.000 Gulden jährlich zuerkannt worden. Diese musste übrigens aus der Akademiekasse bezahlt werden, was sicher wieder zu einigem Zähneknirschen im Kollegenkreis geführt haben dürfte. Sie fanden Aufnahme in verschiedene Akademien und wissenschaftliche Gesellschaften. Auch in seiner Heimatstadt Höchstadt wurde Spix mit allen Ehren empfangen, wie der „Fränkische Merkur“ am 19. Juni 1821 schrieb.

Zur wissenschaftlichen Ausbeute zählten rund 6.500 Pflanzen und 1.400 Tierarten. Dazu kam die große Anzahl an geologischen und ethnologischen Objekten. Spix arbeitete ohne Unterlass, sichtete und systemisierte das Material und veröffentlichte seine Erkenntnisse in rascher Abfolge. Etwa 550 Tierarten und Unterarten, Mollusken und Wirbeltiere wurden so für die Wissenschaft neu beschrieben. Darüber hinaus hatten die Münchner Gelegenheit, die Tiere zu bestaunen, die lebend mit nach München gebracht worden waren und teilweise zum ersten Mal in Europa gezeigt werden konnten. Im

Schlossgelände von Nymphenburg hatte man dafür eigens eine Menagerie errichtet.

Zu Spix' ungeheurem Arbeitspensum trug sicher auch der bestehende Veröffentlichungsdruck, also die Notwendigkeit des schnellen Publizierens, bei: In Wien nahmen die völkerkundlichen Sammlungen der österreichischen Expedition ebenfalls Gestalt an, und schon 1820 publizierte Professor Mikan in Wien seine Forschungsergebnisse. Prinz Maximilian von Wied-Neuwied veröffentlichte seine „Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817“. Auch von Humboldt erschien Band um Band seines kolossalen Reisewerkes. Humboldt scheute hierfür keine Kosten und Mühen. Wissenschaftler der verschiedensten Disziplinen arbeiteten ihm zu, allein für die bildlichen Darstellungen beschäftigte er einige Dutzend Zeichner, Maler, Schriftkünstler und Kartographen. Es war also für Spix und Martius eine Steilvorlage, als sie von König Maximilian die Anordnung erhielten, sich an die Abfassung ihres Reiseberichtes zu machen.

Dies war auch deshalb eine Herausforderung, weil einige Minister wenig begeistert von den zu erwartenden Kosten waren. So war der finanzielle Spielraum, der für die Erstellung des Werkes schließlich gewährt wurde, deutlich kleiner als es sich Spix und Martius wohl gewünscht hätten. Trotzdem sollte es ein seitenstarkes, wunderbar ausgestaltetes dreibändiges Werk werden. Der erste Band der „Reise in Brasilien“ erschien 1823. Die Resonanz war enorm; auch Humboldt sprach Spix, der als Autor vor Martius fungierte, seine Anerkennung aus. Als bald erfolgte auch die Übersetzung ins Englische. So standen beispielsweise auch bei Charles Darwin die „Travels in Brazil“ im Bücherschrank.

Das Manuskript des zweiten Bandes war gerade in Arbeit, als Spix am 13. Mai

Abb. 3: Ein erhaltenes Tierpräparat von Johann Baptist Spix.
Photo: Alexandra Kraus.



1826 im Alter von 45 Jahren starb. Sein Tod ist vermutlich auf eine der Krankheiten zurückzuführen, die er sich in den Tropen zugezogen hatte. Spix hatte noch keine Möglichkeit gehabt, Schüler auszubilden. Nach seinem Tod lag es daher allein an Martius, sich der Erschließung und Veröffentlichung des Gesammelten zu widmen. Gestützt auf Spix' Aufzeichnungen, publizierte er auch die Bände II und III der „Reise in Brasilien“. Nachdem er 1826 eine Professur an der Universität München erhalten hatte, wurde er 1832 auch zum Direktor des Botanischen Gartens ernannt. Er starb am 13. Dezember 1868, 42 Jahre nach Spix.

Schon bald sollte sich zumindest die ‚Öffentlichkeit‘ nicht mehr an Johann Baptist Spix erinnern. Nachdem selbst sein Grabstein auf dem Alten Südlichen Friedhof in München nicht wiederaufgefunden werden konnte, hatte man ihm zwar einen neuen, weit schlichteren Grab-

und Gedenkstein gesetzt, diesen aber im Laufe der Zeit ebenfalls vergessen. Dabei stellt sich die Frage, ob Spix womöglich ähnliche Berühmtheit erlangt hätte wie Alexander von Humboldt, wenn er länger gelebt und die Möglichkeit gehabt hätte, seine Reise wissenschaftlich vollständig aufzuarbeiten. Eine eindeutige Antwort lässt sich nicht finden, da die mögliche Entwicklung in ihrem geschichtlichen Kontext betrachtet werden muss: Zweifelsfrei war Spix ebenso ein Universalist wie Humboldt. Allerdings verfügte er, schon bedingt durch seinen Lebens- und Arbeitsort München, über ein vergleichsweise kleineres Netzwerk als Humboldt in Paris. In diesem Zusammenhang ist auch ungewiss, ob er den nötigen Freiraum und auch die nötigen finanziellen Mittel erhalten hätte, seine Forschungen ausreifen zu lassen. Am 13. Oktober 1825 starb nämlich König Maximilian I. Joseph, und dessen Sohn und Nachfolger König Ludwig I.

lebte weniger für die Wissenschaft als vielmehr für die Kunst. Schon die Kosten der Brasilienexpedition waren ihm ein Dorn im Auge. Dabei darf ein nachgehender Vergleich erlaubt sein: Rund 30.000 Gulden hatte die Expedition gekostet, über 400.000 Gulden sollte nur der Bau des Siegestores – eines seiner späteren Bauprojekte – verschlingen.

Weiterhin hätte sich Spix in einem Wissenschaftsbetrieb behaupten müssen, der sich zunehmend spezialisierte. Trotzdem kann davon ausgegangen werden, dass er in der Lage gewesen wäre, seinen umfassenden wissenschaftlichen Ansatz auszuformulieren. Er hätte eine Lehre vertreten können, in der Philosophie und Forschung eine ausgewogene Verbindung eingegangen wären. Mit seinen Forschungen zur Evolution, zu den Organismen und ihrer Einbindung in die belebte und unbelebte Umwelt lässt er sich wissenschaftshistorisch gesehen in der Reihe der großen Forscher im Bereich der Systematik und Abstammungslehre – zwischen Carl von Linné und Charles Darwin – verorten.

Neben seinem Beitrag zur Arbeitsweise der Systematischen Zoologie, den vielen Ergebnissen und Publikationen zu seiner Forschungsarbeit – von der Beschreibung fossiler Lagerstätten über die Erstellung von Landkarten bis hin zur originären wissenschaftlichen Arbeit im zoologischen Bereich – ist Spix' Verdienst heute nach wie vor greifbar, und das im wahrsten Sinne des Wortes: Die heutige Zoologische Staatssammlung München ging aus seiner systematisch-zoologischen Sammlung hervor. Ob Zoologische Staatssammlung, Botanische Staatssammlung oder das heutige Museum Fünf Kontinente: überall stellt die ‚wissenschaftliche Ausbeute‘ der Brasilienreise den Grundstock dieser Sammlungen dar, die dabei nahezu vollständig erhalten

geblieben sind. Weltweit zählen sie heute zu den ältesten und berühmtesten. Die ethnographische Sammlung besitzt zudem auch unschätzbare dokumentarischen Wert, da viele der Indianerstämme, die Spix und Martius besuchten, inzwischen untergegangen sind oder ihre Eigenständigkeit verloren haben.

Dass auch die Person Johann Baptist Spix' wieder aus dem Dunkel der Geschichte geholt wurde, ist in erster Linie Professor Dr. Ernst Josef Fittkau zu verdanken. Ab 1976 war er 16 Jahre lang als Direktor der Zoologischen Staatssammlung München tätig und damit sein achter Nachfolger im Amte. In verschiedenen Publikationen und Symposien hat er seinen Vorgänger wieder in Erinnerung gerufen und auch eine angemessene Würdigung von dessen Leben und Wirken erreichen können. So gibt die Zoologische Staatssammlung München seit 1977 ein wissenschaftliches Periodikum unter dem Namen „*Spixiana*“ heraus. Auch widmete man Spix anlässlich des 200. Geburtstages ein Gedenksymposium. Der Förderverein „Freunde der Zoologischen Staatssammlung“ nahm dieses Gedächtnisjahr zum Anlass, eine Ritter-von-Spix-Medaille für außergewöhnliche Verdienste um die Zoologische Staatssammlung zu stiften. Dr. Ludwig Tiefenbacher, der als Hauptkonservator der Zoologischen Staatssammlung München tätig war, hat durch verschiedene Publikationen ebenfalls entscheidend dazu beigetragen, den „*ersten Münchener Zoologen*“ wieder ins Licht der Öffentlichkeit zu rücken.

Apropos Zoologische Staatssammlung München: Hier werden bis zum heutigen Tag Hunderte von Spix'schen Tierpräparaten aufbewahrt, darunter auch vierzig Affen. Manchen hat der Zahn der Zeit sichtbar zugesetzt; die präparatorischen Mängel, die sich durch den damaligen Kennt-

nisstand und die technischen Voraussetzungen ergaben, sind teils deutlich sichtbar. Einige sind zudem verständlicherweise in teils seltsamen und unnatürlich wirkenden Posen dargestellt, da die damaligen Präparatoren keine Vorstellung davon hatten, wie die Tiere lebendig aussahen und wie sie sich bewegten. In einem ganz anderen Licht erscheint diese ‚Affenbande‘ allerdings, wenn man um ihren gro-

ßen Wert in der zoologischen Systematik weiß. Nach ihnen beschrieb Spix nämlich die neu entdeckten Arten. Damit sind sie gewissermaßen der Urmeter ihrer Art, so genannte Typen. So droht ihnen keine Gefahr, ‚eingemottet‘ zu werden. Ganz im Gegenteil wurden sie anlässlich des 200-jährigen Jubiläums der Brasilienreise von acht Künstlern 1:1 in ihrem ganz individuellen Charme portraitiert, alle Dellen



Abb. 4: Das in ein Museum verwandelte Spix'sche Geburtshaus.

Photo: Alexandra Kraus.



Abb. 5: Blick in das Innere des Spix-Museums. An der Wand eine Darstellung des Spix-Aras.
Photo: Alexandra Kraus.

und Nähte inklusive. In der **Ausstellung „Der Ritter und seine Affen“** wurden die Bilder von Satansäffchen & Co. in der Zoologischen Staatssammlung München in Szene gesetzt. Nachdem die Ausstellung auch im Bamberger Naturkundemuseum zu sehen war, zieht sie nun weiter, und kann vom 6. Juli bis 25. August 2019 im Höchstadter Stadtturm, Am Stadttor 1 besucht werden. Ergänzung und Erweiterung findet sie durch Reisedetails und Exponate aus dem Spix-Museum. Geöffnet ist die Ausstellung jeweils samstags und sonntags zwischen 14 Uhr und 16 Uhr, darüber hinaus auch gerne nach Vereinbarung.

Damit zurück ins fränkische Höchstadt an der Aisch. Dass Johann Baptist Spix

auch in seinem Geburtsort wieder gebührende Würdigung erfährt, ist dem „Ritter von Spix Förderverein e.V. 1994“ zu danken. Seit 25 Jahren pflegen die Vereinsmitglieder in engagierter ehrenamtlicher Arbeit das Andenken an den berühmten Bürger der Stadt. Gemeinsam mit der Stadt Höchstadt wurde dazu das Spix'sche Geburtshaus vor dem Verfall gerettet. Nach seiner sehr gelungenen Restaurierung wurde hier das Spix-Museum realisiert, das seit seiner Eröffnung 2004 vom Verein betreut wird. Die Zusammenarbeit mit den örtlichen Schulen ist ebenso ein fester Punkt im Vereinsprogramm. Mit Unterstützung seitens der Kreissparkasse Höchstadt/Aisch konnte 2003 auch eine Spix-

Statue enthüllt werden. Auf der Schulter des fränkischen Entdeckers sitzt übrigens ein nach ihm benannter Papagei, der Spix-Ara. Heute lebt kein einziger dieser kleinen, hellblauen Aras mehr in seinem ursprünglichen Lebensraum. Der Fortbestand kann derzeit nur in einigen kleinen Zuchtgruppen gesichert werden. So steht der Spix-Ara sinnbildlich für das Artensterben und für den Artenschutz.

Dem Spix-Ara bzw. seiner Abbildung begegnet man selbstverständlich auch im **Höchstadter Spix-Museum**. In den historischen Räumlichkeiten laden Schautafeln, ein Diorama, Kurzfilme, eine interaktive Medienpräsentation und natürlich viele Exponate – von Mineralien und Tierpräparaten bis hin zu indianischem Schmuck und Werkzeugen – auf facettenreiche Weise dazu ein, in die üppig-grüne Welt unter den dichten Baumkronen des brasiliensischen Urwalds einzutauchen. Im März 2019 konnte eine grundlegende Restrukturierung des Museums abgeschlossen werden. Als Initiator fungierte hier Herbert Fiederling, der erste Vorsitzende des Ritter von Spix Fördervereines e.V. 1994. Dr. Gabriele Wiesemann erarbeitete die Texte, die Graphiken wurden von Christine Kaufmann realisiert. Nun präsentiert sich das Museum im ‚neuen‘ Gewand und führt die Besucher auf sehr gelungene Weise noch näher an die Person des Johann Baptist Spix heran. Geöffnet ist das Museum jeweils am ersten und dritten Sonntag im Monat zwischen 14 und 16 Uhr sowie nach Vereinbarung. Führungen werden auf Anfrage sehr gerne angeboten (Der Kontakt kann hergestellt werden über: Karpfenland Aischgrund e.V., Obere Brauhausgasse 1, 91315 Höchstadt, Tel.Nr.: 091 93/ 62 61 58).

Wer Lust bekommen hat, sich noch etwas ausführlicher mit Spix' Leben und

Wirken zu beschäftigen, dem sei Professor Dr. Klaus Schönitzers Buch „Ein Leben für die Zoologie“ wärmstens empfohlen. Schönitzer, Konservator der Zoologischen Staatssammlung München a.D. und derzeitiger Präsident der Freunde der ZSM e.V., versteht es vortrefflich, den außergewöhnlichen Wissenschaftler Spix auch literarisch zu würdigen. Bei der Lektüre seines Buches wird auch Lust auf den Originaltext geweckt; der erste Band ist in einer Online-Version jederzeit zugänglich. Spätestens beim Schmöckern in der „Reise in Brasilien“ taucht dann wohl bei jedem Leser die gleiche Frage auf: Wäre Spix, wenn er die Gelegenheit dazu gehabt hätte, ein zweites Mal nach Brasilien gereist? Einen Hinweis darauf gibt vielleicht die folgende Passage des Reiseberichtes: „Wer jedoch die ersten Prüfungen glücklich überstanden [...] und sich an das tropische Klima gewöhnt hat, der wird solches gerne als sein zweites Vaterland erkennen; ja hat er erst Europa noch einmal besucht, so wird er sich mit gestiegener Neigung dorthin zurücksehnen, und Brasilien [...] als das schönste und herrlichste Land der Erde preisen.“¹⁰

Alexandra Kraus, Diplom-Sozialpädagogin (FH), ist seit 2016 nebenberuflich-freiberuflich im illustratorischen Bereich und als Autorin tätig. Zu Hause ist sie im Aischgrund, in dem es – wie im Falle des Johann Baptist Spix – nicht nur für ‚Zugereiste‘ immer wieder auf's Neue etwas zu erfahren und zu entdecken gibt – typisch fränkisch eben! Sie können sie unter folgender Adresse kontaktieren: Am Aischbach 7, 91352 Hallerndorf, E-Mail: alexandra.kraus@aischbach.de.

„Der Ritter und seine Affen“ – Ausstellung im Höchstadter Stadtturm vom 6. Juli bis 25. August 2019, jeweils samstags und sonntags zwischen 14 Uhr u. 16 Uhr, darüber hinaus auch nach Vereinbarung. Adresse: Am Stadttor 1, 91315 Höchstadt an der Aisch.

Spix-Museum – Öffnungszeiten jeweils am ersten und dritten Sonntag im Monat

zwischen 14 Uhr u. 16 Uhr sowie nach Vereinbarung. Führungen werden auf Anfrage gerne angeboten. Adresse: Badgasse 7, 91315 Höchstadt an der Aisch.

Kontakt über: Karpfenland Aischgrund e.V., Obere Brauhausgasse 1, 91315 Höchstadt, Tel.Nr.: 091 93/62 61 58.

Literatur:

Fittkau, Ernst Josef: Johann Baptist von Spix. Zoologe und Brasilienforscher, in: Helbig, Jörg (Hrsg.): Brasilianische Reise 1817–1820. Carl Friedrich Philipp von Martius zum 200. Geburtstag. München 1994, S. 53–74.
 Mauthe, Gabriele: Die Österreichische Brasilienexpedition 1817–1836; in: ebd., S. 13–27.
 Schönitzer, Klaus: Ein Leben für die Zoologie. Die

Reisen und Forschungen des Johann Baptist Ritter von Spix. München 2011.
 Tiefenbacher, Ludwig: Die Bayerische Brasilienexpedition von J.B. Spix und C.F.Ph. von Martius 1817–1829; in: Helbig: Brasilianische Reise [wie oben], S. 28–52.
 Wulf, Andrea: Alexander von Humboldt und die Erfindung der Natur. München 2016.

Anmerkungen:

- 1 Spix, Johann Baptist/Martius, Carl Friedrich Philipp (1823–1831): Reise in Brasilien auf Befehl Sr. Majestät Maximilian Joseph I. König von Baiern in den Jahren 1817–1820 gemacht und beschrieben. 3 Bde. u. 1 Atlas (Bd. II u. III bearb. u. hrsg. von C.F.Ph. v. Martius). München 1823; Bd. I in: www.biodiversitylibrary.org [Aufruf am 10.04.2019], hier: Bd. I, S. 84f.
- 2 Ebd., S. 152.

- 3 Ebd., S. 162.
- 4 Ebd., S. 176.
- 5 Ebd., S. 292.
- 6 Ebd., S. 190.
- 7 Ebd., S. 366.
- 8 Ebd., S. 192.
- 9 Ebd., S. 360.
- 10 Ebd., S. 174.

Gerhard Gollner

22 Künstler trafen sich zu den 22. Oberfränkischen Malertagen 2019 in Ebermannstadt

Unter dem Motto „Kunst im Herzen der Fränkischen Schweiz“ fanden die 22. Oberfränkischen Malertage [OMT] in Ebermannstadt statt. Bereits bei den zweiten OMT 1999 in Pegnitz hatte sich der damalige Regierungspräsident Hans Angeerer in seinem Grußwort gewünscht, dass „*diese einmalige Veranstaltungsreihe, die es sonst nirgendwo gibt, unbedingt fortgesetzt werden*“ müsse. Diesem Wunsch entsprechend, gingen die OMT ohne Unterbrechung weiter, stets begleitet durch die Regierung von Oberfranken. In den bisherigen

gen 22 OMT-Jahren haben sich insgesamt 93 Künstlerinnen und Künstler aus ganz Deutschland und aus Nachbarländern in unterschiedlicher Zusammensetzung daran beteiligt.

Zum traditionellen viertägigen Workshop trafen sich vom 25. bis 28. April 2019 folgende 22 bekannte Malerinnen und Maler aus ganz Bayern, um auf Plätzen, in Straßen und Gassen die sehenswerte Stadt an der Wiesent und ihre interessanten Ortsteile in mannigfaltiger Weise künstlerisch darzustellen: Karin Dietel (Gefrees),



Abb.: Der Marktplatz in Ebermannstadt von Stefan Köppel, München.

Gabriele Endres (Forchheim), Hildegard Frederking (Goldkronach), Christel Gollner (Bayreuth), Dora Grimm (Marktredwitz), Gerhard Grünwald (Schwandorf), Ursula Hillenbrand (Dörfles-Esbach), Helga Hopfe (Mainleus), Rosemary Keßler (Forchheim), Kristina Kirschbaum (Aufseß), Stefan Köppel (München), Nora Matozca (Weigendorf), Jürgen Meyer-Andreas (München), Gertrud Plescher-Fahnler (Coburg), Gerda Poiger (Forchheim), Steffi Rodigas (Ahorn), Peter Schmidt (Schwarzenbach/Saale), Erwin Schraudner (Bayreuth), Annick Servant (Bayreuth), Günther Wolfrum (Presseck), Hans Wuttig (Sulzbach-Rosenberg) und Clemens Wuttko (Nürnberg).

Unter großem Interesse der Bevölkerung entstanden während dieser vier Tage mehr als 120 Zeichnungen und Gemälde in Öl, Acryl und Aquarell, die der Öffentlichkeit anlässlich der feierlichen Vernissage am 19. Mai präsentiert wurden. Zu Beginn der Veranstaltung in der neuen Begegnungsstätte am Familienzentrum Hasenberg begrüßte die 1. Bürgermeisterin Christiane Meyer die zahlreichen Gäste und freute sich über Grußworte der Regie-

rungspräsidentin von Oberfranken, Heidrun Piwernetz, und der stellvertretenden Landrätin des Landkreises Forchheim, Rossi Kraus. Bei der von der städtischen Musikschule umrahmten Eröffnung führte Gabriele Thaller-Rauch vom Kulturkreis Ebermannstadt in die Ausstellung ein. Dankesworte an die Stadt Ebermannstadt und an die zahlreichen Unterstützer sprach die 1. OMT-Vorsitzende Karin Dietel, die dieses Amt vor zwei Jahren von Christel Gollner übernommen hat.

An folgenden Ausstellungsorten können die Werke noch bis zum 29. Juni 2019 nicht nur angeschaut, sondern auch käuflich erworben werden:

- Begegnungsstätte am Familienzentrum Hasenberg, mittwochs 15 – 17 Uhr, sonntags 14 – 18 Uhr;
- Heimatmuseum Ebermannstadt, mittwochs 15 – 17 Uhr, sonntags 14 – 17 Uhr;
- Rathaus Ebermannstadt zu den jeweiligen Öffnungszeiten.

Für das kommende Jahr 2020 liegt der Veranstaltungsort bereits fest: Die 23. OMT wird Bad Steben durchführen.

Michael Diefenbacher u.a. (Hrsg.): „**Höher geht's nimmer – Die Welt der Viertausender. Fotografien des Nürnberger Alpinisten und Kaufmanns Alfred Cohn 1926–1929.**“ Begleitband zur Ausstellung des Stadtarchivs Nürnberg. Nürnberg [Verlag Ph. C. W. Schmidt] 2017; ISBN 978-3-925002-55-7, 315 S., zahlr. Farb- und s/w Abb., 24,00 Euro.

Die wissenschaftliche Erforschung der Alpen seit dem 18. Jahrhundert und die touristische Erschließung sowie die Entstehung einer gerade sprunghaft anwachsenden Alpenbegeisterung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts haben sich auch in zahlreichen künstlerischen Ausdrucksformen und einer eigenen visuellen Inszenierung des mitteleuropäischen Hochgebirges niedergeschlagen. Aus der Entdeckung der Bergwelt und der unwegsamen Hochgebirgslandschaften entstand zwischen 1790 und 1820 das Genre der Gebirgsmalerei; für die visuelle Entdeckung der Alpen erlangte jedoch seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Photographie eine herausragende Bedeutung. So standen in der frühen Phase des alpinen Photographierens vor allem wissenschaftliche Interessen, beispielsweise die präzise Dokumentation der geologischen und geographischen Verhältnisse, im Vordergrund. Später begründeten photographierende Alpinisten eine eigene Bergästhetik, und die Verbreitung der Alpenvereine schuf einen wachsenden Absatzmarkt für Landschaftsphotographien.

Als begeisterter Hobbyphotograph unternahm der Nürnberger Kaufmann Alfred Cohn (1902–1974) in den 1920er Jahren zahlreiche Reisen und ambitionierte Bergtouren in die Westalpen und hielt seine Erlebnisse photographisch fest. Nach eigenen Aussagen bestieg Cohn 65 Viertausender und fertigte als Photograph die entspre-

chenden Belege seiner alpinen Leistungen selbst an. Die Sammlung von genau dokumentierten Alpenaufnahmen, die aufgrund der hohen künstlerischen Sensibilität und des Gespürs für Bildwirkungen eine besondere Atmosphäre entwickeln, gelangte 1938 durch die erzwungene Emigration ihres Besitzers nach Argentinien. Nach dessen Tod kam der Bestand in das Museo de Arte Hispanoamericano (Buenos Aires), wo die Kuratorin Leila Makarius auf den bislang unbekannten Bestand aufmerksam wurde und sich für eine Bearbeitung und die Publikation der Photos einsetzte. Das Stadtarchiv Nürnberg hat der Sammlung des bislang kaum bekannten Photographen 2016 eine Ausstellung gewidmet. Der mit großem Engagement erarbeitete Begleitband dokumentiert das photographische Schaffen Alfred Cohns, das sich nicht nur auf die Alpen erstreckte, sondern darüber hinaus auch Reisebilder mit Impressionen aus Italien, der Türkei und Ägypten umfasst. Eine Besonderheit seiner Arbeiten stellen die aus verschiedenen Einzelansichten zu Panoramadarstellungen montierten, akribisch beschrifteten Bilder dar, deren dokumentarischer und künstlerischer Wert heute sicherlich sehr hoch einzuschätzen ist. Da seine Arbeiten bereits früh das Interesse von Verlagen fanden, wurden zwei seiner Photographien in einem Alpenkalender des Jahres 1932 abgedruckt.

Abgerundet wird der Band durch eine aufführliche biographische Würdigung Cohns (Ulrike Swoboda) und einer Geschichte seines 1877 in Nürnberg gegründeten Textilunternehmens, das 1937 unter dem Druck der Nationalsozialisten aufgelöst werden musste (Steven M. Zahlaus). Der anregende und lesenswerte Beitrag von Ruth Bach-Damaskinos stellt die Geschichte der Alpenphotographie auf der

Grundlage aktueller Forschungen dar und ordnet das photographische Werk Cohns in diesen Kontext ein. Als Sujet der künstlerischen Photographie übertreffen die Alpen alle anderen Gebirge der Welt, weswegen sich der Band an Photographen, Kunsthistoriker und Landeshistoriker sowie an Bergsteiger und Alpinisten gleichermaßen wendet und einmal mehr verdeutlicht, wie das Medium der Photographie das heute geläufige Bild der Alpen geprägt hat.

Johannes Schellakowsky

Uwe Müller: „Anno 1542 alß das Wortt Gottes alhier auffkommen“ – Die Einführung der Reformation in der Reichsstadt Schweinfurt 1542. Begleitbuch zur Ausstellung im Museum Gunnar-Wester-Haus vom 21.9. bis 19.11.2017 (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt, Nr. 30, zugl.: Schweinfurter Museumsschriften, Nr. 226). Schweinfurt [Selbstverlag des Stadtarchivs] 2017, ISBN 978-3-926896-35-3, 159 S., zahlr. Farb- u. s/w-Abb.

Man merkt es gleich am Datum: Schweinfurt war bei der Einführung der Reformation nicht die Speerspitze im Alten Reich. Das Reformationsjubiläum wird zur 475-Jahrfeier der Einführung in der Stadt begangen, somit also ein Vierteljahrhundert nach dem Thesenanschlag in Wittenberg. Zur ‚Ehrenrettung‘ sei gesagt, dass es sich bei dem Datum um die offizielle Einführung durch den „Ehrbaren Rath“ der Reichsstadt 1542 handelt. Dieser hatte vor allem politische Gründe, die Einführung gut vorzubereiten, war man doch in Insellage von fürstbischoflichem Territorium umschlossen, und dazu bedurfte es vor allem Zeit. Bereits 1522 ist eine erste schriftliche Quelle fassbar, die vom refor-

matorischen Geist in der Stadt berichtet. Sie und andere Quellen werden in dem Band vorgestellt, abgebildet und in einen Kontext gestellt. In der Ausstellung waren diese Quellen selbstverständlich zu sehen.

Im Jahr 1628 geriet die Stadt in Gefahr, den neuen Glauben wieder aufgeben zu müssen. Durch kaiserliches Reskript musste die Stadt innerhalb zweier Monate beweisen, wie die Reformation insgesamt und mit welcher Tragweite z.B. für das bisher kath. Karmeliterkloster Jahrzehnte zuvor durchgeführt wurde. Für Schweinfurt, das 1554 im Zuge des Zweiten Markgräflerkrieges völlig zerstört worden war, stellte dies eine große Herausforderung dar. Neun Tage wurde die Stadt geplündert und gebrandschatzt, was als „Zweites Stadtverderben“ in die lokale Geschichte einging. Kein Wunder, dass auch das Archiv mit allem Schriftverkehr, Urkunden und weiteren Belegen nicht mehr für die Zeit vor 1554 und damit für die Einführung der Reformation 1542 aussagen konnte.

Was also in einer derartigen Notlage tun? Hier beginnt die Schilderung der Wiederherstellung der schriftlichen Belege spannend wie ein Kriminalroman. Es wurden Boten zu den damaligen Partnern ausgeschickt. Aus dem privaten Archiv des ersten evangelischen Pfarrers – Johannes Sutellius –, das zwischenzeitlich sein Sohn verwaltete, konnten die wesentlichen Dokumente zu Kopierzwecken zur Verfügung gestellt werden. Welch‘ ein Glück für die Stadt, handelte es sich doch um ein privates Archiv. Auch andere Korrespondenzpartner gewährten Hilfe. Schier unglaublich, was im 17. Jahrhundert während des Dreißigjährigen Krieges in welch kurzer Zeit mit den damaligen Mitteln an Wiederherstellungsarbeit geleistet werden konnte. Die Schweinfurter jedenfalls hat-

ten Erfolg, und das Stadtarchiv konnte nun in unseren Tagen Dokumente ausstellen, die ohne das kaiserliche Eingreifen sicher heute in alle Winde zerstreut wären.

Der kurzweilige, aufschlussreiche „Krimi“ zur Schweinfurter Reformation und insbesondere seiner Beweislage lässt sich leicht lesen. Dies ist das Verdienst des Verfassers. Geleitworte von Oberbürgermeister und Dekan sowie ein Vorwort des Verfassers gehen dem Erläuterungstext vor-

aus. Der anschließende Katalogteil gliedert sich in sechs Abschnitte. Quellen und Literatur schließen den Band ab. Der gewohnt handwerklich gute Satz und die Gestaltung durch Weppdesign Schweinfurt und der Druck durch Bonitasprint Würzburg machen das Blättern im Werk zum Vergnügen. Dem Verfasser und den übrigen Beteiligten sind weitere Veröffentlichungen nur zu wünschen.

Thomas Voit

Der Kulturverein Wittighausen e.V. ist dem FRANKENBUND beigetreten!

Zu Beginn der Sitzung der Bundesleitung am 9. März 2019 in Unterwittighausen stellte die 1. Vorsitzende des Kulturvereins Wittighausen, Frau Doris Dürr, in Gegenwart des stellvertretenden Bürgermeisters des Ortes, Herrn Gerhard Skazel, ihren Verein vor. Dieser entstand im Jahr 2005 als ein Jugend- und Kulturverein und zählt derzeit 40 Mitglieder. Wie Frau Dürr ausführte, ist die Förderung der Heimatpflege und Heimatkunde sowie die Förderung kultureller Betätigung der Zweck des Vereins, der sich aber auch besonders der Pflege und dem Erhalt von Kulturdenkmalen widmet.

Nachdem der 1. Bundesvorsitzende Dr. Beinhof er seinerseits den FRANKENBUND und dessen Ziele charakterisiert hatte, erneuerte Frau Dürr den Wunsch ihres Vereins, als selbständige Gruppe in den FRANKENBUND aufgenommen zu werden, was die Bundesleitung daraufhin einstimmig beschloss. Da allerdings die Satzung des FRANKENBUND eine Zustimmung der Delegierten auf dem Bundestag verlangt, enthält die von beiden Vorsitzenden unterzeichnete Vereinbarung zur Aufnahme des Wittighäuser Kulturvereins den Zusatzpassus, dass der Beitritt zum FRANKENBUND rückwirkend zum 1. Januar 2019 vorbehaltlich der Zustimmung der Delegierten auf dem kommenden Bundestag erfolge. Wir heißen die Mitglieder des Wittighäuser Kulturvereins e.V. an dieser Stelle schon einmal herzlich in den Reihen des FRANKENBUNDES willkommen!

PAS



Abb.: Frau Doris Dürr (l.) und Dr. Paul Beinhof (r.) unterzeichnen die Beitrittsvereinbarung des Kulturvereins Wittighausen e.V. zum FRANKENBUND.

Photo: Dr. Christina Bergerhausen.

Der Heimatverein Herzogenaurach konnte sein 750. Mitglied begrüßen!

Am 12. Februar 2019 konnten die Vorsitzenden des schon 1906 gegründeten Heimatvereins Herzogenaurach, Klaus-Peter Gägelein, Stephan Wirth und Herbert Dummer, das 750. Mitglied begrüßen: Der in Österreicher gebürtige Unternehmer Wolfgang Ebster (59), der seit mehr als 25 Jahren in Herzogenaurach lebt und ein erfolgreiches Unternehmen der Software-Branche besitzt, hatte sich zum Eintritt in den Verein entschlossen. Beweggrund für die Entscheidung war nach seinen Worten, dass er sich hier wohlfühle, die hervorragende Lebensqualität und die fränkische Mentalität schätze. Überdies sei er der Überzeugung: „*Der Mensch braucht eine Heimat.*“ Dem ist außer der Gratulation des FRANKENBUNDES zum 750. Mitglied und guten Wünschen für das weitere gedeihliche Wachstum des Heimatvereins Herzogenaurach nichts hinzuzufügen!

PAS



Abb.: Die am 12. Februar 2019 frisch aufgenommenen Neumitglieder des Heimatvereins Herzogenaurach (v.l.n.r.): Wolfgang Ebster (Nr. 750) sowie das Ehepaar Barbara und Hannes Peetz (Nrn. 749 u. 751). Frau Peetz, eine gebürtige Herzogenauracherin, hatte sich bereits Ende Januar als Mitglied angemeldet. Ihr Gatte Hannes, ebenfalls ein waschechter „Herziaurier“ und erfolgreicher Fuhrunternehmer, folgte ihr nur wenige Tage später. Allerdings war ihm da bereits Wolfgang Ebster zugekommen, der in diesem „Kopf-an-Kopf-Rennen“ als 750. Mitglied eingetragen werden konnte.

Photo: Heimatverein Herzogenaurach, Christian Kindler.

Siegfried Stengel

3. Oberfränkische Regionalfahrt am 31. August 2019. Die Römer in Franken: Weißenburg – Karlsgraben – Limeseum Ruffenhofen

Am Samstag, den 31. August 2019 besuchen die Oberfranken auf den Spuren der Römer Mittelfranken. Erste Station ist die ehemalige Freie Reichsstadt **Weißenburg**. Das dortige **Röermuseum** wurde überarbeitet und erstrahlt in neuem Glanz. Insbesondere der in unmittelbarer Nähe gefundene Römerschatz wird neu präsentiert. Auf dem Weg vom Museum zum wiederaufgebauten **Kastell Weißenburg**, der antiken Biriciana, genießen wir den Charme dieser fränkischen Kleinstadt. Die 1977 entdeckten und im Auffindungszustand belassenen **Römischen Thermen** sind eine große und außergewöhnlich gut erhaltene Bäderanlage.



Abb.: Ein Teil des Weißenburger Römerschatzes.

Photo: RömerMuseum Weißenburg.

Auf dem Weg zum Mittagessen werfen wir einen Blick auf die **Fossa Carolina**. Der sich in der Nachfolge der römischen Kaiser sehende Karl der Große hat in nächster Nähe von Weißenburg mit dem sog. Karlsgraben erstmals versucht, eine schiffbare Verbindung zwischen Rhein, Main und Donau zu errichten, an welchem wir in die neueren Forschungsergebnisse eingeführt werden.

Der Nachmittag gehört dem **Limeseum in Ruffenhofen**. Dieses Museum ist so in die freie Landschaft eingebettet, dass die Römerzeit in greifbarer Nähe erlebt wird. Gleichzeitig stellt es in seiner interessanten Architektur das dar, was man sich als zeitgenössischen Museumsbau wünscht.

Abfahrt: 7.50 Uhr Bamberg, Schönleinsplatz, Bushaltestelle vor VR-Bank,
7.55 Uhr Bamberg, Bahnhof, Postgebäude gegenüber Atrium,
8.00 Uhr Bamberg, Capitol, Heinrich-Weber-Platz

Rückkehr nach Bamberg ca. 20 Uhr, hier nach Wunsch Tagesausklang mit Einkehr in eigener Regie.

Leitung: Siegfried Stengel; aus dem Beirat: Jessica Thein.

Teilnahmegebühr: 30 Euro pro Person, darin enthalten Busfahrt und Führungen.

Anmeldung mit Einzahlung der Teilnahmegebühr bis spätestens **25.08.2019**

- persönlich im ‚Kiosk am Schönleinsplatz‘, Schönleinsplatz 3, oder
- per Überweisung an: FRANKENBUND e.V., Würzburg

Verwendungszweck: Oberfränkische Regionalfahrt 2019

IBAN: DE67 7905 0000 0042 0014 87

**Zur Erinnerung:
Auch in diesem Jahr findet wieder unsere Mainschifffahrt statt!**

Datum: Freitag, 28. Juni 2019 (= 1. Freitag nach den Pfingstferien)

Strecke: von Ochsenfurt nach Kitzingen mit Aufenthalt in Marktbreit

Infos hierzu und das Anmeldeformular (wichtig!) finden Sie auf unserer Homepage (www.frankenbund.de) in der Rubrik: aktuell.

**Vorankündigung:
Unser Fränkischer Thementag „Volksmusik in Franken“**

Datum: 14(!). September 2019

Ort: Zehntgebäude, Grünsfeld (Tauberfranken)

Leitung: Prof. Kilian Moritz/Hochschule für angewandte Wissenschaften Würzburg-Schweinfurt

Infos hierzu und das Anmeldeformular (wichtig!) finden Sie demnächst auf unserer Homepage (www.frankenbund.de) in der Rubrik: aktuell.

INHALT

Grußwort des 1. Bürgermeisters der Stadt Marktbreit Erich Hegwein zum 90. Bundestag des FRANKENBUNDES am 19. Oktober 2019	147
--	-----

Geschichte

<i>Richard Scharnagel</i> Marktbreit – eine fränkische Kleinstadt am Main	148
--	-----

<i>Margarete Klein-Pfeuffer</i> Es sollte eine römische Provinzhauptstadt begründen: Das Römerlager von Marktbreit	168
--	-----

Kultur

<i>Simone Michel-von Dungern</i> Das Marktbreiter Malerwinkelhaus	180
--	-----

<i>Margarete Klein-Pfeuffer</i> Marktbreit – eine Hochburg des Kaffeehandels im 19. Jahrhundert	208
--	-----

Frankenbund intern

Einladung zum 90. Bundestag!	214
------------------------------------	-----

Herzliche Einladung an alle FRANKENBUND-Mitglieder zu unserem Bundestag in Marktbreit am 19. Oktober 2019	215
--	-----

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Dr. Margarete Klein-Pfeuffer Archäologin am Museum für Franken
Gumpertsmühle, Tiefenstockheim 66,
97342 Seinsheim
M.Klein-Pfeuffer@museum-franken.de

PD Dr. phil. habil.
Simone Michel-von Dungern Museumsleitung
Museum Malerwinkelhaus Marktbreit
Bachgasse 2, 97340 Marktbreit
info@malerwinkelhaus.de

Richard Scharnagel Dipl. Ing. (FH)
Kaltenhofgasse 5, 97340 Marktbreit
richard.scharnagel@t-online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.



Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Marktbreit zum 90. Bundestag des FRANKENBUNDES am 19. Oktober 2019

Liebe Mitglieder des FRANKENBUNDES,
verehrte Leserinnen und Leser der Zeitschrift *FRANKENLAND*,
meine sehr geehrten Damen und Herren!

Der deutsche Philosoph Karl Jaspers hat einmal gesagt:

„Heimat ist da, wo ich verstehe und wo ich verstanden werde.“

Die Mitglieder des FRANKENBUNDES feiern ihren 90. Bundestag in unserer schönen Stadt Marktbreit am Main. Als Bürgermeister freue ich mich besonders, dass Marktbreit zu diesem Jubiläumstreffen ausgesucht wurde.

Heimat – ist ein großes Wort, doch was Heimat ist und bedeutet, das kann schon mit vergleichsweise geringen Mitteln, aber mit viel ehrenamtlichem Engagement ganz großartig vermittelt werden. Die Mitglieder des FRANKENBUNDES tun dies mit viel Herzblut und erfahren bei jeder Exkursion Neues aus ihrer Heimat und deren Umgebung.

Der Begriff „Heimat“ hat sich im Laufe der Zeit zwar verändert, denn die Menschen leben nicht mehr unbedingt ihr ganzes Leben am selben Ort. Man ist mobil und lebt in einer Zeit, in der moderne Technologien Kommunikation über große Distanz ermöglicht. Aber dennoch ist „Heimat“ geographisch fest fixiert. Heimat ist eben da, wo ich verstehe und wo ich verstanden werde und der Ort, an dem mein Herz hängt und ich mich wohl fühle.

Der FRANKENBUND setzt sich für dieses Bewusstsein ein und pflegt das gro-



ße Erbe unserer Vorfahren und unsere Kultur. Die Stadt Marktbreit am Main, als südlichste Stadt des Maindreiecks mit einer reichen historischen Vergangenheit, bietet den entsprechenden Rahmen, den 90. Bundestag des FRANKENBUNDES würdig zu begehen.

Ich danke allen Mitgliedern des FRANKENBUNDES für ihr großes Engagement und ihr Bemühen, unsere fränkische Kultur zu pflegen und zu erhalten.

Ein herzlicher Gruß

Ihr

Erich Hegwein
Erster Bürgermeister der Stadt Marktbreit

Richard Scharnagel

Marktbreit – eine fränkische Kleinstadt am Main

„Nimm Dir Zeit für Marktbreit.“ Dieser Slogan wurde vor 16 Jahren im Museum Malerwinkelhaus kreiert und fortan als Werbespruch verwendet. Nehmen Sie sich also etwas Zeit und lassen Sie sich mitnehmen auf dem Weg durch die wechselvolle Geschichte einer fränkischen Kleinstadt.¹

Vor- und Frühgeschichte

Die frühesten Spuren einer Besiedlung liefern Bodenfunde im Bereich des ehemaligen Römerlagers auf dem Kapellenberg,² die aus der schnurkeramischen Kultur

(2800–2400 v. Chr.) zum Ausgang der Jungsteinzeit und der Hallstattzeit (6. Jhd. v. Chr.) stammen. Aus der Jungsteinzeit fand sich ein Männergrab mit Skelettfund in typischer Bestattungsform, an dem eine der äußerst selten vorzufindenden Schädeltrepanationen vorgenommen worden war. Die hallstattzeitliche Besiedlung wurde mit Pfostenbauten und Grubenhäusern nachgewiesen. Südlich des Ortes, auf dem Ohrenberg, befinden sich mehrere keltische Viereckschanzen.

Das Römerlager, in strategisch günstiger Lage hoch über dem Maintal gelegen, wurde erst 1985 durch Luftbildarchäologie entdeckt. Es stammt aus der Zeit um



Abb. 1: Römerlager auf dem Kapellenberg.

Photo: Richard Scharnagel.



Abb. 2: Rathausgiebel.

Photo: Richard Scharnagel.

Christi Geburt und hat eine Größe von 37 ha, damals umgeben von einer 2,8 Meter breiten Holz-Erde-Mauer mit Toranlagen und vorgelagertem Doppelgraben. Das Legionslager in Marktbreit ist das am weitesten im Osten gelegene Lager in frührömischer Zeit, dessen wissenschaftliche Erforschung und Einordnung in den Jahren 1986 bis 1993 erfolgte. Nach vorherigen Sondagen und Magnetometeruntersuchungen wurden etwa zehn Prozent der Fläche erforscht, v.a. Gebäudegrundrisse im Zentralbereich, im Bereich des Doppelgrabens und der Toranlagen sowie weiterer Gebäude näher am Lagerrand (Wirtschaftsbau, Mannschaftsgebäude). Die spärlichen Bodenfunde, bestehend aus einigen Münzen und Terra-Sigillata-Scherben, weisen dar-

auf hin, dass das Lager nur kurze Zeit belegt war und spätestens nach der von den Römern verlorenen Varusschlacht 9 n. Chr. aufgegeben wurde.

Mittelalter

Siedlungsspuren aus der Zeit der fränkischen oder der wendisch-slawischen Landnahme,³ von denen es im nordöstlichen Umfeld eine Reihe von Belegen gibt, traten bisher nicht zu Tage. Die Orte „Broite et Broite“ werden erstmals um 1266⁴ als Besitz der Grafen zu Castell erwähnt. Der Name ‚Broite‘ wird in der neueren Ortsnamensforschung als Name wendisch-slawischer Herkunft angesehen, der von ‚brod‘ (Furt) oder ‚Bresa/Brossa‘ (Birke) hergelei-

tet werden kann.⁵ Namensgebend war damit entweder eine Furt am Main oder der Bachname ‚Breit‘, der sich, weitentwickelt und angepasst, von ‚Bresa‘ (Birke) ableiten lässt.

Im 13. und 14. Jahrhundert befanden sich die beiden Orte Niedern- und Obernbreit im Besitz der Häuser Castell bzw. Hohenlohe-Brauneck. Castell verkaufte jedoch 1329 seine Güter an die Hohenlohe. Zeitweise war der Ort Niedernbreit an die Castell verpfändet; das Pfand wurde aber 1340 wieder eingelöst. Nach dem Aussterben der Hohenlohe-Braunecker im Jahr 1390 lag das Zollrecht von Niedernbreit bei den Hohenlohe-Speckfeld, fiel jedoch 1412 im Erbwege je zur Hälfte an Castell sowie an Limpurg und verblieb vorerst in ungeteilter Gemeinschaft. Die Casteller Hälfte dieses Rechts wurde 1435 vorläufig und 1482 endgültig an die Schenken von Limpurg-Speckfeld abgetreten. Ab 1293 gehörte der Ort zur Mutterpfarrei Ochsenfurt, von der er sich im Jahr 1324 mit Begründung einer eigenen Pfarrei löste. Das Patronatsrecht der neuen Pfarrei lag beim Stift Haug in Würzburg.



Abb. 3: Seinsheim'sches Wappen am Rathausgiebel.
Photo: Richard Scharnagel.

Seinsheimer Zeit (1409–1643)

Im Jahr 1409 erwarb der Ritter Conrad von Seinsheim-Wässerndorf Teilrechte am unteren Dorf, aber erst ab 1451 hatten die Seinsheimer die gesamte Dorfherrschaft inne. Der Herrschaftswechsel im 16. Jahrhundert zu Georg Ludwig von Seinsheim d.Ä. aus der Linie Hohenkottenheim war für die weitere Geschichte des Ortes sehr bedeutsam. Georg Ludwig d.Ä. wurde 1514 als Sohn des Melchior von Seinsheim zu Kottenheim und der Anna zu Schwarzenberg geboren. Nach dem frühzeitigen Tod seiner Eltern wurde er von seinem berühmten Großvater Johann (dem Starken) zu Schwarzenberg im evangelischen Glauben erzogen. Im Jahr 1551 führte er die Reformation ein und berief den ersten evangelischen Pfarrer in sein Amt. 1552 folgte die Übernahme der Brandenburgischen Kirchenordnung.

Für Marktbreit und die umliegenden Orte wurde ein kirchliches Konsistorium geschaffen sowie eine Schule errichtet, die mit einem Alumneum verbunden war. Auf Bitten Georg Ludwigs verlieh König Ferdinand I. dem Dorf Niedernbreit im Jahre 1557 das Marktrecht samt Wappen und Siegel; 1562 folgte die Gewährung der Steuerfreiheit. Marktbreit erlangte hierdurch seine erste Blüte, wovon noch heute zahlreiche größere Gebäude Zeugnis geben. Die Zahl der Haushalte stieg bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges von 150 auf 268. In seinem Testament von 1589 legte der kinderlos gebliebene Seinsheim fest, dass seine Güter unzertrennt und unbeschwert bleiben sollten. Sein Erbe sollte auf die Erlacher Linie übergehen, für den Fall deren Aussterbens oder bei Zu widerhandlung gegen das Testament, z.B. durch Misswirtschaft oder Verkauf von Grundbesitz, jedoch an die Schwar-

zenberg mit der ausdrücklichen Bedingung, dass diese „meine Unterthanen bei ihrer hergebrachten Religion ohn einige Verhinderung bleiben lassen“.⁶

Noch vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges kam Marktbreit 1611/1612 in die Acht und Aberacht, weil die Erlacher Linie der Seinsheim die Hälfte des Ortes um 6.000 Gulden an das Juliusspital in Würzburg verpfändete und über etliche Jahre durch Warenbezug und Geldaufnahme bei einem Würzburger Kaufmann hohe Schulden angehäuft hatte.⁷ Durch die Aberachterklärung konnte jeder Bürger Marktbreits von den Gläubigern seiner Herrschaft mit seinem persönlichen Besitz zur Haftung herangezogen werden.

Der Dreißigjährige Krieg war gekennzeichnet von Truppendurchzügen, Einquartierungen und Plünderungen. Als schlimmstes Jahr gilt das Jahr 1634, in dem der Ort von kaiserlichen Truppen unter der Führung des Generals Octavio Piccolomini gestürmt wurde und die Pest 806 Menschenleben dahinraffte, darunter etwa 500 Fremde, die innerhalb der Mauern des Ortes Zuflucht gesucht hatten. Der einst blühende Ort verödete. Auf Grund des Restitutionsedikts von 1629 vollzog der Würzburger Fürstbischof Franz von Hatzfeld im Jahre 1635 den Einzug der Güter derer von Seinsheim, die auf Seiten der Union gekämpft hatten und der Reichsacht verfallen waren.

Schwarzenberger Zeit (1643–1806)

1642 wurden den Freiherren von Seinsheim-Erlach auf Betreiben der Schwarzenberger ihre reichsherrschaftlichen Güter abgesprochen, weil sie ihren Verpflichtungen aus dem Testament des Georg Ludwig von Seinsheim aus dem Jahr 1589 nicht nachgekommen waren. Kraft eines kai-



Abb. 4: Johann Adolf I. zu Schwarzenberg (Repro aus Städt. Archiv Marktbreit).

Photo: Richard Scharnagel.

serlichen Immissionsbriefes gingen deren Güter an den kaiserlichen Reichshofrat Graf Johann Adolf I. zu Schwarzenberg (1615–1683) über; 1643 erhielt er von Fürstbischof Johann Philipp von Schönborn (1605–1673) die Hälfte des würzburgischen Lehens zugesprochen. Die andere, seit über hundert Jahren strittige Hälfte verblieb noch einige Jahre bei der Seckendorff'schen Familie.

Auch der Erbstreit mit der Erlacher Linie zog sich weiter hin. Erst im Straubinger Vertrag von 1655 kam es zu einer gütlichen Erbeinigung mit Freiherr Friedrich Ludwig von Seinsheim, der mit die-



Abb. 5: Das Wertheimerhaus von 1719.

Photo: Richard Scharnagel.

sem Erbvertrag sowie dem Verkauf des ursprünglichen Eigenbesitzes von Erlach und Kaltensondheim im Jahr 1662 sein gesamtes fränkisches Stammland verlor. Den Seinsheim blieb nur noch ihr bayerischer Besitz in Sünching bei Regensburg, der bereits 1572 durch Georg Ludwig von Seinsheim d.Ä. erworben worden war. Aus diesem rekatholisierten bayerischen Geschlecht der Seinsheim entstammte der spätere Würzburger Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim (1708–1779). 1659 wurde Marktbreit wegen der strittigen Lehensanteile erneut durch fürstbischöfliche Truppen besetzt. Erst durch einen Vergleich gelangte Schwarzenberg 1661 in den vollständigen Besitz des Or-

tes, mit Ausnahme von vier markgräflichen und drei domkapitel'schen Häusern.⁸ Ab diesem Zeitpunkt war der Weg für den späteren Fürsten Johann Adolf I. zu Schwarzenberg, der es im Dienst des Kaisers zu Ruhm und Ehre gebracht hatte, endgültig frei, den Marktflecken zu einer blühenden Handelsstadt mit überregionaler Bedeutung auszubauen. Gezielt wurde der private Unternehmergeist im Sinne des Merkantilismus gefördert.

Eine bedeutende Rolle in diesem Prozess spielte die Beteiligung jüdischer Familien, die nun gezielt Aufnahme fanden. Auf Grund eines Judenschutzpatentes von 1644, das 1685 nochmals erteilt wurde,⁹ war ihnen in der fränkischen Herrschaft

Schwarzenberg zugestanden, „*eine Synagog zu halten und einen Rabbiner, Vorsänger und Schulmeister anzunehmen und zu ihren jüdischen Ceremonien zu gebrauchen, wie zu Wien, Prag, Frankfurt, Worms und sonstens in dem Römischen Reich und Lande zu Franken üblich und Herkommens ist*“. Im Laufe der Zeit vermehrte sich die Anzahl der jüdischen Familien von acht im Jahre 1652 auf 20 Familien mit 150 Seelen im Jahre 1703.¹⁰ Damit hob sich der Ort von benachbarten ansbachischen und hochstiftischen Orten ab, in denen keine oder weniger Juden ansässig waren. Zu Beginn der 1690er Jahre kamen auf fürstlichen Befehl so genannte „Proviant-Juden“ mit familiären Bindungen zu kaiserlichen Hoffaktoren in den Ort, u.a. Familienangehörige des Samson Wertheimer und des Samuel Oppenheimer, beide aus Wien. 1717 erreichten die Juden den Bau

einer neuen Synagoge mit Schulhaus, die von der Wertheimer'schen Familie aus eigenen Mitteln finanziert wurde. 1728 gab es in Marktbreit 115 jüdische Familien, 1770 noch 84 jüdische Haushaltungen.

Bedeutsam war damals der Handel mit Getreide, Schrot und Mehl; daneben spielte der Weinhandel eine herausragende Rolle. Mit Fischen, die auch aus der Schwarzenberger Teichwirtschaft bezogen wurden, versorgte man Städte entlang des Mains bis an den Rhein. Weitere wichtige Handelsgüter waren Butterschmalz, Pottasche, Gewürze und Spezereiwaren jeglicher Art. Am Großhandel mit Wein und Getreide waren um 1740 etwa zur Hälfte jüdische Handelshäuser beteiligt. Geschickt wurde dabei die Konkurrenz christlicher und jüdischer Kaufleute genutzt.

Nach dem Jahr 1740 folgte ein Rückgang des Verkehrs und Handels. Gegen-



Abb. 6: Portal der Günther'schen Handlung.

Photo: Richard Scharnagel.



Abb. 7: Mainkran von 1784. Photo:
Richard Scharnagel.

über Kitzingen, Marktstetf und Ochsenfurt verlor Marktbreit seine überragende Stellung, weil die Nachbarstaaten Ansbach und Würzburg eine aktiveren Handelspolitik betrieben, dem das schwarzenbergische Marktbreit nicht mehr gewachsen war.¹¹

Die Zeit der Schwarzenberger Herrschaft war geprägt von einer weitgehend toleranten Haltung des katholischen Landesherrn gegenüber der überwiegend evangelischen Gemeinde. Für die ortsansässigen katholischen schwarzenbergischen Beamten wurde im Seinsheim'schen Schloss, das als Schwarzenberger Amtshaus diente, im Jahre 1682 eine katholische Kapelle eingerichtet und an allen Sonn- und Feiertagen Messe gelesen. Erst im Jahr 1849

konnte die auf 350 Seelen angewachsene, jedoch nicht mit Reichtümern gesegnete katholische Gemeinde ein eigenes Gotteshaus einweihen und nutzen. Wegen der großzügigen Förderung durch den bayrischen König Ludwig I. widmete man zu dessen Ehren die neue Kirche dem hl. Ludwig.

Die aus Anlass der Erbhuldigung des 23-jährigen Fürsten Josef I. Adam von Schwarzenberg im Jahre 1745 entstandenen Gedenktexte mit der Überschrift „Der frohlockende Mainstrom und das glückwünschende Marktbreit“¹² und die Beschreibung der Bildtafeln¹³ aus der Feder des berühmten evangelischen Pfarrers Magister Johann Adam Leonhard Reiz (1680–1753) gehören zu den interessantesten Dokumenten aus der Schwarzenberger Zeit. Leider sind heute nur noch sieben Bildtafeln erhalten, die in der Rathausdiele zu sehen sind und einen lebendigen Eindruck von diesem Fest vermitteln.



Abb. 8: Erbhuldigungstafel von 1745.
Photo: Richard Scharnagel.

Die Verbundenheit mit der Familie des Landesherrn zeigte sich, neben dem allsonntäglichen Kirchengebet für den Landesherrn, auch durch Gedächtnisfeiern beim Tode eines Landesherrn oder seiner Familienmitglieder. Als 1753 die Fürstin Maria Theresia von Schwarzenberg starb, wurde sechs Wochen lang täglich von 12 bis 13 Uhr Trauer geläutet. Für ein halbes Jahr waren im Schwarzenbergischen alle Tänze und Lustbarkeiten untersagt.

Nach dem großen Hochwasser von 1784 erging die Anordnung, neue ‚Vorstädte‘ im Süden des Ortes, außerhalb der Ringmauer, zu errichten. Gezielt wurden Neubürger aufgenommen. 1792 kam es zur Huldigung des letzten regierenden Schwarzenberger Fürsten Joseph II. In Dankesworten, die nicht mehr der Realität entsprachen, wandte er sich an die Bürger: Es müsse „*das Herz eines um das Wohl und die Zufriedenheit seiner Untertanen zärtlich besorgten Landesfürsten einen weit höheren Grad der seligen Wonne empfinden, wenn sich mit seinen innigen Gefühlen die Überzeugung vereinigt, dass er auf Erkenntnis und Dankbarkeit seiner guten Untertanen rechnen kann*“.¹⁴

Bayerische Zeit

1806 gingen die Schwarzenberger Souveränitätsrechte an das Königreich Bayern über. Von 1810 bis 1814 war Marktbreit dem Großherzogtum Würzburg zugeschlagen und kam samt diesem 1814 wieder an Bayern. Zum Zeitpunkt des Übergangs in bayerische Herrschaft stammte ein Viertel der Gesamteinnahmen der gefürsteten Grafschaft Schwarzenberg in Höhe von 44.575 rh. Gulden aus Marktbreit. Dem Hause Schwarzenberg verblieb in Marktbreit neben Grundbesitz das Patronatsrecht über die evangelische Kirchenge-



Abb. 9: Kirchturm der St. Nikolai-Kirche.

Photo: Richard Scharnagel.

meinde, das erst 1969 abgelöst wurde. Außerdem verfügten die Schwarzenberg hier noch über ein Herrschaftsgericht, das von 1827 bis zu seiner Auflösung 1848 existierte und nachfolgend zu einer „Königlichen Gerichts- und Polizeibehörde“ umgewandelt wurde. Ab 1853 wurde Marktbreit der Sitz eines königlichen Landgerichts III. Klasse. Die Gerichtstätigkeit endete 1932 mit der Auflösung des Amtsgerichts.

1819 wurde Marktbreit durch den bayrischen König Max I. Josef das Prädikat einer Stadt III. Klasse verliehen, als eine solche es bereits seit Ende des 16. Jahrhundert angesehen und in zahllosem Schriftwechsel bezeichnet worden war. Nach der



*Abb. 10: Seinsheim'sches Schloss von 1580.
Photo: Richard Scharnagel.*

Stadterhebung von 1819 konnte der zur Stadt erhobene Marktflecken nochmals an die Handelsblüte in Schwarzenberger Zeit anknüpfen. Vor allem der Handel mit Kolonialwaren dehnte sich stark aus. Beachtlichen Umfang erreichte der Handel mit Arrak, französischen Weinen, importierten Südfrüchten, Gewürzen und Zucker. In den Jahren 1852 bis 1861 schwang sich Marktbreit zum bedeutendsten Kaffeehandelsplatz Bayerns auf. Der Warenumschlag betrug im Jahr 1858 insgesamt 173.921 Zentner, hiervon waren 17.215 Zentner Kaffee. Die Zolleinnahmen des örtlichen Hauptzollamtes betrugen um 1852 ca. 180.000 Gulden und wurden bayernweit nur noch von Nürnberg übertrffen. Der überwiegend geschäftliche Briefverkehr entsprach einer Stadt von 40.000 Einwohnern.¹⁵

Die Bedeutung Marktbreits für den überregionalen Handel erklärt auch, weshalb 1828 der kgl. bayer. Oberbergrat Ritter von Baader die erste Eisenbahnverbindung Deutschlands zwischen Donau und Main, von Donauwörth nach Marktbreit, zu bauen vorschlug.¹⁶ Die Ausführung unterblieb wegen des gleichzeitig geplanten Baus des 172,4 km langen Ludwig-Donau-Main-Kanals zwischen Bamberg und Kehlheim, der 1846 nach zehnjähriger Bauzeit fertiggestellt wurde. 1835 fuhr dann die erste Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth, 1844 erfolgte die Eröffnung der Eisenbahnstrecke Nürnberg–Bamberg, und in den 1850er Jahren fuhr die Ludwigs-Westbahn auf der Strecke Bamberg–Schweinfurt–Würzburg bis zur Landesgrenze bei Kahl, die Marktbreit weit umging. Der schnellere Eisenbahn-



*Abb. 11: Handelshaus, 16. Jhd.
Photo: Richard Scharnagel.*

transport, weit abseits von Marktbreit und unabhängig von schiffbaren Flüssen, ließ den Fernhandel zusammenbrechen. Darauf änderte auch die Anbindung Marktbreits an die Eisenbahnstrecke Ansbach–Würzburg im Jahr 1864 nichts mehr.

Bedeutung erlangte nachfolgend der Holzhandel, der mit Flößen bis in die Rheingegenden betrieben wurde. Das Langholz wurde aus dem süddeutschen Raum auf dem Schienenweg nach Marktbreit angeliefert und hier zu Flößen zusammengestellt. Ebenso geschätzt war Muschelkalk aus Marktbreiter Steinbrüchen, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts für Groß- und Brückenbauten v.a. nach München geliefert wurde.¹⁷

Schulwesen

Ein Großteil seiner Bedeutung in den letzten 200 Jahren verdankt Marktbreit seinem Schulwesen. Schon um das Jahr 1500 soll es eine Lateinschule gegeben haben, die 1564 unter Georg Ludwig von Seinsheim d.Ä. in eine Rektorats- und Kantorei umgewandelt wurde. 1607 wurde ein neues Schulgebäude auf dem Kirchhof am Zwinger errichtet. Die Lateinschule existierte, mit kurzen Unterbrechungen wegen Schülermangels, bis 1859.

Die allgemeine Schulpflicht im 19. Jahrhundert, die den Besuch der Werktags- und Sonntagschule umfasste, ließ mehrere konfessionell getrennte Schulen entstehen. So gab es anfänglich eine protestantische, eine einklassige katholische und eine jüdische Volkschule; letztere bestand bis 1939. Durch wohlätige Stiftungen kam es 1831 zur Einrichtung einer eigenen Mädchenschule.

Untragbare Zustände, bei denen in der katholischen Schule z.B. 70 Kinder in einem winzigen Klassenraum zusammenge-

fanden, führten 1871 zum Bau einer neuen katholischen Volksschule mit zwei Schulräumen und 1879 zum Bau eines neuen protestantischen Schulhauses mit vier Schulräumen, in denen 253 Schulkinder, 102 Knaben und 151 Mädchen, unterrichtet wurden. Ab 1874 gab es keine Trennung von Knaben und Mädchen mehr, sondern nur noch eine jahrgangsweise Aufteilung. Die Bildung von konfessionell gemischten Klassen stieß damals auf größeren Widerstand; erst 1960 kam es zur Bildung einer sog. Gemeinschaftsschule. Im Jahr 1919 endete die geistliche Schulaufsicht; das Eigentumsrecht an den Schulhäusern und den Lehrerwohnungen fiel an die Stadt.

Der Aufschwung Marktbreits im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem der bedeutendsten Transithandelsplätze in Süddeutschland, führte in der christlichen und v.a. in der jüdischen Handelschaft zu dem Bedürfnis einer besseren Schulpflicht in modernen Fremdsprachen, kaufmännischen Fächern und Naturwissenschaften. 1845 sammelte der jüdische Religionslehrer Samuel Wohl junge Kaufleute um sich und unterrichtete sie in den Handelswissenschaften. 1849 erreichte er die Anerkennung einer privaten Handelsschule mit Internat. Der Lehrplan umfasste die „*deutsche, französische, englische, italienische und ungarische Sprache, Korrespondenz, kaufmännische Arithmetik, Kopfrechnen, Conto corrente, Algebra und Geometrie, Kalligraphie, einfacher und doppelter Buchführung, Wechselkunde, Geographie, Geschichte, Naturwissenschaft, Münz-, Maß- und Gewichtskunde, Musik und Zeichnen*

Diese konfessionell offene Schule hatte fünf Jahrgangsklassen. 1874 wurde sie von 137 Schülern besucht, wovon 120 im Internat lebten. Von den Schülern wa-



Abb. 12: Gymnasium Marktbreit.

Photo: Richard Scharnagel.

ren 33 katholisch, 30 protestantisch, 10 griechisch-orthodox und 64 jüdisch. Sie kamen aus allen Teilen Deutschlands, aber auch aus verschiedenen Staaten Europas sowie aus Nord- und Südamerika. 1875 übernahm einer seiner Lehrer, Josef Damm, das Handelsinstitut und das Internat. Unter seiner Leitung entstand in der Ochsenfurter Straße ein neues Schulgebäude mit Schülerheim. Nach Übernahme des Kuratoriums durch die Stadt hieß sie ab 1878 „Städt. Handelsschule Marktbreit“ und hatte sechs Jahrgangsklassen. 1897 wurde sie wieder privat und ging 1905/1906 als „Real- und Handelschule des Josef Damm“ in den Besitz von Franz Köppl über.

Nach Änderungen im Lehrplan wurde sie 1937/1938 in eine fünfklassige „Städtische Oberschule“ umgewandelt. Am 1. April 1946 wurde sie als „Städtische

Realschule Marktbreit“ wiedereröffnet, nachdem der Schulbetrieb am Kriegsende zum Erliegen gekommen war. Der Wille der Stadt Marktbreit, diese Schule in kommunaler Trägerschaft fortzuführen, hatte die Genehmigung einer 7. und 8. Klasse und den Vollausbau zur Folge. 1949 bestanden mit zwölf Jungen und drei Mädchen die ersten Abiturienten Marktbreits die Reifeprüfung. Im Juni 1952 wurde der Schule die Bezeichnung „Städt. Oberrealschule Marktbreit am Main“ verliehen. Als Schulgebäude dienten lange Jahre das „Seinsheim'sche Schloss“ und die alte Volksschule.

Erst 1958 wurden die Lehrkräfte der Oberrealschule Marktbreit vom bayerischen Staat übernommen; 1964 konnte ein neues Schulgebäude im Breitbachtal Richtung Obernbreit bezogen werden. Schulträger ist heute der Landkreis Kitzingen. Die

Schule führt seither neben dem mathematisch-naturwissenschaftlichen auch einen neusprachlichen Zweig. Der Einzugsbereich des Gymnasiums Marktbreit reicht seit Anbeginn bis in den benachbarten Landkreis Würzburg, mit der Stadt Ochsenfurt als Schwerpunkt, und den Landkreis Neustadt-Aisch. Das Gymnasium Marktbreit spielt im Leben der Stadt eine beachtliche Rolle und bereichert es durch viele Aktivitäten im musischen, kulturellen und sportlichen Bereich.

Im Herbst 1947 wurde von Edgar Köppel ein Internat für 120 Schüler eröffnet, deren Schüler die damals vorhandenen Schulen besuchten. Ab 1950 begann er mit dem Aufbau einer dreiklassigen privaten Realschule mit Vorklasse; 1956 bis 1959 wurde die Schule vierklassig. 1960 übernahm ein Verein die Trägerschaft und die Schule hieß fortan „Private Mittelschule für Knaben“. Das Schülerheim wurde als selbständiger Betrieb weitergeführt. Die staatliche Anerkennung wurde der Schule 1961 verliehen. Zu einem technischen kam später noch ein sozial-kundlicher Zweig hinzu. Ab 1965 durften wieder Mädchen an der Schule aufgenommen werden. Durch Neu- und Umbauten wurden die Schulgebäude ständig den jeweiligen Anforderungen angepasst; 1983 bezog man ein neues Schulgebäude in der Buheleite. Schulträger der seit 1984 zweigeteilten Privaten Realschule Marktbreit sind zwei Vereine, der „Realschulverein Marktbreit e.V.“ und das „Bildungswerk Marktbreit e.V.“, das seinen Schülerinnen und Schülern zusätzliche Förderung angedeihen lässt.

Seit 1988 trägt die staatlich anerkannte Private Realschule den Namen „Leo-Weismantel-Realschule“, den Namen des bedeutenden fränkischen Kulturpolitikers, Pädagogen und Schriftstellers (1888–1964),

der sich im Jahre 1919 in Marktbreit niedergelassen hatte und das Forschungsinstitut „Schule der Volkschaft für Volkskunde und Erziehungswesen“ begründete.

Im Schuljahr 2017/2018 besuchten insgesamt 1.115 Schülerinnen und Schüler die Marktbreiter Schulen, hiervon 283 die Grund- und Mittelschule, 287 die privaten Realschulen und 545 das Gymnasium Marktbreit.

Zeit des Nationalsozialismus

Die Zeit des Nationalsozialismus wurde für Marktbreit zu einem düsteren Kapitel der Geschichte. Um 1900 war das Verhältnis von Christen und Juden vor Ort noch ungetrübt. Im Evangelischen Krankenverein waren z.B. 42 von 204 Mitgliedern jüdischen Glaubens. Marktbreit wurde deswegen in der antisemitischen Zeitschrift „Deutsche(s) Volksblatt“ als „veritable Judennest“ angeprangert, weil es jüdische Vorstandsmitglieder in einem Evangelischen Krankenverein gab.¹⁸ Der erste Weltkrieg forderte einen Blutzoll von 80 Gefallenen, darunter befanden sich sechs jüdische Mitbürger.



Abb. 13: Gedenkstein an die jüdischen Gefallenen des 1. Weltkriegs an der ehem. Synagoge.

Photo: Richard Scharnagel.

In den 1920er Jahren kam es vermehrt zu völkischer Hetze gegen jüdische Mitbürger.¹⁹ In Marktbreit und zahlreichen Gemeinden des Kreises Kitzingen trat die Deutsch-Mexikanerin Andrea Ellendt als Agitatorin der völkischen und nationalsozialistischen Bewegung auf und säte mit ihren Reden „*Judenhaß und sozialen Unfrieden*“. Mit Hasstiraden auf „*Deutschlands Todfeind*“, wie er die Juden nannte, war der in der NS-Zeit gefürchtete Gauleiter der NSDAP und Regierungspräsident von Mainfranken, Zahnarzt Dr. Otto Hellmuth, von Anfang an mit einer eigenen Vortragsreihe dabei. Seit 1922 betrieb er in Marktbreit eine zahnärztliche Praxis und wurde 1924 in den Stadtrat gewählt. Das lokale „*Marktbreiter Wochenblatt*“ wurde ab 1922 zu einem „*Kampfblatt für die völkische Freiheitsbewegung*“. Ab 1926 verlegte Zahnarzt Hellmuth unter dem Titel „*Die Sturmfahne. Unterfränkisches Kampfblatt für Wahrheit und Gerechtigkeit*“ zusätzlich ein weiteres „*Kampfblatt*“.²⁰

Die politische Instabilität der 1920er Jahre und die Weltwirtschaftskrise von 1929 machten einen Großteil der Bevölkerung anfällig für einfache Schuldzuweisungen. Bei der Reichstagswahl von 1932 stimmten 57,6% für die NSDAP. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Januar 1933 stieg Dr. Otto Hellmuth zum Gauleiter Mainfrankens auf. Beim 3. Fränkischen Tag ließ er sich von „*seiner Stadt*“ huldigen; zu seinen Ehren benannte man die Marktstraße nach ihm.²¹ Politisch Andersdenkende oder Bürger, die die Ruhe und Ordnung gefährdeten, kamen in Schutzhaft. Reinigungsprozesse richteten sich hauptsächlich gegen jüdische Ladengeschäfte, in der Verwaltung waren nur noch Parteigenossen geduldet.

Soweit möglich versuchten jüdische Familien auszuwandern, wenn sie das erfor-

derliche Reisegeld aufbringen und irgendwo Aufnahme finden konnten. Zurück blieben v.a. die Älteren, denen es schwer fiel, ihre Heimat zu verlassen.²² In der Pogromnacht von 1938 wurden die Synagoge geschändet und ihre Inneneinrichtung vollständig zerstört sowie die Wohnungen von elf jüdischen Familien verwüstet.²³ 1942 wurden die letzten der noch verbliebenen Mitbürger jüdischen Glaubens deportiert und ermordet, 23 verbrachte man in das Vernichtungslager Izbica (bei Lublin, Polen), neun kamen nach Theresienstadt. In der Summe verloren ca. 90 jüdische Männer, Frauen und Jugendliche, die aus Marktbreit stammten, durch die Judenverfolgung ihr Leben. Nur eine der deportierten jüdischen Frauen überlebte das KZ Theresienstadt und kehrte 1945 im Alter von 73 Jahren in ihre Heimatstadt zurück; sie starb 1969 im Alter von 97 Jahren.

Der Zweite Weltkrieg brachte viel Not, Elend und Leid über die Stadt. 124 Soldaten waren gefallen und 54 Soldaten fern der Heimat vermisst.²⁴ Die sinnlosen Verteidigungskämpfe am Ende des Zweiten Weltkriegs führten neben 13 zivilen Todesopfern²⁵ zur Zerstörung von ca. 50 Wohnhäusern im Altstadtbereich, 30% der Bausubstanz war geschädigt. Das alte Maintor von 1600 lag in Trümmern und das ehemals Schwarzenbergische Lagerhaus am Main war bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Für Marktbreit endete eines der dunkelsten Kapitel der Geschichte erst am 6. April 1945 mit einer dramatischen Übergabe der Stadt an die Amerikaner.

Nachkriegszeit

Nach dem Krieg galt es zunächst, die größtenteils schon während des Krieges Evakuierten und die hinzukommenden Flücht-

linge zu beherbergen und zu versorgen. Ende 1946 zählte Marktbreit 2.333 Einheimische, 382 Evakuierte und 332 Heimatvertriebene. Die Hauptprobleme der Nachkriegsjahre bestanden in dem Schaffen von Wohnraum, dem Schulausbau und der Ansiedlung von Gewerbebetrieben. In der Mehrzahl existierte in Marktbreit nur Kleingewerbe; lange Zeit war die 1957 eröffnete Milchfabrik der Firma ‚Glücksklee‘ der einzige Großbetrieb. Für weitere Großbetriebe fehlte es an ausreichend großen und v.a. hochwassersicheren Gewerbeflächen. Manch hoffnungsvoller Betrieb, der in Marktbreit anfing und expandieren wollte, wanderte noch in den 1970er Jahren ab. Erst die Schaffung neuer Gewerbeflächen in den letzten Jahrzehnten ließ Marktbreit wirtschaftlich erstarren und zahlreiche Arbeitsplätze neu entstehen. Die Ausweisung großer neuer Baugebiete in den letzten Jahrzehnten, zuletzt auf dem Ohrenberg südlich der Stadt, führte dazu, dass sich die verkehrstechnisch günstig an Autobahn und Eisenbahn gelegene Stadt, verbunden mit einem kompletten Kinderbetreuungs- und Schulangebot vom Kindergarten bis zum Gymnasium, der allgemein negativen Bevölkerungsentwicklung entziehen konnte und eine gute Lebens- und Wohnqualität aufweist.

Sehenswürdigkeiten

Marktbreit zählt zu den malerischsten Städten am Main. Beginnt man seinen Fußweg am Main, so fällt einem der wuchtige **Kran** ins Auge. Der erste, ursprünglich 1756 beim herrschaftlichen Lagerhaus in Holzbauweise errichtete Kran fiel dem größten Hochwasser der letzten Jahrhunderte im Jahr 1784 zum Opfer und wurde danach in Stein so massiv ausgeführt, dass



Abb. 14: Schwarzenbergisches Prachtwappen am Mainkran von 1784.

Photo: Richard Scharnagel.

er samt Prachtwappen des Stifters Fürst Johann I. zu Schwarzenberg die Zeiten bis heute überdauert hat.

Das daneben liegende **Schwarzenbergische Lagerhaus**, dessen Ursprung auf das Jahr 1744 zurückgeht und das eine Erweiterung im 19. Jahrhundert erfahren hatte, wurde am Ende des Zweiten Weltkriegs zerstört. In dem Nachfolgebau befindet sich heute eine Veranstaltungshalle der Stadt. Weit bekannt ist das Ensemble des **Malerwinkels** mit den über die Bachmauer auskragenden **Malerwinkelhäusern** und dem **Maintor** am Breitbach, das seit mehr als hundert Jahren Maler und Besucher anlockt.

Gleich nebenan findet sich, bergwärts gelegen, das ehemalige **Schwarzenbergische Brauhaus** von 1670 mit seinem Schwarzenberger Prachtwappen. Durch das im Jahr 1600 erbaute Maintor, 1946 nach Kriegszerstörung wieder aufgebaut, eröffnet sich der Blick auf den Marktplatz. Gleich rechts erhebt sich das **Renaissan-**



Abb. 15: Malerwinkelhäuser und Maintor am Breitbach.

Photo: Richard Scharnagel.

ce-Rathaus (1579–1581) mit seinem dreifach abgesetzten Steiggiebel, geziert von freistehenden Säulen sowie seitlich angebrachten Voluten. An der Ecke des Rathauses sowie an der Giebelspitze erhebt sich als Wahrzeichen des Markortes die Statue des edlen Ritters St. Georg.

Im Innern führt eine gotische Wendeltreppe hinauf zur großen Ratshausdiele mit reich geschnitzten Säulen. An den Wänden hängen sieben Bildtafeln, teilweise mit lateinischen Chronogrammen versehen. Sie erinnern an das dreitägige barocke Freudenfest anlässlich der Schwarzenberger Erbhuldigung im Jahre 1745. Das kunstvolle Eingangsportal des Ratssaales und dessen kunstvolle innere Vertäfelung mit Stilelementen der Renaissance

stammen aus der Bauzeit des Rathauses. Auf dem Marktplatz flankieren zwei prachtvolle **Barockhäuser** den Eingang zur Schustergasse. Sie künden vom Ruhm glanzvoller Zeiten, aber auch von der Handelskonkurrenz einer christlichen und einer jüdischen Kaufmannsfamilie. Links der Gasse richtete 1725 die Familie Günther ihre berühmte **Günther'sche Handlung** ein. Das gegenüberliegende, ebenfalls dreistöckige **Wertheimerhaus** wurde 1719 vom kaiserlichen Oberhoffaktor Samson Wertheimer erbaut und ist noch reichhaltiger als die Günther'sche Handlung mit Barockelementen verziert. Ihnen gegenüber steht der Zierfachwerkbau des **Hotel Löwen**, ehemals ‚Schwarzenbergische Herberge‘.

Das **Seinsheimische Schloss** von 1580 in der Stadtmitte, mit seinem kunstvollen Renaissanceportal, erinnert an den bekannten Reichsfreiherrn, kaiserlichen und fürstbischoflichen Rat Georg Ludwig von Seinsheim d.Ä. In der **evangelischen Pfarrkirche St. Nikolai**, ursprünglich in Chor und Turm gotisch angelegt und durch spätere Erweiterungen mit reichen Renaissance-Ornamenten ausgestattet, finden sich im Chorraum fünf Epitaphien des Rittergeschlechts derer von Seinsheim aus der Wässerndorfer Linie. Der auf einem Schemel kniende, geharnischte Friedrich von Seinsheim († 1500) trägt die Kette des Schwanenritterordens und an seiner linken Schulter den Fürspängerorden. Zwei weitere Epitaphien zeigen seine ebenfalls kniende Frau Margaretha, eine geborene Truchsessin von Baldersheim, und ihren gemeinsamen Sohn Philipp von Seinsheim († 1503), der ebenfalls Mitglied des Fürspängerordens war. Bemerkenswert sind noch die Grabmäler ihrer Tochter Margareta von Rechberg († 1538), geb. von Seinsheim, und ihres Mannes Wilhelm von Hohenrechberg († 1536).

Darüber hinaus beherbergt die Kirche weitere Kostbarkeiten (Sakramentshäuschen aus der Zeit um 1400, Taufstein von 1569, barocke Predigtkanzel mit Sanduhr von 1737, Armenbibel von 1777, hölzerne Epitaph zum Gedenken an Georg Ludwig von Seinsheim d.Ä., aus vorreformatorischer Zeit Seitentafeln des ursprünglichen Hauptaltares von 1529 aus der Riemenschneider-Werkstatt, barockes Orgelgehäuse von 1708).

Die 1849 nach dreijähriger Bauzeit eingeweihte **katholische Pfarrkirche St. Ludwig**, erbaut im Rundbogenstil des Historismus, wurde schon in den 1920er Jahren umgestaltet. Erhalten blieben bis heute nur das Gestühl, der Taufstein und

der Opferstock. Beeindruckend ist das Freskengemälde des Hochaltares mit der Darstellung des Kreuzesopfers Christi sowie die beiden Seitengemälde, die Szenen aus dem Leben des hl. Joseph und Mariens zeigen. Die Freskengemälde stammen von dem Würzburger Maler Willi Jakob (1895–1967) und wurden 1938 (beide Seitenfresken) bzw. 1956 (Hochaltar) geschaffen.

Entlang der **alten Stadtmauer** sowie in vielen Straßenzügen und Gassen trifft man auf romantische Ansichten. Zahlreiche alte, spitzgiebelige Fachwerkhäuser, die teilweise aus dem 16. Jahrhundert stammen, prägen das Straßenbild.

Die **Friedhofsarkaden** beherbergen kunstvolle Grabmäler des 16. bis 19. Jahrhunderts, darunter Epitaphien und Gruftplatten bedeutender Rats-, Handels- und Pfarrfamilien. Im **Museum Malerwinkelhaus** zeichnet die Dauerausstellung mit



Abb. 16: St. Georg am Rathausgiebel.
Photo: Richard Scharnagel.



Abb. 17: Hotel Löwen.

Photo: Richard Scharnagel.



Abb. 18: Seinsheim-Epitaphien in der St. Nikolai-Kirche.

Photo: Richard Scharnagel.

dem Thema ‚Frauenzimmer‘ die Lebensgeschichte von Frauen in der Kleinstadt des 19. und 20. Jahrhunderts nach. Diese lebensnahe und eindrucksvolle Ausstellung entstand nach Erhebungen durch Oral-History und wurde in den Büchern ‚Ohne Schürze ging es nicht – Marktbreiter Dienstboten erzählen aus ihrem Leben‘ (1996) und ‚Himmel und Hölle – Kindheit und Jugend in bewegter Zeit‘ (2002) dokumentiert. Das Römerkabinett des Museums zeigt das Leben der römischen Legionäre auf dem Kapellenberg. Laufende Sonderausstellungen zur Kulturgeschichte ergänzen die Dauerausstellung.

Das Geburtshaus des Neurologen Dr. Alois Alzheimer (1864–1915), dessen Vater Eduard Alzheimer 1862 als erster königlich bayerischer Notar nach Marktbreit gekommen war, steht nach Voranmeldung zur Besichtigung mit Führung offen. Im Geburtshaus finden sich zahlreiche Bilder,



Abb. 19: Hochaltar-Fresko in der Kath. Kirche St. Ludwig.
Photo: Richard Scharnagel.



Abb. 20: Weißer Turm an der Stadtmauer.
Photo: Richard Scharnagel.

umfangreiches Dokumentenmaterial sowie Gegenständliches aus dem Leben und dem Haushalt Alzheimers und seiner Familie, außerdem Bilder seiner beruflichen Wirkungsstätten in Frankfurt, München und Breslau.

Den schönsten **Blick auf die Altstadt**, die Flusslandschaft am südlichen Maindreieck und den südlichen Steigerwaldrand kann man von den umliegenden Anhöhen, insbesondere vom Kapellenberg genießen. Auf dieser Anhöhe befand sich das **römische Legionslager** aus augusteischer Zeit, das mit einem Rundweg und Erläuterungstafeln erschlossen ist.

Weitere **Rundwanderwege**, **Europäische Kulturwege** und das vorbildliche **Radwegenetz** des Landkreises Kitzingen führen zu Fuß oder per Fahrrad auf ausgesuchten Pfaden und Strecken in die benachbarten Orte im Maintal, ins Breitbachthal am südlichen Steigerwaldrand und in den 1978 eingemeindeten, ehemals **brandenburg-ansbachischen Ort Gnödstadt**.



Abb. 21: Alzheimer-Geburtshaus.

Photo: Richard Scharnagel.



Abb. 22: Luftaufnahme der Stadt Marktbreit am Main, Juni 2019.

Photo: Richard Scharnagel.

Anmerkungen:

- 1 Mit freundlicher Zustimmung des Herausgebers, Jesko Graf zu Dohna, Castell, wurden in dem Beitrag Teile des Ortstextes zur Schwarzenberger Geschichte mitverwendet, die 2006 im Schwarzenberger Kulturfadführer erschienen sind. Vgl. Graf zu Dohna, Jesko/Schuh, Robert: Auf den Spuren der Fürsten zu Schwarzenberg. LAG Steigerwald. Scheinfeld 2006.
- 2 Völling, Thomas: Das Römerlager in Marktbreit. Erläuterungen zum archäologischen Rundwanderweg. Würzburg 2001, S. 4ff.
- 3 Steinbacher, Michael: Das fränkische Wendland und seine slawischen Orts-, Gewässer-, Berg-, Wald- und Flurnamen. Eine Spurensuche im Viereck Würzburg–Ansbach–Bamberg–Fulda, S. 189; <http://fränkischeswendland.de/> Das-fraenkische-Wendland (Aufruf am 16.07. 2019).
- 4 Riedenauer, Erwin: Frühe Herrschaftsbildung der Herren und Grafen von Castell zwischen Main und Steigerwald, in: Wendehorst, Alfred: Das Land zwischen Main und Steigerwald im Mittelalter. Erlangen 1998, S. 253ff.
- 5 Schuh, Robert: Frühmittelalterliche Ortsnamen zwischen Main und Steigerwald, in: Wendehorst: Land zwischen Main und Steigerwald [wie Anm. 4], S. 36.
- 6 Plochmann, Richard: Urkundliche Geschichte der Stadt Marktbreit in Unterfranken. Erlangen 1864, S. 108.
- 7 Wenzel, Johannes: Marktbreit. Geschichte einer Kleinstadt. Marktbreit 1987, S. 72ff.
- 8 Plochmann: Geschichte der Stadt Marktbreit [wie Anm. 6], S. 12.
- 9 Staatliche Archive Bayerns: Kleine Ausstellungen, Nr. 56. Highlights aus dem Schwarzenberg-Archiv. Eine Ausstellung des Staatsarchivs Nürnberg im Knauf-Museum Iphofen. München 2018, S. 116f.
- 10 Vogel, Georg: Der schwarzenbergische Verkehrs- und Handelsplatz Marktbreit am Main von 1648–1740 und die fränkische Verkehrs- und Handelspolitik. Würzburg 1933, S. 74ff.
- 11 Ebd., S. 163.
- 12 Reiz, Joh. Adam Leonh.: Der frolokkende Mainstrom und Das Glückwünschende Marktbreit. Rotenburg ob der Tauber 1745.
- 13 [Reiz, Joh. Adam Leonh.]: Sammlung der meisten Symbolischen Ehren-, Denk- und Sinn-Bilder, nebst allen dazu gehörigen Beyschriften und Erläuterungen. Wirtzburg 1745.
- 14 Plochmann: Geschichte der Stadt Marktbreit [wie Anm. 6], S. 251.
- 15 Stadtarchiv Marktbreit, 322/83, Zeitungsartikel von Karl Zimmermann, Marktbreit als Gerichtssitz und Handelsplatz (10).
- 16 Ritter von Bader, Joseph: Ueber die Vorzüge einer verbesserten Bauart von Eisenbahnen vor den schiffbaren Kanälen (...). München 1828.
- 17 Wenzel: Marktbreit [wie Anm. 7], S. 227f.
- 18 Marktbreit (Kreis Kitzingen). Jüdische Geschichte/Synagoge, Christlich-jüdisches Miteinander vor Ort und antisemitische Agitationen seit 1900 (Zeitungsausschnitt mit Abschrift), http://www.alemannia-judaica.de/marktbreit_synagoge.htm (Aufruf am 25.07. 2019).
- 19 Wenzel: Marktbreit [wie Anm. 7], S. 276ff.
- 20 Wie Anm. 18.
- 21 Wenzel: Marktbreit [wie Anm. 7], S. 286ff.
- 22 Ebd., S. 288.
- 23 Wie Anm. 18.
- 24 Gedenktafel der Kreiskriegergedächtnisstätte Marktbreit auf dem Kapellenberg.
- 25 Inschriften des Kriegerdenkmals vor der Ev. Kirche St. Nikolai.

Richard Scharnagel (geb. 1946) ist Dipl. Ing. (FH) für Elektrotechnik. Er war beruflich beim ehemaligen Fernmeldeamt Würzburg, heute Unternehmen Telekom, tätig. Seit vielen Jahren beschäftigt er sich intensiv mit der Ortsgeschichte Marktbreits. In den Aufbaujahren des städt. Museums Malerwinkelhaus vor 20 Jahren war er dessen langjähriger ehrenamtlicher Mitarbeiter. Viele Jahre führte er Gäste durch seine Geburts- und Heimatstadt. Im Laufe der Jahre verfasste er eine Reihe von Artikeln zur Ortsgeschichte und arbeitete an den Kulturfäden zur Casteller und Schwarzenberger Geschichte sowie dem Landkreisjahrbuch Kitzingen mit. Seine Anschrift lautet: Kaltenhofgasse 5, 97340 Marktbreit, E-Mail: richard.scharnagel@t-online.de.

Es sollte eine römische Provinzhauptstadt begründen: Das Römerlager von Marktbreit

Vielen Marktbreitern ist nicht bewusst, dass sie über ein ganz besonderes Bodendenkmal von überregionaler Güte verfügen und sind enttäuscht, dass man da oben auf dem Kapellenberg „nichts Römisches“ sehen kann. Aber kleinere römische Kastelle aus Stein gibt es viele – es ist neben seiner Größe (37 Hektar) gerade die Bauweise aus Holz, die das Marktbreiter Römerlager so besonders macht. In der Zeit um Christi Geburt bauten die Römer in den neu eroberten Provinzen noch keine Kastelle aus Stein. Die Ähnlichkeit des Marktbreiter Doppellegionslagers mit dem Römerlager in Mainz, das sogar zwei Hektar kleiner ist und die Keimzelle von Mogontiacum bildete, lässt vermuten, dass das Marktbreiter Lager die Grundlage einer römischen Provinzhauptstadt werden sollte...

Römer in Marktbreit?

Es war eine archäologische Sensation, als 1985 durch die Luftbildarchäologie auf dem Kapellenberg in Marktbreit ein großes Römerlager (Abb. 1) entdeckt wurde. Durch Zufall hatte der Luftbildarchäologe Otto Brasch beim Überfliegen des Geländes zwischen Main- und Breitbachtal anhand von Bewuchsmerkmalen in Kornfeldern parallele Grabenstrukturen einer mächtigen Befestigungsanlage erkannt. Der damals zuständige Leiter des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in Würzburg, Ludwig Wamser, traute sich auch in sei-

nem ersten Vorbericht noch nicht, von einem „Römerlager“ zu sprechen, sondern formulierte vorsichtig, es könnte sich „um eine spätkeltische Befestigungsanlage oppidumartigen Charakters“ handeln.¹

Niemand hatte damit gerechnet, dass sich so weit östlich der Rheingrenze ein römisches Legionslager befunden haben könnte. Es gab keinerlei historische Überlieferung, wann und zu welchem Zweck das riesige, 37 Hektar umschließende Lager gebaut worden war. Während man in Norddeutschland durch die Berichte über Arminius und die an der Lippe schon lange entdeckten Legionslager (Haltern, Oberaden etc., s. Abb. 2) gut unterrichtet war, bedachte man nicht, dass ja auch das Land zwischen Main und Donau zum freien Germanien gehörte. Auch hier gab es Kämpfe zwischen Römern und Germanen.

In den Jahren 1986 bis 1992 wurde das neu entdeckte Lager mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in Würzburg archäologisch untersucht. Wegen der großen Ausdehnung des Lagers war es nicht möglich, die ganze Fläche auszugraben. Immerhin (s. Abb. 3) konnte in mehreren Grabungskampagnen der Zentralbereich im Inneren des Lagers mit Praetorium und Principia ‚durch den Spaten‘ erforscht werden, außerdem im Randbereich ein Gebäude, das von Ludwig Wamser² als Speichergebäude (Fabrica)³ gedeutete wurde, sowie mehrere Kopfbauten der Centurionen bei den Mannschaftsbaracken. Weiterhin wurden Teile der Umwehrung mit doppeltem vorgela-



Abb. 1: Blick auf das Marktbreiter Römerlager zwischen dem Main und dem Breitbachtal.
Photo: Richard Scharnagel.

gerten Grabensystem sowie das Südtor (*Porta decumana*) und das Nordosttor (*Porta principalis dextra*) freigelegt. Nebenbei wurden im Bereich der Principia die Hausgrundrisse eines hallstattzeitlichen Dorfes⁴ entdeckt und nicht weit dahinter in der Via quintana eine schnurkeramische Hockerbestattung⁵ aufgefunden.

Die restliche Fläche des Römerlagers wurde mit Hilfe der sog. „geophysikalischen Methode“ untersucht. Im Marktbreiter Lager wurden hierfür alle 50 cm die Magnetverhältnisse im Boden bestimmt. Überall, wo die natürlichen Bodenschichten verletzt worden sind, liegen veränderte Werte vor. In ein Gitternetz von jeweils 20 x 20 m eingetragen ergibt sich ein Plan, auf dem im Zentrum des Lagers dichtere und im äußeren Bereich geringere Bebau-

ungsspuren in groben Zügen zu erkennen sind. Die magnetische Prospektion ergab auch, dass im Zentrum des Römerlagers bereits ein kleineres Vorgängerlager von neun Hektar Größe bestanden hatte, dessen diagonaler Grabenverlauf sich bei den Ausgrabungen im Bereich der Principia und des Praetoriums verfolgen ließ.

In beherrschender Lage über dem Main

Das Marktbreiter Römerlager lag strategisch günstig auf einem 90 m über dem Mainufer steil aufragenden Geländesporn, der auf allen vier Flanken einen natürlichen Schutz bietet. Im Winkel zwischen dem Main- und dem Breitbachtal hatten die Römer einen weiten Ausblick über das Maindreieck, zum Breitbachtal und zum

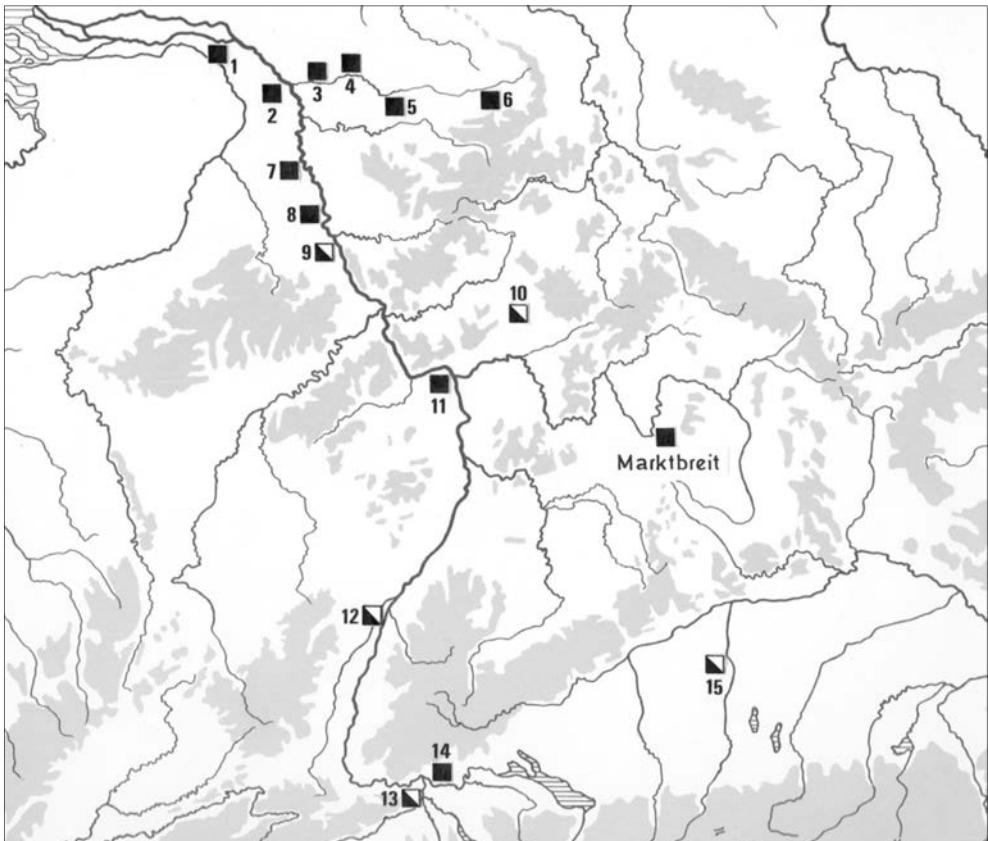


Abb. 2: Die Lage des 1985 entdeckten Marktbreiter Römerlagers im Kontext mit den damals bekannten großen augusteischen Truppenlagern: 1: Nijmegen; 2: Xanten; 3: Holsterhausen; 4: Haltern; 5: Oberaden; 6: Anreppe; 7: Neuss; 8: Köln; 9: Bonn; 10: Röden; 11: Mainz; 12: Straßburg; 13: Windisch (Vindonissa); 14: Dangstetten; 15: Augsburg-Oberhausen; halb gefüllte Signatur: Größere nicht gesichert oder kleiner. (Vorlage Ludwig Wamser).

Steigerwald mit den markanten Höhenzügen des Schwanbergs und des Bullenheimer Bergs. Wegen der raumbherrschenden Lage war eine unbemerkte Annäherung von Feinden kaum möglich.

Das 37 Hektar große Lager umschließt ein durchschnittlich 760 x 480 m großes Areal, das zusätzlich zum eigentlichen „Kapellenberg“ noch in die Fluren „Schwendengraben“ und „Röthen“ hineinragt. Der lößlehmbedeckte Oberhang des im oberen

Muschelkalk gelegenen Geländerückens neigt sich im Nordosten sanft nach allen Seiten, während sein Unterhang im Norden, Westen und Süden steil zum Main- und zum Breitbachthal abfällt. Im hinteren Bereich hat der Kapellenberg Anteil an der flachwelligen Mainbernheimer Lettenkeuperalebene des Steigerwaldvorlandes.

Die für die augusteische Zeit typische trapezoide Form des Lagers passt sich hervorragend den Geländeverhältnissen auf

dem Kapellenberg an. Im Nordwesten rückt das Lager bis an den Steilhang zum Main heran. Nach Osten schließt die Lagerumwehrung den höchsten Punkt im Gelände (273,9 m über NN) mit ein und riegelt den Geländerücken quer zur Hochfläche hin ab. Zwei sich schräg nach Norden und Süden zum Main- bzw. Breitbachtal öffnende Seitentälchen geben dabei den hinteren Flanken zusätzlichen Schutz. Lediglich im Südwesten zum Breitbachtal hin verläuft die Lagergrenze nicht direkt am Steilhang, sondern weiter innen auf nur wenig abschüssigem Gelände.

Zur Wasserversorgung des Lagers wurden Quellen bzw. Wasseraustrittsstellen im nördlichen und südwestlichen Hangbereich genutzt, die in neuerer Zeit durch Flurbereinigungsmaßnahmen fast gänzlich beseitigt worden sind. Eine kleine Quelle konnte bei den Ausgrabungen noch im Bereich der sog. Fabrica festgestellt werden. Dies könnte für eine Nutzung des Gebäudes als Thermenanlage sprechen.⁶

Durch seine Lage direkt am Main war der Platz für das Marktbreiter Römerlager auch verkehrstechnisch optimal gewählt. Über den schiffbaren Fluss konnte der mi-

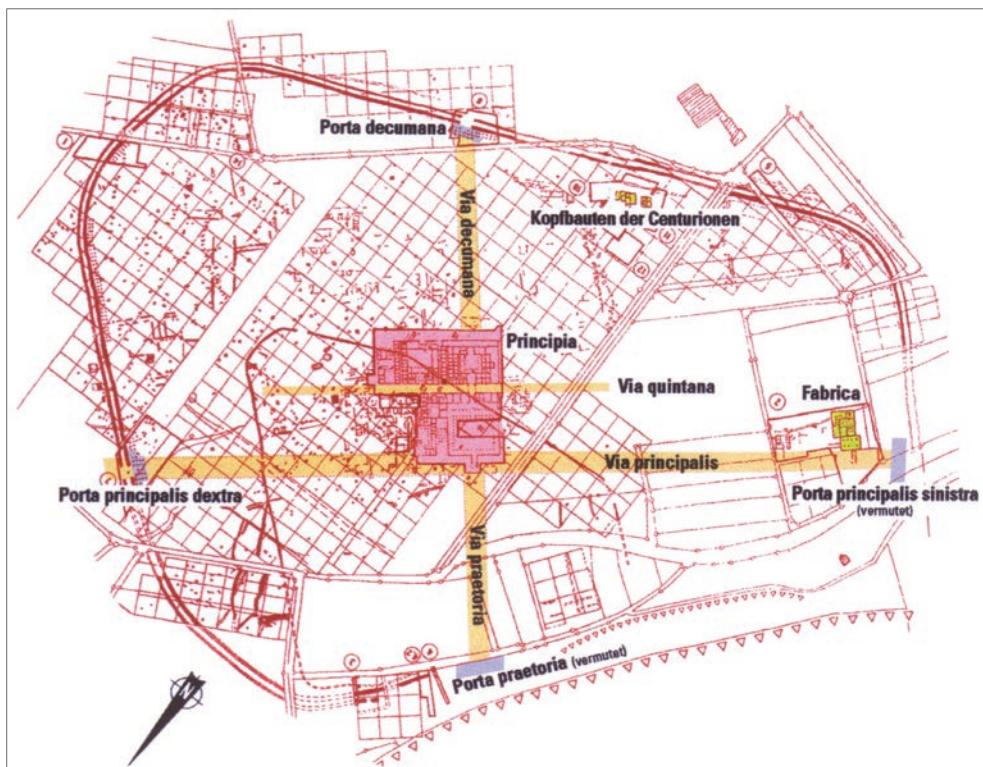


Abb. 3: Gesamtplan des Marktbreiter Römerlagers nach Abschluss der archäologischen Untersuchungen. Die rosa markierten Bereiche sind Ausgrabungsflächen im Bereich der Principia und des Praetoriums, bei den beiden Toren (Porta principalis dextra und Porta decumana), bei der Fabrica und bei den Kopfbauten der Centurionen. Das Gitternetz entspricht dem 20 Meter Mess-System der geophysikalischen Untersuchungen. (Plangrundlage LfD Würzburg, Bearbeitung M. Klein-Pfeuffer).

litärische Nachschub aus dem römisch besetzten Gebiet links des Rheins geregelt werden. Gleichzeitig befand sich hier an einer Furt über den Main der Schnittpunkt alter Verkehrswege in Richtung Thüringer Becken und nach Böhmen, so dass die Römer auch zu Fuß gute Ausgangsbedingungen hatten. Neuerdings denkt man auch über Landrouten nach, die einen Fußmarsch der wohl aus Mainz kommenden römischen Soldaten über Frankfurt-Höchst bzw. Gernsheim (Krs. Groß-Gerau) nach Marktbreit möglich erscheinen lassen.⁷ Nicht zuletzt war südlich von Marktbreit das Römerlager Augsburg-Oberhausen und das römisch besetzte Voralpenland gut zu erreichen.

Ein riesiges Römerlager aus Holz und Lehm

Während der Germanenkriege (zwischen 11 v. Chr. und 16 n. Chr.) errichteten die Römer noch keine Gebäude aus Stein. Zum Bau ihrer Legionslager verwendeten sie Holz aus den germanischen Urwäldern. Um den großen Bedarf an Bauholz zu decken, rückten Holzfällertrupps in die großen Waldgebiete im Steigerwald aus. Erst



Abb. 4: Das Nordosttor (*Porta principalis dextra*)
(Rekonstruktion Martin Boss, Erlangen).

kürzlich wurde durch Forschungen der Universität Würzburg nachgewiesen, dass auf dem acht Kilometer Luftlinie von Marktbreit entfernten Bullenheimer Berg im großen Stil Holz für den Bau des Römerlagers geschlagen wurde.⁸

Allein für die 2.300 Meter lange Wehrmauer mit ihren vier Toren (Abb. 4) und 160 Zwischentürmen mussten rund 1.600 mindestens 100- bis 200-jährige Eichen gefällt werden, was einem Einschlag von ca. 23 Hektar entspräche.⁹ Ein Mehrfaches dieser Menge wurde zudem für die gewaltig dimensionierten Innenbauten gebraucht. Die Wohn- und Verwaltungsgebäude wurden in Fachwerktechnik errichtet. Ein weißer Lehm- oder Kalkverputz erweckte dabei den Anschein von vornehmen Steinbauten nach mediterranem Vorbild. Der Lagerkommandant und die hohen Offiziere stammten aus den reichsten römischen Familien. Sie wollten auch in der Fremde nicht auf ihren gehobenen Wohnstil verzichten und lebten innerhalb des Lagers in villenartigen Gebäuden. Auch nach außen legte man Wert auf ein repräsentatives Aussehen des Lagers. So strahlte die weiß verputzte Lagerumwehrung mit ihren Toren und Türmen weit in das Land und führte den germanischen ‚Barbaren‘ deutlich die Überlegenheit der römischen Kultur vor Augen.

Wie war das Marktbreiter Römerlager organisiert?

In dem 37 Hektar großen Römerlager von Marktbreit war Platz für zwei Legionen. Eine Legion bestand zur Zeit des Augustus aus etwa 5.000 bis 6.000 Fußsoldaten,¹⁰ vergleichbar einer heutigen Infanteriedivision. Die Legion stand unter der Führung eines „Legatus legionis“ der aus dem Senatorenstand stammte. In seinem Stab dien-



Abb. 5: Blick auf den Wehrgang
(Rekonstruktion Martin Boss, Erlangen).

ten sechs Militärtribunen, von denen einer ebenfalls Senator war, während die anderen dem Ritterstand angehörten. Wer in Rom eine zivile politische Karriere machen wollte, musste einige Jahre als Offizier durchlaufen haben.

Eine Legion war aufgeteilt in zehn Kohorten. Die erste Kohorte war eine Eliteeinheit und mit ca. 1.000 Mann doppelt so groß wie die anderen neun Kohorten zu jeweils 500 Mann. Jede Kohorte gliederte sich in sechs Zenturien zu je 100 Mann, von denen allerdings nur 80 zur Kampftruppe gehörten, die anderen hatten Spezialaufgaben als Handwerker, Architekten, Pioniere, Ärzte, Krankenpfleger, Stabspersonal, Verwaltungsangestellte oder Musiker.

Jede Zenturie wurde von einem „Centurio“ angeführt. Der Centurio der jeweils ersten Zenturie war gleichzeitig der Anführer der Kohorte. Aus taktischen Gründen wurden jeweils zwei Zenturien zu „Manipeln“ zusammengefasst. Im Kampfgetümmel orientierten sie sich an den akustischen Signalen eines Hornbläser (Cornicen) und den Weisungen des Feldzeichenträgers (Signifer). In jeder Zenturie gab es weiter-

hin einen Leutnant (Optio), einen Feldwebel (Tesserarius), Unteroffiziere (Principales) und Gefreite (Immunes).

Die kleinste Einheit innerhalb einer Zenturie bildeten jeweils acht Soldaten, die in Baracken lebten und zusammen in einer Stube untergebracht waren (Contubernium). Schließlich gehörten zu jeder Legion noch 120 Reiter für den Melde- und Kundschaftereinsatz. Hier wurden bevorzugt Hilfstruppen aus Gallien eingesetzt, weil man die keltische Reitertaktik für überlegen hielt.

Die Umwehrung

Die äußere Befestigung des Lagers bestand aus einer 2,80 m dicken und etwa 3 m hohen Holz-Erde-Mauer, der zwei mächtige parallele Spitzgräben vorgelagert waren. Bei einem Böschungswinkel von ca. 45° war der innere Graben 6,60 m breit und 3,20 m tief, der äußere ca. 5,90 m breit und 2,60 m tief.

Vorder- und Rückseite der Umfassungsmauer bestanden jeweils aus einer Wand aus waagerecht gesetzten Holzbohlen. Der Zwischenraum wurde mit der aus den Spitzgräben ausgehobenen Erde ausgefüllt. Für diese Konstruktion waren mächtige Stützpfeiler notwendig, die bis zu 1,60 m tief in der Erde versenkt und mit quer durch die Mauer verlaufenden Holzankern verbunden waren. Die Feindseite war außerdem noch durch senkrecht stehende Balken gesichert. Oben auf der Mauer befand sich ein Wehrgang (Abb. 5) mit Brustwehr und Zinnen. In regelmäßigen Abständen waren Türme und Plattformen eingebaut, welche den Wehrgang überragten.

Insgesamt hatte die Holz-Erde-Mauer einen Umfang von ca. 2,3 km. Vier von Türmen flankierte Tore führten in das Innere des Lagers. In Marktbreit konnten



*Abb. 6: Blick in den Innenhof der Principia mit angrenzender Halle
(Rekonstruktion Martin Boss, Erlangen).*

nur das Nordosttor (Porta principalis dextra) (Abb. 4) und das rückwärtige Südtor (Porta decumana) freigelegt werden. Die genaue Lage des zweiten Seitentores (Porta principalis sinistra) und des im Nordwesten gelegenen Haupttores (Porta praetoria) ist nicht bekannt.

Die Innenbebauung

Grundlage für die Einteilung aller römischer Legionslagers waren zwei senkrecht aufeinander stehende Achsen. Nach ihnen waren die beiden Hauptstraßen, die quer verlaufende „Via principalia“ und die zum Haupttor führende „Via praetoria“, ausgerichtet (Abb. 3). An ihrem Kreuzungspunkt in der Mitte des Lagers befanden sich das palastartige Stabsgebäude (Principia) und dahinter der Amtssitz des Lagerkommandanten (Praetorium).

In Marktbreit betrat man die Principia, durch ein vorgelagertes Tor und gelangte in einen von einem Laubengang umschlossenen Innenhof (Abb. 6), an dem Waffenkammern und Büros sowie eine überdachte Gerichtshalle lagen. Von der

Principia führte ein Verbindungsgang über die „Via quintana“ zum Praetorium. Ganz hinten, in der mittleren Gebäudeachse, befand sich wahrscheinlich das Fahnenheiligtum (Abb. 7), wo die Büsten der Kaiser sowie die Feldzeichen der Legion aufgestellt waren. Links neben dem Praetorium stand ein großes Verwaltungsgebäude. Um die Zentralgebäude herum waren Wohnhäuser für die hohen Offiziere angeordnet.

Links neben der Principia befand sich auf einem Podium ein Gebäude, bei dem es sich um einen kleinen Tempel handeln könnte. Eine nicht benutzte Toilette in der linken hinteren Ecke der Principia sowie leere Vorratsgruben lassen vermuten, dass das Lager nicht über längere Zeit bewohnt war. Weitere im Zentrum des Lagers befindliche Gebäude sind zwar durch die geophysikalische Methode nachgewiesen, wurden aber nicht ausgegraben und konnten daher nicht näher identifiziert werden.

Vollständig freigelegt wurde jedoch die von Ludwig Wamser¹¹ als dreistöckiges Gebäude rekonstruierte sog. „Fabrica“ (Abb. 8). Am äußersten Rand des Lagers, in der Nähe des ehemaligen Westtors



*Abb. 7: Innenhof mit Eingang zum vermuteten Fahnenheiligtum
(Rekonstruktion Martin Boss, Erlangen).*



Abb. 8: Das mehrgeschossige Gebäude „Fabrica“ mit Ofenanlage wird heute als Thermenanlage gedeutet. (Modell: Archäologische Staatssammlung München) Photo: Richard Scharnagel.

(Porta principalis sinistra) gelegen, war das Gebäude von den Versorgungsschiffen am Main gut zu erreichen. Auch heute noch ist der Bereich des ehemaligen Westtores über die Kapellensteige – den wohl schon seit römischer Zeit benutzten Weg – vom Main aus als erstes zu erreichen. In logistischer Sicht erscheint deshalb eine Nutzung der Fabrica als Speichergebäude, in das Getreide eingelagert und auf beheizbaren Schwebeböden getrocknet werden konnte, sinnvoller als eine Deutung als eine aus Holz gebaute Thermenanlage. Hannes Lehar,¹² ein ausgewiesener Kenner für Heizungstechnik und römische Hypokaustanlagen zweifelt auch an, dass die für eine Thermenanlagen nötige Unterbodenheizung aus Holz gebaut werden könnte, ohne anzubrennen.

In einem weiteren Grabungsareal am südlichen Rand des Lagers konnten drei nebeneinander liegende Kopfbauten der Centurionen nachgewiesen werden. Mit einer Wohnfläche von gut 80 qm waren diese Quartiere recht komfortabel. Einfache Soldaten mussten sich zu acht einen kleinen mit Stockbetten ausgestatteten

Raum teilen. Von ihren bescheidenen Baracken, die in der Regel an die Häuser der Centurionen angebaut waren, haben sich in Marktbreit keine Spuren erhalten.

Die Funde

Während der Ausgrabung des Römerlagers kamen nur wenige Funde zu Tage. Diese Fundarmut ist zum einen dadurch zu erklären, dass das Lager wohl nur kurzfristig benutzt und planmäßig geräumt worden ist. Man muss aber auch bedenken, dass im Laufe von 2.000 Jahren etwa ein Meter der ehemaligen Geländeoberfläche durch Erosion abgeschwemmt worden ist. Deutlich ist dies am Profil der Grabenkopfe bei den das ganze Lager umgebenden Spitzgräben zu erkennen.



Abb. 9: Halber As mit Portrait des Kaisers Augustus, geprägt zwischen 10 und 2 v.Chr. in Nemasus (Nîmes). Photo: Richard Scharnagel.

Die wenigen Fundstücke reichen aber aus, um die Benutzungszeit des Lagers näher zu bestimmen. Unter den insgesamt zehn Fundmünzen befindet sich ein halber As, der zwischen 10 und 2 v. Chr. in Nemasus (Nîmes) (Abb. 9) geprägt wurde und dessen minimale Abnutzungen für eine nur kurze Umlaufzeit sprechen. Zeitgleich ist ein nur wenig abgegriffener As aus Lugdunum (Lyon).



Abb. 10: Terra-Sigillata-Tellerboden mit dem Töpfer-Doppelstempel des Crestus und des Gn. Ateius.
Photo: Richard Scharnagel.

Von drei kleinen keltischen Bronzemünzen („Aduatucertyp“) wissen wir, dass sie in augusteischer Zeit, bereits seit 8 v. Chr., bei den römischen Legionen als vollgültiges Kleingeld kursierten. Sie sind möglicherweise ein Indiz dafür, dass sich im Marktbreiter Lager auch Soldaten keltischer Herkunft befanden.

Unter den Keramikfunden ist ein Terra-Sigillata-Tellerboden mit dem Töpfer-Doppelstempel des Crestus und des Gn. Ateius (Abb. 10) von besonderer Wichtigkeit. Das Fragment wurde in Pisa hergestellt und gehört ebenso wie ein weiteres Randstück einer Terra-Sigillata-Schale in den sog. „Halternner Horizont“, also in die Zeit von 5 v.Chr. bis 9 n.Chr. Allgemein in die augusteische Zeit sind auch die übrigen Funde zu datieren: Eine imitierte



Abb. 11: Zwei Kochtöpfe (römische Soldaten müssen selbst kochen).
Photo: Richard Scharnagel.

Terra-Sigillata-Scherbe, der obere Teil eines Kruges, ein dünnwandiger Becher sowie mehrere Kochtöpfe (Abb. 11).

Teile von Amphoren geben darüber Aufschluss, dass die Marktbreiter Legionäre mit Olivenöl und Fischsoße aus der spanischen Provinz Baetica versorgt wurden. Eine weitere große Amphore, die bezeichnenderweise im Kommandobereich gefunden wurde, belegt den Import von Wein aus Mittelitalien (Abb. 12).

Als charakteristische Zeugnisse für das römische Holzhandwerk können ein Stemmbeitel (Abb. 13) sowie ein Hobeleisen gelten. Bis zu 20 cm lange Eisenägel dienten zur Verbindung der Holzkonstruktionen. Ein bronzer Schlüssellochbeschlag stellt den Überrest eines Holz-



Abb. 12: Weinamphore aus Mittelitalien.
Photo: Archäologische Staatssammlung München.



*Abb. 13: Stemmbeitel zur Holzbearbeitung.
Photo: Richard Scharnagel.*

kästchens dar. Von der persönlichen Ausstattung der Soldaten hat sich nur eine eiserne Gewandspange, eine sog. „Aucissafibel“ erhalten.

Die einzige Waffe wurde in einem Graben im Bereich des Südtores entdeckt. Es handelt sich dabei um eine Lanzenspitze germanischer Herkunft, die möglicherweise erst nach Auflösung des Lagers dorthin gelangte.

Warum wurde das Marktbreiter Römerlager gebaut?

Der Bau des Marktbreiter Römerlager fügt sich logisch in die römischen Expansionspläne in der Regierungszeit des Kaisers Augustus ein: Etwa ein Jahrzehnt vor der Zeitenwende versuchten römische Truppen unter Führung des Feldherrn Drusus von Mainz aus nach Osten vorzustoßen, um das Gebiet rechts des Rheins zu erobern und die Reichsgrenze an die Elbe vorzuverlegen. Dafür war es sinnvoll als Zwischenstation über dem Main bei Marktbreit ein befestigtes Truppenlager anzulegen. Vielleicht wurde dafür das kleinere, neun Hektar große Vorgängerlager errichtet.

Möglicherweise hatte die Gegenwart der Römer in Marktbreit den historisch be-

zeugten Abzug der Markomannen zur Folge, die 9 v. Chr. unter ihrem König Marbod das Maingebiet verließen und nach Böhmen abwanderten. Gegen die weiterhin aufrührerischen Markomannen war im Jahre 6 n. Chr. ein großer Feldzug geplant, der aber wegen anderer Unruheherde im römischen Reich wieder abgebrochen wurde. Für den Aufmarsch und die Versorgung dieses Markomannenfeldzuges könnte das Marktbreiter Lager ebenfalls eine Rolle gespielt haben.

Bereits zwischen 13 und 11 v. Chr. hatte Drusus als Operationsbasis in Mainz auf einer Anhöhe über dem Rhein, gegenüber der Mainmündung, ein 35 Hektar großes Lager für zwei Legionen errichtet. Größe, Aussehen und topographische Lage waren offenbar vorbildhaft für das Marktbreiter Lager. Für die beiden in Mainz stationierten Legionen, die XIV. Gemina und die XVI. Gallica, bot sich der Main als natürlicher Verkehrsweg ins Innere Germaniens an.¹³ Auf dem Wasserweg lag der vorgeschobene Stützpunkt Marktbreit 278 km von Mainz entfernt.

Drusus und später sein Sohn Germanicus setzten beim Vormarsch in das unwegebare Germanenland in großem Maßstab auf den Transport von Truppen und Nachschub zu Schiff. Beide Feldherren ließen Flotten aus kleinen Transportschiffen herstellen, die vornehmlich mit Rudern angetrieben wurden. Zusätzlich hatten die Schiffe meist einen Mast, der mit einem Segel bestückt war und auch zum Treideln benutzt werden konnte.

Zu dem mit Marktbreit vergleichbaren Römerlager von Haltern an der Lippe gehörte eine Marineeinheit, die direkt am Fluss untergebracht war. Aus acht offenen Bootsschuppen konnten dort die Schiffe zu Wasser gelassen werden. Wir können deshalb annehmen, dass sich auch unterhalb

des Kapellenberges am Main eine römische Schiffsanlegestelle befunden haben muss.

Im Jahre 7 n. Chr. erhielt Publius Quinctilius Varus als Statthalter Germaniens das Kommando über die am Rhein stationierten römischen Legionen. Sein Auftrag war die verstärkte verwaltungsmäßige Erfassung Germaniens und die Schaffung einer funktionierenden Infrastruktur.

Zur Beherrschung des weiten Landes begann Varus mit der Verlegung der großen Militärbasen vom Rhein in das Innere Germaniens. In diesem Zusammenhang muss Marktbreit eine wichtige Funktion als Nachfolgestandort des Mainzer Legionslagers gehabt haben.¹⁴ Die Mainlinie bildete dabei eine wichtige Kommunikations- und Transportachse zu den rückwärtigen Versorgungsstandorten, von denen es wohl mehrere gegeben haben muss. Zentral in der Südhälfte Germaniens, inmitten einer fruchtbaren Landschaft gelegen, bot Marktbreit ideale Voraussetzungen zur Sicherung des Landes. Gleichzeitig hätte es sich zu einem städtischen Mittelpunkt und letztlich zu einer Provinzhauptstadt entwickeln können.

Die angelaufene Expansionsentwicklung erlitt einen plötzlichen Abbruch, als im Jahre 9 n. Chr. Varus mit drei Legionen in einen Hinterhalt gelockt und vernich-

tend besiegt wurde.¹⁵ Rund 20.000 Mann fielen den Germanen unter Führung des Cheruskerfürsten Arminius zum Opfer. Der germanische Aufstand endete mit der Aufgabe und Zerstörung sämtlicher römischer Einrichtungen rechts des Rheins. In diesem Zusammenhang muss auch das Marktbreiter Römerlager aufgegeben worden sein. Allerdings gibt es in Marktbreit keine Spuren eines überhasteten Abzugs. Das Lager ist offenbar planmäßig geräumt worden, wofür auch die wenigen zurückgelassenen Funde sprechen. Durchgehende Brandschichten geben Zeugnis davon, dass die Römer das Lager abgebrannt haben, um es nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen.

Dr. Margarete Klein-Pfeuffer studierte an der Universität Würzburg Vor- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie und Historische Hilfswissenschaften. Promotion 1986 über ein merowingerzeitliches Thema, anschließend Tätigkeiten in der Bodendenkmalpflege und im musealen Bereich. Archäologin beim Museum für Franken in Würzburg. Ihre Anschrift lautet: Gumpertsmühle, Tiefenstockheim 66, 97342 Seinsheim, E-Mail: M.Klein-Pfeuffer@museum-franken.de.

Anmerkungen:

- 1 Brasch, Otto/Wamser, Ludwig: Große Befestigungsanlagen auf dem Kapellenberg über Marktbreit, in: Archäologie in Bayern 1985, S. 82f.
- 2 Pietsch, Martin/Timpe, Dieter/Wamser, Ludwig: Das augusteische Truppenlager Marktbreit. Bisherige archäologische Befunde und historische Erwägungen, in: Berichte der Römisch-Germanischen Kommission 72 (1991), S. 291ff.
- 3 Heute wird darüber diskutiert, ob es sich um eine

Thermenanlage handeln könnte: Bidwell, Peter: Timber baths in Augustan and Tiberian fortresses, in: Freeman, P./ Benet, J./Zbigniew, T./ Hoffman, B. (Hrsg.): Limes VIII. Proceedings of the XVIII. International Congress of Roman Frontier Studies held in Amman, Jordan, September 2000. BAR Int. Ser. 1084. Oxford 2002, S. 467ff.; Lehar, Hans: Hölzerne Hypokaustheizungen an Lippe und Main?, in: Germania 93 (2015) S. 268ff.

- 4 Posluschny, Axel: Die hallstattzeitliche Siedlung auf dem Kapellenberg bei Marktbreit, in: Bayerische Vorgeschichtsblätter 62 (1997), S. 29–113.
- 5 Schröter, Peter: Ein trepanierter Schnurkeramiker vom Kapellenberg bei Marktbreit, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 1991, S. 61–63.
- 6 Vgl. Anm. 3.
- 7 Volkmann, Armin: Germanische Besiedlungsmuster und römische Erschließungsstrategien, in: Der Limes 10/2016 Heft 2, S. 17f.
- 8 Falkenstein, Frank/Schußmann, Markus: Forschungen am Bullenheimer Berg 2011–2015, in: Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 57 (2016), S. 173ff.
- 9 Steidl, Bernd: Römische Holzfällerkommandos am Main, in: Katalog „Frühe Maingeschichte – Archäologie am Fluss. Sonderausstellung des

- Knauf Museums Iphofen. Mainz 2017, S. 129ff.
- 10 Junkelmann, Markus: Die Legionen des Augustus. Mainz 1986, S. 92ff.
- 11 Vgl. Anm. 2.
- 12 Lehar: Hypokaustheizungen (wie Anm. 3), S. 262ff.
- 13 Steidl, Bernd: Römer und Germanen am Main. Obernburg 2017, S. 42ff.
- 14 Steidl, Bernd: Welterbe Limes. Roms Grenze am Main. Obernburg 2008, S. 26ff.
- 15 Klein-Pfeuffer, Margarete: Als die Römer frech geworden. 2000 Jahre Varusschlacht und das Ende des Marktbreiter Römerlagers. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Museum Malerwinkelhaus. Marktbreit 2009.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturwerk Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.

**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**



Simone Michel-von Dungern

Das Marktbreiter Malerwinkelhaus

Das am Breitbach gelegene und ursprünglich auf das 17. Jahrhundert zurückgehende Malerwinkelhaus bildet mit dem um 1600 errichteten Maintor und den Giebeln des Marktbreiter Renaissance-Rathauses ein einzigartiges Ensemble. Nahezu vier Jahrhunderte lang diente das Gebäude Krämern, Kaufleuten, Wein- und Spezereihändlern als Handelshaus, ebenso aber auch zahlreichen Bewohnern als Heim. Heute befindet sich hier das „MUSEUM MALERWINKELHAUS“ der Stadt Marktbreit mit zwei Dauerausstellungen, jährlich wechselnden Sonderausstellungen sowie Weihnachtsausstellungen, Veranstaltungen und dem „Musealen Weihnachtsmarkt“ in der Adventszeit.

Der Name

Seitdem Ende des 19. Jahrhunderts Maler aus nah und fern den Reiz des halb über dem Wasser schwebenden und halb auf der Breitbachmauer sitzenden Hauses entdeckt hatten, wurde es immer wieder in verschiedenen Stilen und Techniken auf Bilder gebannt. Hierbei und später auch auf Ansichtskarten ist das bekannte Motiv bis in die 1940er Jahre hinein als „Partie am alten Rathaus/am Bach/am Maintor“, „Rathaus-Partie“, „Rathaus mit Bachgasse/Graben/Breitbach“, „Bachgasse in Marktbreit am Main“, „Am Breitbach“, „Maintor“ oder nur „Bild aus Marktbreit“ bezeichnet. Der heute geläufige Name „Malerwinkel/-haus“ entstand im Zusam-

menhang mit dem „Café Malerwinkel“ der Konditorei Krauss, das ehemals in der Bachgasse schräg gegenüber lag und bürge sich erst mit dem aufkommenden Tourismus in der Nachkriegszeit ein.

Das Gebäude

Das dem Rathaus am nächsten liegende, älteste Bauteil des Hauses „an dem Maintor uff der Bachmauer“ dürfte in seinen Grundmauern auf das 16. Jahrhundert zurückgehen. Möglicherweise ist es auch schon mit dem Krämerhäuslein „auf der Brucken“ gemeint, das in Bürgermeisterrechnungen der 1570er Jahren genannt wird.¹ An das einst eingeschossige Gebäude wurden in der nachfolgenden Zeit zwei anschließende Häuser angebaut. Die dendrochronologische Untersuchung in den 1980er Jahren ergab, dass sich der erste Bauabschnitt vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis in das 18. Jahrhundert hinzog. Der zweite führte im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zu der heutigen Form des Hauses; ein dritter datiert schließlich in das 19. und 20. Jahrhundert.²

Handelshaus und Heim

Vor dem Haus bündelten sich einst die Straßen, so dass es für die von Osten und Norden kommenden Marktbesucher unübersehbar war und sich über Jahrhunderte hinweg vorzüglich als Geschäftshaus eignete. Vor allem der Handel mit Spezereien wie Pfeffer, Zimt, Oliven- und Baumölen oder Kaffee blühte hier und brachte den Duft fremder Welten in die



Abb. 1: Als Bilderbuchansicht fränkischer Kulturlandschaft wird der „Malerwinkel“ auch heute noch häufig und gerne fotografiert.
Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

fränkische Kleinstadt. Historisch fassbar wird die Geschichte dieses Handelshauses erstmals im späten 17. Jahrhundert.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war Marktbreit unter der Seinsheim-Erlach-Herrschaft dem Bankrott anheimgefallen. Um diesen „*Mangel zu sanieren*“, forderte daher Johann Adolf Graf von Schwarzenberg im Jahre 1663 zum Handel mit Gewürz- und Spezereiwaren, Schnittwaren, Leder und Eisen auf.³ Auch der Tuchscherer Peter Berthold aus dem Vogtland war nach Franken gekommen und richtete um 1670 mit seiner jungen Ehefrau, der Pfarrerstochter Regina Susanna Rab aus Kleinlangheim, in dem kleinen Haus neben dem Maintor einen Verkaufs- und Vorratsraum ein, um

hier seine Schnittwarenhandlung zu betreiben. Drei Töchter des Paares waren bereits im Kindesalter verstorben, als kurz vor der Geburt des Stammhalters den Vater selbst ein Fieber hinraffte. Die erst 29-jährige, verwitwete Frau Meisterin Regina Susanna ehelichte bald darauf den drei Jahre jüngeren Jakob Rößer, der zu damaliger Zeit als Handlungsdienner („*Commis*“) seine Lehr- und Wanderjahre in dem Marktbreiter Geschäft absolvierte und – wie nach den Regeln der Zunft üblich – durch diese Heirat selbst zum Meister aufstieg. Drei Buben und drei Mädchen wurden geboren, bevor erneut eine Fieberepidemie zuschlug, an der im März des Jahres 1690 schließlich auch der „*Krämersjacob*“ verstarb.



Abb. 2: Das Malerwinkelhaus vor hundert Jahren, datiert und signiert von dem aus Kleinochsenfurt stammenden und in die USA emigrierten Landschaftsmaler Andreas Roth (1872–1949). Neuerwerbung im Juli 2019 durch den „FREUNDESKREIS MUSEUM MALEWINKELHAUS E.V.“.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

Mit 41 Jahren war Regina nun zum zweiten Mal Witwe geworden und sah sich mit einem mittlerweile aufgeblühten Geschäft sowie einer Schar kleiner Kinder alleine. Noch im selben Jahr gab sie ein drittes Mal ihr Jawort, diesmal dem 16 Jahre jüngeren Johann Christoph Marschall, einem 25-jährigen Häckersohn aus Segnitz. In innovativer Voraussicht und als erster Marktbreiter Händler beantragte der junge Ehemann bald schon die Konzession als Kommissionär für den Gewürz- und Spezereihandel, später kam auch der Erwerbs-

zweig des Weinhändlers hinzu. Um ausreichende Möglichkeit für die Bevorratung zur Preisstabilisierung zu schaffen, wurde das „Haus auf der Bachmauer“ mit einem Erweiterungsbau versehen.

Während sich Johann Christoph Marschall fortan für das Wohl des Geschäfts auf das Reisen in die Ferne verlegte, hielt seine Ehefrau, die noch ein weiteres Töchterchen von ihrem jungen Ehemann geboren hatte, im heimischen Geschäft die Stellung. Sie setzte sich mit den „furchtbaren Münzverhältnissen“ und „ungeklärten“

Gewicht- und Maßsätzen“ auseinander, lief ständig „Gefahr, als Frau den raffinierten Betrügern aufzusitzen“, „pantoffelte hundertmal am Tage von einem Stockwerk ins andere, hob Gelte (Schaff) und Achtelsack (Säcke mit einem Achtelmalter)“ oder „griff in die Buchsen der Käsereußen (Gestelle, wo Käse auflag)“.⁴ Sowohl ihrem Ehemann Christoph Marschall als auch ihrem heranwachsenden Sohn Georg Rößer ebnete Regina so den Weg zu einer steilen Karriere und den höchsten Ämtern der Gemeinde und der Kirche.

Im Jahr 1705 übernahm Georg Rößer das Geschäft von Mutter und Stiefvater und baute das Haus auf der Bachmauer neu auf. Unter seiner Führung entstand bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in Marktbreit schließlich ein Handelsplatz für Kolonialwaren von Weltgeltung. Mit

dessen Sohn Lorenz Rößer, der als einziges von zehn Kindern überlebt hatte, verliert sich jedoch die Spur der Familie in der Marktbreiter Geschichte.

Im Jahr 1770 setzte mit Johann Gottlob Pfleiderer die zweite große Ära der Kaufmannsfamilien im Malerwinkelhaus ein. Der Württemberger Pfarrerssohn aus Ensingen hatte durch die Eheschließung mit der vier Jahre älteren, verwitweten Rosina Sabina Günther (geb. Lampert) in die Kaufmannsfamilie Günther eingehiratet. Mit zur Familie gehörten der elfjährige Sohn Johann Adam und die siebenjährige Tochter Anna Barbara aus Rosinas erster Ehe mit Georg Gottlieb Günther. Ein Jahr nach der Hochzeit wurde auch ihr Sohn Georg Ludwig Pfleiderer geboren, der aber nur elf Monate lebte. Pfleiderer betrieb nun im Malerwinkelhaus Handel mit „Spe-



Abb. 3: Außenansicht des Malerwinkelhauses zur Bachgasse mit den drei Zwerchhäusern im Dach.
Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.



Abb. 4: Eberhard Achatius Tauber und Gattin Eleonore Friederike (geb. Günther) um 1840, portraitiert von einem der Söhne des Bamberger Hofmalers Andreas Theodor Mattenheimer (1752–1810). Museum Malerwinkelhaus.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

zerei-, Fett- und Farbwaren“. In jener Zeit erhielt das Haus auch seine heutige Form mit den drei nachträglich in das Dach eingebauten Zwerchhäusern und der bachseitig auf das Dach aufgesetzten Schleppgaube (1774).

Dem Kaufmann selbst waren nur wenige Jahre vergönnt: er verstarb bereits im Jahr 1776 im Alter von 40 Jahren an „Auszehrung“. Von der Kaufmannswitwe Rosina Sabina (1732–1792) ist überliefert, dass sie nach dem Tode ihres zweiten Ehemannes „ihre Handlung in Marktbreit aufs Thätigste betrieb und sich ein bedeutendes Vermögen erwarb“. Zusammen mit weiterem Besitz belastete sie im Jahre 1787 auch das Malerwinkelhaus mit einer Kapi-

talstiftung und verfügte testamentarisch, die jährlichen Kapitalerträge an die Kirche und die Armen zu verteilen. Diese auf dem Malerwinkelhaus lastende Hypothek wurde vermutlich erst um 1926 abgelöst; noch im Jahre 1922 hatten Bedürftige eine Unterstützung aus jener Stiftung erhalten.⁵

Auch Rosinas Sohn Johann Adam Günther (1759–1828) war früh in das Geschäft eingeführt worden und bald Geschäftsführer der Firma Pfleiderer gewesen. 1784 heiratete er die Kaufmannstochter Maria Magdalena Vogtherr (1758–1824) und betrieb mit ihr den Spezereihandel im Haus Nr. 31 (alt, heute: Bachgasse Nr. 2) weiter. Zehn Kinder wurden dem Paar geboren, doch nur ein Junge und ein Mädchen er-

langten das Erwachsenenalter: Sohn Wilhelm Adam (1785–1824) und Tochter Eleonore Friederike (1791–1868). Anlässlich der Hochzeit seiner Tochter übergab Vater Johann Adam das Haus mit dem Geschäft im Jahre 1815 zu gleichen Teilen an seine beiden Kinder.

Eleonore Friederike hatte sich mit Eberhard Achatius Tauber (1786–1849) einen jungen, mittellosen Angestellten („*Commis*“) der Spezereiwarenhandlung ihrer Eltern ausgesucht. Der Sohn des Amtmanns Johann Gabriel Tauber war einst als Waise im Alter von etwa 15 oder 16 Jahren aus dem oberfränkischen Thurnau gekommen, hatte seine Lehre („*Servir-Jahre*“) im Malerwinkelhaus absolviert und dann als Angestellter für Vater Johann Adam Günther gearbeitet. Hierbei war die nichtstandesgemäße Wahl der Tochter des Hauses auf ihn gefallen. Eleonore Friederike Günther hatte sich aber gegen das Missfallen ihrer Eltern durchgesetzt und im Juli jenes Jahres ihren Auserwählten geheiratet.

Ihr Bruder Wilhelm Adam Günther war zu diesem Zeitpunkt 30 Jahre alt und seit nunmehr fünf Jahren mit seiner Cousine Eleonore Barbara (1786–1847) verheiratet. Wie Wilhelms Mutter war diese eine geborene Vogtherr und eine der drei Töchter seines Onkels, des Kaufmanns Johann Wilhelm Vogtherr. Zur Günther-Familie gehörten damals weiterhin die vierjährige Tochter Adamine Emilie und die zweijährige Henriette Barbara. Die Geschwister und ihre Ehepartner übernahmen das Haus mit dem Geschäft in der Bachgasse, und die beiden Schwäger gründeten eine Handelsgesellschaft.

Offensichtlich gestalteten sich jedoch weder das „Zusammenleben“ im Malerwinkelhaus, noch die gemeinsame Arbeit im Spezereigeschäft harmonisch und reibungslos. Den Kirchenbüchern zufolge gebar

Eleonore Friederike bereits ihr erstes Kind im April 1816 schon nicht mehr im Malerwinkelhaus, was darauf schließen lässt, dass Eberhard Achatius Tauber dieses nur wenige Monate nach der Hochzeit zusammen mit seiner schwangeren Frau wieder verlassen haben musste. Ebenso hatte sich Tauber aus der Handelsgesellschaft gelöst und mit der Ablösungsumme ein stattliches Haus in der Schulgasse gekauft, um dort nun einen eigenen Spezereihandel zu betreiben. Aus Neid und Furcht vor Konkurrenz initiierte Wilhelm Adam Günther daraufhin einen über acht Jahre lang andauernden, erbitterten Machtkampf gegen seinen Schwager Tauber, indem er unter Mithilfe seiner einflussreichen Verwandten mit allen Mitteln versuchte, die Erteilung einer Konzession für diesen zu verhindern.⁶ Eberhard Achatius Tauber etablierte sich in den Folgejahren dennoch erfolgreich als Kaufmann und erlangte später als Erbe seines kinderlosen Bruders, eines reichen Kaffeehändlers in Triest, ein Vermögen, das jenes der Günther-Familie seiner Frau weit übertraf. Von dem Wirken und Ansehen der Taubers im Ort zeugt heute noch der Grabpavillon auf dem Marktbreiter Friedhof.⁷

Eleonores Bruder Wilhelm Adam hatte – laut damaliger Bevölkerungsliste – währenddessen mit seiner Familie und drei Dienstboten weiterhin im Malerwinkelhaus gelebt und dort sein Spezereigeschäft betrieben. Zudem hatte man ihn bei der Ende des Jahres 1818 erstmals stattfindenden Wahl gemeindlicher Vertretungsorgane mit dem Amt des Bürgermeisters („*Magistrat*“) betraut. Als solcher setzte er sich in den ersten Monaten seiner Amtszeit mit Erfolg für die Erhebung des Marktfleckens Marktbreit zu einer Stadt III. Klasse ein (1819).⁸ Privat scheint sich der Hausherr mit den Schriften des Schweizer

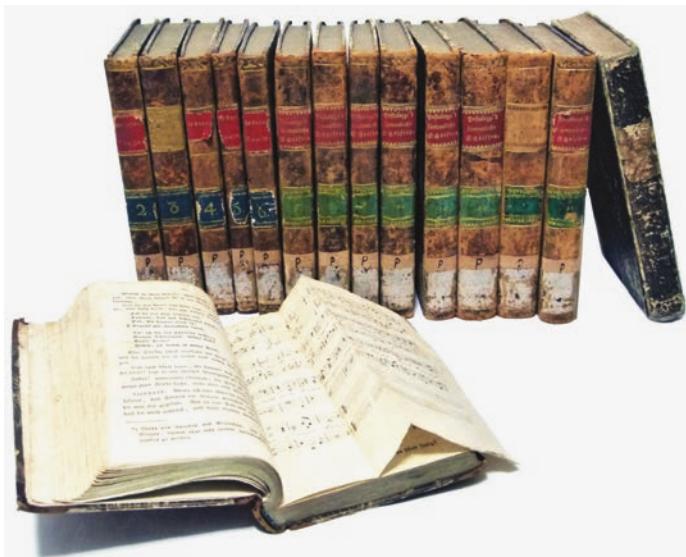


Abb. 5: „Pestalozzi’s Sämmtliche Schriften“, die auch der im Malerwinkelhaus lebende Wilhelm Adam Günther gekauft und bestellt hatte.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

Reformpädagogen, Philosophen und Politikers Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827) beschäftigt zu haben. Eine Cotta-Ausgabe fasste die grundlegenden pädagogischen, sozialen, politischen, aber auch philosophischen und religiösen Ideen Pestalozzis in fünfzehn Bänden zusammen, die von 1819 bis 1826 ausgeliefert wurden (*„Pestalozzi’s Sämmtliche Schriften“*). Finanziert worden war das Werk durch eine Subskription, wofür zuerst potenzielle Käuferinnen und Käufer geworben werden mussten. Auf einer entsprechenden Subskribenten-Liste findet sich auch der Name des Kaufmanns aus dem Malerwinkelhaus,⁹ ebenso ist auf der im ersten Band abgedruckten „Liste der Unterzeichnungen“ zu lesen: „Marktbreit. Herr Günther. W.[ilhelm] A.[dam] I (Exemplar der sämmtlichen Werke).“

Im Jahre 1819 verlegte auch Günthers Schwägerin und ältere Schwester seiner Ehefrau, Maria Magdalena Unger, ihren ständigen Wohnsitz von Ansbach nach Marktbreit und übernahm die Abwick-

lung des Ladenbetriebs im Malerwinkelhaus. Wie dem *„Königlich Bayerischen Intelligenzblatt für den Rezat-Kreis“* zu entnehmen ist, war gegen deren Mann, Johann Ferdinand Unger, Anfang des Jahres ein Konkursverfahren eröffnet und dessen Ansbacher Anwesen mit Spezereihandlung versteigert worden. Maria Magdalena war also, jeglicher Existenzgrundlage entbunden, zu ihrer Schwester ins Malerwinkelhaus ‚geflüchtet‘. Kurz darauf besuchte auch das vierte ihrer sechs Kinder, der neunjährige Heinrich, die Werktagsschule am hiesigen Ort.

Wilhelm Adam Günther verstarb bereits wenige Jahre später (1824) im Alter von nur 39 Jahren an *„Herzentzündung“*. Anders als ihre Vorgängerin Rosina Sabina Pfleiderer übernahm Kaufmannswitwe Eleonore Barbara die Fortführung des Geschäftes nicht, sondern überließ es ihrer Schwester. Mit ihren drei Töchtern verließ sie das Haus in Marktbreit, um sich bis zu ihrem Tode in Bamberg aufzuhalten. Die Abwicklung des Liquidationsproto-

kolls zur Festlegung der Grundsteuer und der Aufrichtung eines Grundbuchs in den 1830er Jahren übernahm an ihrer Stelle der Schwager Achatius Tauber.

Im Malerwinkelhaus hatte Neffe Heinrich Unger nach dem Tode seines Onkels Wilhelm Adam Günther „Handlung“ erlernt, Jahre später sein Bürgeraufnahmegeruch an den Stadtrat gerichtet und sich um Konzession für den Spezereihandel beworben. Nachdem er seiner Tante Eleonore Barbara das Haus im Jahre 1839 abgekauft hatte, betrieb er 24 Jahre lang dort sein eigenes Geschäft. Als sich der zum Magistratsrat aufgestiegene Unger aus gesundheitlichen Gründen stadtpolitisch und beruflich zurückziehen musste, verkaufte er das Haus wieder und zog mit seiner Familie nach Würzburg.

Im Haus auf der Bachmauer lebte und arbeitete nun Kaufmann Johann Martin May, der es wiederum nach einigen weiteren wenigen Jahren an den Kaufmann und Weinhändler Christoph Müller weiterverkaufte. Wie den Volkszählungslisten jener Zeit zu entnehmen ist, lebten zu Zeiten Müllers (1878–1908) im heutigen Malerwinkelhaus bis zu 17 Personen.¹⁰ Das heute charakteristische Fachwerk des Gebäudes lag damals noch unter Putz verborgen und wurde vermutlich erst ab 1923 freigelegt.

Gerade während des ersten Viertels des 20. Jahrhundert erlebte das Haus zahlreiche Wechsel an Eigentümern, die – teilweise für nur kurze Zeit – Wein- oder Kolonialwarenhandel betrieben und mit ihren Familien auch hier wohnten. Darüber hinaus waren viele der kleinen Räume an weitere Bewohner vermietet. So erinnerte sich etwa Erwin Karl Weiß, Sohn des Marktbreiter Bahnhofsvorstands Johann Philipp Weiß aus Rothenburg: „Ich bin im Malerwinkelhaus am 1. November 1914 ge-

boren. [...] Unsere Wohnung im heutigen Malerwinkelhaus habe ich noch gut in Erinnerung. Wir wohnten im ersten Stock zum Maintor zu und hatten vorn das Esszimmer und den Aufenthaltsraum; daran anschließend zwei Schlafzimmer (Eltern- und Kinderzimmer). Zum Breitbach zu ging hinten hinaus die Küche und die Fallaborte, deren Gehäuse heute noch vorhanden ist. Von dort aus führte ein Gang in den hinteren Wohnhausteil, wo eine ältere Frau wohnte, die oft am Fenster saß und die Bachgasse beobachtete. [...] Zu meinem großen Erstaunen und meiner Freude konnte ich bei meinem kürzlichen Besuch im Malerwinkelhaus feststellen, dass die Raumaufteilung noch so ist, wie in meiner Bubenzeit.¹¹

In den 1920er Jahren diente das Haus als Sitz der Druckerei Thiele, deren Fir-



Abb. 6: Leben in der Bachgasse vor dem „Malerwinkelhaus“ um die Wende zum 20. Jahrhundert. Ansichtskarte. Stadtarchiv Marktbreit.



Abb. 7: Frau Eyslein vor ihrem Friseur-Geschäft, 1930er Jahre.

Photo: Archiv Museum Malerwinkelhaus.

menaufschrift noch bis 1945 – lange nach Aufgabe des Geschäfts und dem Wegzug der Familie – an der Stirnseite des Hauses, neben dem Maintor zu lesen war. „Unter der Firmenanschrift hatte man im Dritten Reich folgenden Spruch angebracht: ‚Trau keinen Fuchs auf grüner Heid‘ und keinen Jud‘ bei seinen Eid!“ 1945, bei Eintreffen der Amerikaner wurde dann die ganze Stirnseite des Hauses schnell überstrichen“.¹² Der Spruch ist nicht durch weitere Zeitzeugenberichte belegt, doch befand sich in den 1930er Jahren dort der Aushängekasten für den „Stürmer“,¹³ und Max Thiele hatte als Verleger des Marktbreiter Wochenzblatts schon seit Anfang der 1920er Jahre die Bevölkerung mit entsprechendem Gedankengut aufgewiegt.

1928 erfuhr das Haus nach einem erneuten Eigentümerwechsel schließlich auch noch einmal bauliche Veränderungen: Der hintere Eingang wurde versetzt und eine Garage in den mittleren Teil des Hauses eingebaut. In den 1930er Jahren befand sich im hinteren Teil des Hauses sodann ein Friseurgeschäft, während parallel dazu im vorderen Teil Edmund Brand ein Lebensmittelgeschäft eröffnete.

Als Dienstmädchen der Brands lebte ab 1944 für fünf Jahre auch die damals zwanzigjährige Lene Kleinschroth (verh. Heißwolf) im Malerwinkelhaus. „Familie Brand besaß seit 1935 das Malerwinkelhaus mit einem Lebensmittelgeschäft am Maintor in der Bachgasse [...]. Im Erdgeschoß des Gebäudes befanden sich der Laden, das Büro, ein Lagerraum und die Waschküche, wo



Abb. 8: Blick auf das Lebensmittelgeschäft von Edmund Brand im vorderen Teil des Hauses.

Photo: Archiv Museum Malerwinkelhaus.



Abb. 9: Blick in eine der Dachkammern im Malerwinkelhaus, die das Dienstmädchen Lene Klein-schroth beschreibt. ,FRAUEN-ZIMMER‘, Raum 12. Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

auch die Wäsche zum Trocknen aufgehängt wurde. Im oberen Stock bewohnten die Brands Wohnzimmer, Schlafzimmer, Kinderzimmer, Küche und Vorratskammer. Ein Bad war nicht eingerichtet, als Toilette diente ein Plumpsklo über dem Breitbach.¹⁴ Im langgezogenen Dachboden des Malerwinkelhauses hatte ich eine der kleinen Kammern mit Blick zur Metzgerei Schäfer, die ich nur zum Schlafen benutzte. Die Häuser lagen so eng beieinander, dass ich am Abend mit Herrn Schäfer über die Straße hinweg einen Schwatz von Fenster zu Fenster halten konnte. Die anderen Bodenräume wurden als Lagerräume benutzt. Im Keller lagerte das Brennmaterial. Geheizt wurde mit wenigen Öfen. Das Haus war bis auf den Dachboden elektrifiziert und hatte Wasserleitungen. Der hintere Teil zur Bachgasse hin war

vermietet. In meinem Zimmer standen nur Schrank, Bett und Tisch. Der eintürige Schrank, auf dem mein kleiner Koffer lag, besaß oben ein Fach für meine Leibwäsche und Handtücher. Darunter war eine Kleiderstange. Auf dem Tisch lag eine gestickte Decke. An den Fenstern, die in der Kriegszeit mit schwarzem Papier zu verdunkeln waren, hingen weiße Gardinen. Abends stellte ich ein Wännchen mit Waschwasser auf den Tisch. Wenn ich zu Bett ging, hängte ich die Kleider über das Bettende. Die Kammer besaß als einzige Lichtquelle eine Kerze und hatte keinen Ofen. War es sehr kalt, blühten Eisblumen auf dem Fensterglas. Ich legte einen heißen Backstein ins Bett und behielt die Strümpfe an, über das Unterhemd zog ich noch ein warmes Nachthemd.“¹⁵

Hatten nach dem Krieg zunächst vier

Angestellte in Brands Lebensmittelgeschäft gearbeitet, wurde es in den 1950er Jahren als Familienbetrieb weitergeführt und Anfang der 1960er Jahre zum Selbstbedienungsladen umgebaut. Nach dem Tode Vater Brands führten Mutter und Töchter den Laden noch bis 1981 alleine weiter. Die Wohnungen erlebten währenddessen viele Wechsel, dienten z.B. während des Autobahnbaus als Unterkunft für Arbeiter und kamen immer mehr herunter.

Als schließlich die Stadt Marktbreit das Malerwinkelhaus 1985 erwarb, sollte die lange und wechselhafte Geschichte von Besitzern, Bewohnern, Kaufleuten und Geschäften in diesem Haus beendet sein. Das denkmalgeschützte, zu 40 % zerstörte und vom Einsturz bedrohte Gebäude wurde saniert und der Öffentlichkeit im Jahre

1991 erstmals als *Museum Malerwinkelhaus* präsentiert.¹⁶

Das Museum

Im ersten Ober- sowie im Dachgeschoss des Malerwinkelhauses befindet sich heute die sozial- und kulturhistorische Dauerausstellung „*Frauen-Zimmer. Lebensstationen in einer fränkischen Kleinstadt*“, im Erdgeschoss das auf den archäologischen Grabungen und Untersuchungen auf dem Kapellenberg beruhende „*Römerkabinett*“. Jährlich wechselnd werden diese Dauerausstellungen durch Sonderausstellungen zu diversen kulturgeschichtlichen Themen und in der Adventszeit durch Weihnachtsausstellungen ergänzt.¹⁷ Zahlreiche museumspädagogische Angebote laden Kinder



Abb. 10: *Stufenalter der Frau*, Verlag Gustav May Söhne, Frankfurt am Main, um 1900. ,FRAUEN-ZIMMER‘.
Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

zum Spielen und Ausprobieren ein, während Erwachsene in angenehmer Atmosphäre im Museumscafé eine Tasse Kaffee genießen, im Museumsshop stöbern oder sich in die Lektüre der Museumspublikationen vertiefen können.

1.1 Die Dauerausstellung „FRAUEN-ZIMMER“: Ein Rundgang.

Die Dauerausstellung „FRAUEN-ZIMMER“ gibt einen Einblick in das Alltagsleben und die Lebensgeschichte von Frauen verschiedener sozialer Schichten und Konfessionen, die zwischen 1875 und 1925 geboren wurden.¹⁸ Basierend auf Interviews mit Zeitzeugen, sind mithilfe anschaulicher Inszenierungen Schlaglichter auf das Frauenleben von der Wiege bis zur Bahre gerichtet, wobei ebenso Aspekte der Zeit- und der Marktbreiter Ortsgeschichte beleuchtet werden. Dem Betrachter wird vor allem die gesellschaftliche Situation der Bürgerfamilie – auch als Vorbild anderer Schichten – und das erstrebte Ideal der Frau als Hausfrau und Mutter vor Augen geführt. Evident wird, wie Mädchen in der Familie und der Schule auf diese Rolle vorbereitet wurden, und welche (beruflichen) Alternativen es gab. Modebeispiele und reizvolle Accessoires vom Biedermeier bis zu den 1950er Jahren spiegeln sodann Zeitströmungen wider und runden das sozialgeschichtliche Bild der Frau ab.

Raum 1: Hausgeschichte und Einleitung

„Selten denkt das Frauenzimmer, denkt es aber, taugt es nichts!“, urteilte einst Friedrich Wilhelm Nietzsche. Scheinbar etwas humorvoller verpackte Wilhelm Busch seine Meinung: „Ratsam ist und bleibt es immer / für ein junges Frauenzimmer, / einen Mann sich zu erwählen / und womöglich zu

vermählen. / Erstens: will es so der Brauch. / Zweitens: will man's selber meistens auch. / Drittens: Man bedarf der Leitung / und der männlichen Begleitung; / Weil bekanntlich manche Sachen, / welche große Freude machen, / Mädchen nicht allein verstehen; / als da ist: ins Wirtshaus gehn.“

Bezeichnete man ursprünglich die Gemächer sowie den gesamten Hofstaat einer Adligen als „Frauenzimmer“ („frawenzymer“), wurde der Begriff seit dem 17. Jahrhundert – ursprünglich ohne abwertende Note – auch auf einzelne Frauen bzw. Frauen generell angewandt.¹⁹ Die Bestimmung der Frau wurde von jeher im häuslichen Bereich gesehen. Ihre Rolle als Hausfrau und Mutter stand im Vordergrund, wobei sich allerdings nur Frauen aus der Gesellschaftsschicht des Großbürgertums derselben ganz widmen konnten. Darüber hinausgehende Fähigkeiten wurden Frauen lange abgesprochen.

Raum 2: Kindheit

Schon die Erziehung von klein auf zielte auf diese Rolle ab, und der von Geburt an vorgegebene Lebensweg war vorrangig von religiösen Riten und Festen sowie von den moralischen Ansichten der Gesellschaft geprägt. Die Einführung in die religiöse Gesellschaft fand bereits kurz nach der Geburt durch die Taufe statt. Zu diesem festlichen Anlass trugen die Säuglinge als Reinheitssymbol ein weißes Taufkleid. Besonders wichtig war hier auch der repräsentative Wert, der sich zum Beispiel in den Patengeschenken widerspiegelte. Aber auch der Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern wurde in dieser Zeremonie deutlich, denn bei unehelichen Kindern unterblieb das Glockenläuten, und die Mutter wurde nicht ausgesegnet.



Im Allgemeinen spielten sich die ersten Jahre der Kinder hauptsächlich in der Stube oder im Freien und im Beisein der Geschwister und Nachbarskinder ab. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts gab es auch Kleinkinderbewahranstalten, in denen sich bereits durch die Sitzordnung eine Trennung von Jungen und Mädchen abzeichnete. „Sie [die Aufseherin] war sehr autoritär und scheute auch vor dem Einsatz des Stockes nicht zurück. Wir hatten eine ganz

bestimmte Sitzordnung. Die Mädchen saßen in Richtung Breitbach und die Buben in Richtung Winzerhof an der Wand entlang. Wir saßen übrigens in einer Art sozialer Rangordnung. Erst kam der Pfarrerssohn, dann die Lehrersöhne, Bürgersöhne und zuletzt die Arbeiterkinder. Am meisten wurden die Arbeiterkinder geschlagen.“²⁰

Ebenso wurden in diesem Alter geschlechtsspezifische Unterschiede bezüglich des Spielzeugs gemacht, um, wie auch durch das frühe Mithelfen im Haushalt, die Mädchen auf ihre späteren Aufgaben vorzubereiten. „Die Mädchen bekamen Puppen o.ä., und wir Jungen erhielten Helm und Säbel. Wir spielten dann gerne Solda-



Abb. 12: Um die Jahrhundertwende bis in die 1920er Jahre waren Matrosenanzug (Bleyle) und Matrosenkleid weit verbreitet. „FRAUEN-ZIMMER“.

Photo: Archiv Museum Malerwinkelhaus.

ten, und die Mädchen bekamen die Rolle der Krankenschwestern und mussten uns verbinden.“²¹

Die Kleidung der Kinder wurde in den meisten Familien von der Mutter genäht und unter den Geschwistern weitergegeben. Man unterschied zwischen der Alltags- und der besonders gepflegten und nur selten genutzten Sonntagskleidung. Kinder zwischen zwei und vier Jahren trugen einen geschlechtsneutralen Kleinkinderrock, der bei Mädchen dann von einem Kleid und einer Schürze abgelöst wurde. Diese wurde nicht nur bei der Arbeit getragen, sondern diente auch als modisches Zubehör. „Als Kind trug ich meist Kleider, über die immer eine Schürze gebunden wurde, bei besonderen Anlässen eine weiße, z.B. für den Kirchenbesuch.“²²

Mit dem Jahr 1802 wurde im Königreich Bayern die sechsjährige Unterrichtspflicht für Jungen und Mädchen ab sechs Jahren eingeführt. In der Volksschule waren Kinder bis Ende des 19. Jahrhunderts nach Geschlechtern getrennt. „Die Mädchen bekamen schon einmal mit dem ‚spanischen Steckele‘ auf die Hand und die Buben wurden übergelegt, wenn sie nicht brav waren.“²³ Im Allgemeinen besuchten die Schülerinnen sechs bzw. sieben Jahre lang die Werktagsschule und im Anschluss daran für drei weitere Jahre die Sonn- und Feiertagschule. Daneben mussten viele Kinder zusätzlich im Haushalt oder dem landwirtschaftlichen Betrieb mitarbeiten, wobei auch hier die Verteilung der Aufgaben für den weiteren Lebensweg bestimmend war. So passten die Mädchen eher auf die kleineren Geschwister auf und übernahmen Hausarbeiten, anstatt das Vieh zu hüten.

Ein bedeutsames Ereignis im Leben katholischer Kinder war der „Weiße Sonntag“, die Feier der Erstkommunion. Von

Paten und Verwandten bekamen die Kommunionkinder religiöse oder im Hinblick auf die Zukunft praktische Geschenke, Mädchen insbesondere Zubehör zur Aussteuer. Ein besonderes Geschenk war eine Orange, die damals als sehr exotisch galt: „Die Orange war ein Heiligtum und wurde – gut sichtbar – auf dem Schrank aufbewahrt. Als ich sie dann endlich essen hätte dürfen, war sie längst verfault.“²⁴

Raum 3: Jugend

Der Austritt aus der Werktagsschule, der bei protestantischen Mädchen meist auch mit der Konfirmation zusammenfiel, markierte den Beginn des Erwachsenenlebens. Bereits jetzt wurde begonnen, die Aussteuer zu fertigen, die die Attraktivität einer Frau beträchtlich erhöhen konnte. Das Hauptaugenmerk lag hierbei besonders auf dem Wäscheschrank und dessen selbstge-



Abb. 13: Aussteuer-Wäscheschrank von 1818 (Detail). „FRAUEN-ZIMMER“.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

fertigtem Inhalt, der den einzigen persönlichen Besitz der Frau darstellte.²⁵

Nach diesem ersten Abschnitt hingen die weiteren Möglichkeiten der jungen Mädchen stark von den finanziellen Verhältnissen der Eltern ab. Konnten diese es sich leisten, schickten sie die Mädchen auf die Höhere Töchterschule, wo ihnen Umgangsformen und das Wichtigste über das Hausfrauendasein beigebracht wurden. War dies nicht möglich, unterstützten die Eltern die jungen Frauen bis zu ihrer Hochzeit. Im schlimmsten Fall mussten die Mädchen selbst für ihren Unterhalt aufkommen und eine Stelle als Dienstmädchen oder Hauswirtschafterin antreten. Mit einer Hochzeit wurden diese Tätigkeiten jedoch eingestellt. Der Besuch des Gymnasiums oder ein Studium war Mädchen im Deutschen Reich lange verwehrt, zu letzterem wurden bis 1903 nur Männer

zugelassen, das Recht zur Habilitation erhielten Frauen erst ab 1920.

Möglichkeiten der Freizeitgestaltung für junge Frauen boten gegen Ende des 19. Jahrhunderts vor allem Vereine sowie Sport- und Jugendbewegungen (z.B. Wandervogelbewegung, der 1816 gegründete Gesangverein Frohsinn, der 1861 gegründete Turnverein). Seit 1860 bestand auch eine Badeanstalt am Main. Tanzveranstaltungen von Vereinen im „Weinmannsgarten“ oder im „Löwensaal“ dienten nicht selten dem Kennenlernen und der Kontaktaufnahme mit dem zukünftigen Ehemann. War ein Bräutigam gefunden, schloss sich bald die Verlobung an, die als Vertrag galt, mit dem wechselseitig die Ehe zugesagt wurde.

Raum 4: Ehe und häusliches Leben

Lebensziel einer Frau war es, eine standesgemäße Ehe zu schließen und einen eigenen Haushalt zu führen, nicht zuletzt deshalb, weil eine verheiratete Frau bis an ihr Lebensende finanziell versorgt war und – aufgrund der gesellschaftlichen Verhältnisse – die Sorge um das Versorgtsein ein zentrales Thema war. Doch auch Männer heirateten nicht unbedingt aus Gründen der Zuneigung oder gar Liebe. Wichtig war es, eine gesunde und tüchtige Frau mit guter Aussteuer zu ehelichen, damit sie tatkräftig nicht nur den Haushalt und die Kindererziehung übernehmen, sondern auch im Betrieb oder Geschäft mitarbeiten und bei Bedarf sogar eine bezahlte Arbeit verrichten konnte. Letzteres wurde jedoch nach Kräften vermieden, da dies als Armutzeugnis galt.

War alles geregelt, konnte die Hochzeit stattfinden. Bis in die 1920er Jahre war es üblich, ein schwarzes Brautkleid zu tragen, da dieses als ‚gutes Kleid‘ für beson-



Abb. 14: Hochzeit um 1880 in schwarzem Brautkleid. „FRAUEN-ZIMMER“.

Photo: Archiv Museum Malerwinkelhaus.

10. Sept. Luisbara Rosenfuer Oberhöch 3 42
10. " Luisbara Rosenfuer Unterhöch 3
9. " Luisbara Rosenfuer Unterhöch 3
1863
Januar Maria Schäfferin Mülfen 9 6
Maria Metzger am Ruhbach 4 12
Anna Tyroliad Abtsbach 32
Peter von Waffingen am Ruhbach 4
Elisab. Ha. Gieß am Mülfen
Königswinter Eggen am Mülfen 4 42
Reparat. Lauter am Ruhbach 4 13
Joseph Verlagg. am Mülfen 8
Silvana Margaretha Müllgarten Mülfen 6
Nathanael Zehl am Ruhbach 5
23. " Magdalena Klings am Ruhbach 4 X
Mary Lien Brügelberg am Mülfen 9 30
Maria Schäfferin am Mülfen 3
Margaretha Lauter am Ruhbach 3
Luisbara Rosenfuer am Ruhbach 4
32

10. " Luisbara Rosenfuer am Ruhbach 3 3
10. " Luisbara Rosenfuer am Mülfen 5
23. " Maria Paul am Mülfen 3 30
23. " Josef am Mülfen 4
23. " Peter am Ruhbach 6
28. " Josef am Mülfen 4 10
9. Mai Franziska Schäffer am Mülfen 5 30
31. " Margaretha Schäffer am Mülfen 5
28. Juni Anna Käpp am Mülfen 5 30
30. " Margaretha Reck am Ruhbach 7 45
5. Juli Margaretha Gräfin am Ruhbach 8 +
1. " Margaretha Reck am Mülfen 10 42
10. " Margaretha Wiffert am Ruhbach 1 15
23. " Maria Leipf am Ruhbach 3 20
29. " Margaretha Döpp am Mülfen 3 12
30. " Margaretha Reck am Mülfen 3 12
1. " Maria Salzg. Gräfin am Ruhbach 8 4
19. " Rosina Schäffer am Ruhbach 6
5. " Rosina Schäffer am Ruhbach 5 30
54

Abb. 15: Das Hebammenbuch, das die Marktbreiter Hebamme Anna Dorothea Rosen (geb. Schmidt, 1839) im Jahre 1862 begonnen und bis 1914 geführt hatte, wurde 2018 im bayernweiten Wettbewerb „100 Heimatschätze“ prämiert.²⁹ „FRAUEN-ZIMMER“

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

dere Anlässe lebenslang verwendet werden konnte. Geheiratet wurde in Marktbreit meist an einem Dienstag. Unter dem Läuten der Hochzeitsglocken zog der Hochzeitszug zur Kirche. Gehörten die Eheleute verschiedenen Konfessionen an oder war die Braut bereits schwanger, blieben die Glocken allerdings stumm. Auch hatte eine Braut, die bekannterweise vorehelichen Verkehr ausgeübt hatte, Anfang des 19. Jahrhunderts zum Zeichen ihrer Schande noch einen Strohkranz zu tragen.

Nach der Hochzeit beschränkten sich die Frauen bis in die 1960er Jahre in der Regel auf ihre Pflichten als gute Ehe- und Hausfrau. Da dieses Dasein den Mädchen vorher durch idealisierte Erzählungen schmackhaft gemacht worden war, sahen sich viele erst einmal ernüchtert: Das Füh-

ren eines eigenen Haushaltes brachte harte und anstrengende Arbeit mit sich, die aus Sicht der Männer als selbstverständlich galt. Die bürgerliche Ehefrau, die meist über zumindest eine Haushaltshilfe verfügte, konnte sich dagegen über Haushalt und Kindererziehung hinaus noch karitativen und sozialen Aufgaben widmen (z.B. *Frauen-Zweig-Verein des Roten Kreuzes*). Um ihren häuslichen Fleiß zu dokumentieren, beschäftigten sich Hausfrauen auch gerne mit aufwendigen und kunstvollen Stick- und Näharbeiten. So trugen zahlreiche Tücher, Deckchen, Wandbehänge und Kissen kunstvoll gestickte Bilder und Sprüche, die gute Ratschläge gaben, die Hausfrau an ihre Pflichten erinnerten, zu Wohlverhalten ermahnten oder aufmuntern sollten (vgl. Abb. 9).²⁶

Raum 5: Geburt und Kindersegen

Untrennbar mit der Ehe verbunden war das Gebären von Kindern, was bis in die 1950er Jahre mit Hilfe einer Hebamme („Storchentante“) vornehmlich zuhause geschah. Hierfür konnte in Marktbreit ein Gebärstuhl aus dem Rathaus ausgeliehen werden, der einst – vor allem von den an der Würzburger Hebamenschule ausgebildeten Hebammen – als besonders wichtiges Hilfsmittel erachtet wurde und wohl bis in die 1930er Jahre Verwendung fand.²⁷ Unter der Voraussetzung eines moralisch einwandfreien Lebenswandels wurden Hebammen von der Gemeinde unterhalten und



Abb. 16: Feldpostkarte mit Storchenmotiv, gezeichnet von Berlin nach Dortmund, 4. Februar 1917. ,FRAUEN-ZIMMER‘.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

mit ihren Arbeitsutensilien – dem Hebammenkoffer sowie -buch – ausgestattet, mitunter bekamen sie auch eine mietfreie Wohnung zur Verfügung gestellt.²⁸

Bis in die 1950er Jahre war die Geburt ein Tabuthema, weshalb Kindern die Geschichte vom Klapperstorch erzählt wurde. Wünschten sich Kinder ein Brüderchen oder Schwesterchen, riet man ihnen, ein Stück Zucker für den Storch auf das Fensterbrett zu legen. „Ich habe immer wieder dort auf Lauer gelegen, um den Storch zu sehen und war total enttäuscht, dass nie einer aufgetaucht ist, obwohl ständig Kinder in Marktbreit ,gebracht wurden“.²⁹

Tatsächlich waren die häufig schnell aufeinander folgenden Schwangerschaften und Geburten eine zusätzliche Belastung zu den Alltagsarbeiten, die die Frauen schwächten und viele sogar sterben ließen. Dass eine Frau im Kindbett starb und der Mann sich mehrfach wieder verheiratete, galt nahezu als Normalität, wie auch die deftige Volksweisheit aus dem Ochsenfurter Gau illustriert: „Weibersterben – kein Verderben. / Gäulsverrecken großer Schrecken.“³⁰

Raum 6: Religiöses Leben

Die Weitergabe des Glaubens und die Bewahrung der kirchlichen Traditionen in der Familie war in erster Linie Aufgabe der Frauen. Wichtiger Bestandteil des Tagesablaufes waren Gebete. Während in katholischen Familien morgens, mittags und abends durch das Läuten der „Angelusglocken“ daran erinnert wurde, hielt man in evangelischen Haushalten insbesondere beim Abendläuten inne. Katholische Frauen vertrauten vor allem auf die Hilfe der Gottesmutter, beteten vor entsprechenden Bildern und Figuren oder unternahmen Wallfahrten zu den ihr geweihten Orten (z.B. Altötting).

In evangelischen Familien lenkte man das Augenmerk eher auf das Wort, sodass sich im Wohnzimmer meist eine große Familienbibel befand. Bräuten wurde außerdem gerne das in Franken weit verbreitete „Starken-Buch“ des Frankfurter Predigers Johann Friedrich Stark zur Hochzeit geschenkt. Hier waren besondere Gebete für die Schwangerschaft, die Geburt, das Kindbett und weitere schwierige Lebenssituationen enthalten. Bescheidenheit und Sparsamkeit waren Grundprinzipien protestantischer Glaubensauffassung, in der Mann und Frau gleichberechtigt galten und Frauen heute auch religiöse Handlungen ausüben dürfen bzw. Pfarrerin oder Bischof sein können.

Im Gegensatz dazu nahmen jüdische Frauen nicht aktiv am Gottesdienst teil. In der Marktbreiter Synagoge stand ihnen eine vergitterte, separate Empore zur Verfügung. Wenngleich die Geburt eines Sohnes wichtigstes Ziel einer jüdischen Ehe darstellte, musste sich eine jüdische Mutter auch bei der Beschneidung ihres Sohnes im Hintergrund halten. Traditionell wurde im Nachhinein die hierbei verwendete Windel bestickt und der Synagoge als Thorawimpel gestiftet. Im Haus hatte die jüdische Frau zahlreiche heilige Pflichten und aufwendige Reinheitsgebote zu erfüllen (Zubereitung koscherer Mahlzeiten mit besonderen Geschirren und eigenen Spülgeschüsseln, wochenlanger Hausputz vor dem Pessach-Fest um die Osterzeit, Organisation des Sabbat mit dem vollständigen Arbeitsverbot etc.).

Raum 7: Küche und Waschküche

In kleinbürgerlichen Haushalten war die Küche oftmals der einzige beheizte Raum, so dass sich hier das Familienleben abspielte. Mittelpunkt des Haushaltes war der



Abb. 17: Zinnfass mit Wasserhahn zur rituellen Händewaschung („Lavabo“), auf dem Deckel die Marke des Marktbreiter Zinngießers Anton Nusmann, um 1820. Das Gefäß stammt aus dem Haus in der Schustergasse, in dem Karoline Kissinger wohnte, Henry Kissingers Tante, „FRAUEN-ZIMMER“.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

Wärme und Licht ausstrahlende Küchenherd, der nicht nur als Kochstelle diente: Wasser, Bügeleisen und sogar Ziegelsteine zum Bettwärmen konnten hier erhitzt, nasse Kleider getrocknet oder Windeln ausgekocht werden.

Die Küchenarbeit selbst beinhaltete das Kochen – zunächst nach handgeschriebenen Rezepten, später nach Kochbü-



Abb. 18: Küchenherd mit Emaille-Töpfen und Geschirr (Detail). „FRAUEN-ZIMMER“.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

chern –, das Backen, das Abwaschen, das Organisieren der Vorratshaltung sowie das Hereinragen und Erhitzen von Wasser. Wenngleich es seit 1913 eine städtische Wasserleitung in Marktbreit gab, verfügten viele Haushalte lange noch nicht über einen eigenen Wasseranschluss.

Besonderen Kraftaufwand erforderte der Waschtag. Da nur in Abständen von zwei bis vier Wochen gewaschen wurde, sammelte sich jedes Mal eine beträchtliche Menge an Wäsche an. Diese musste am Vorabend für die mehrere Tage dauernde Prozedur des Waschens sortiert und eingeweicht werden. Der eigentliche Waschtag begann mit dem Heranschaffen und Erhitzen von Wasser. Es folgte das Waschen, Bleichen, Stärken, Bügeln, Mangeln, Falten, Ausbessern und Einräumen der Wäsche.³² Da wundgeriebene Hände und eine Erkältung oft Folge der Arbeit waren, wurden – wenn irgendmöglich – ein Dienstmädchen oder eine Wäschefrau

zur Unterstützung hinzugezogen. Erleichterung brachte erst die Erfindung der Waschmaschine, die wie viele andere technische Geräte heute die menschliche Arbeitskraft im Haushalt ersetzt.

Raum 8: Berufe

Um die Wende zum 20. Jahrhundert gab es außerhalb der Ehe nur wenige Tätigkeitsfelder für Frauen. War beispielsweise eine ledige Mutter darauf angewiesen, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, waren die Erwerbsmöglichkeiten auf Dienstmädchen, Köchin, Waschfrau, Närerin oder Tagelöhnerin beschränkt. Viele der ohnehin wenigen Berufschancen taten sich zudem nur mit einem Verzicht auf eine Ehe und die Einhaltung des Zölibats auf.

Hier hatten Klöster und Diakonissenanstalten regen Zulauf, da die Frauen im Dienste Gottes versorgt waren und Frau-



Abb. 19: Die Waschküche (Detail). „FRAUEN-ZIMMER“.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

en, die sich in verschiedenen sozialen Bereichen betätigten, großes Ansehen genossen. Auch hatten sie zusätzlich die Möglichkeit, sich fortzubilden und verantwortungsvolle Positionen zu übernehmen.

Für unversorgte Töchter von Lehrern, Pfarrern oder Beamten war der Beruf der Lehrerin als standesgemäße Erwerbsmöglichkeit angesehen, der jedoch einst ebenfalls den Zölibat erforderte. Der Abschluss einer höheren Töchterschule genügte, um als Gouvernante, Haus- oder Privatlehrerin tätig zu werden. Erst ab 1870 gab es ein erstes Lehrerinnenseminar in Bayern. Die Gründung dieser Bildungsanstalt für protestantische Lehrerinnen war in der Männerwelt mit Hinweis auf das Paulus-Zitat „*Einer Frau gestatte ich nicht, dass sie lehre*“ (1 Tim. 2, 12) heftig umstritten. Lehrerinnen mussten ledig bleiben bzw. mit einer Heirat aus dem Dienst ausscheiden. Diese Zölibats-Klausel bestand in Bayern bis 1921, doch auch danach wurden verheiratete Frauen vom Schuldienst ferngehalten: Das bayerische Beamtenge- setz sah vor, dass Lehrerinnen im Falle einer Eheschließung nicht nur ihre Stelle, sondern auch ihre Pensionsansprüche ver- lören, so dass bis in die 1960er Jahre viele Lehrerinnen unverheiratet blieben. Das gleiche Ansehen wie ihre männlichen Be- rufskollegen hatten sie ohnehin nicht. In den Dorfschulen war das „Fräulein“ meist nur in der Unterstufe eingesetzt und dem Lehrer in der Oberstufe untergeordnet.

Erstrebenswert war für Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem der Beruf der Büroangestellten oder kaufmännischen Angestellten, der aus Sicht der Männer angeblich den Neigungen und Talen- ten der Frauen entsprach: Gutes Anpas- sungsvermögen, Organisationstalent und vor allem Bescheidenheit in Gehaltsforde- rungen. Hier gab es Aufstiegschancen, die



Abb. 20: Die Werkstatt der Hutmacherin Margarete Merten, Ochsenfurt (Detail). „FRAUENZIMMER“.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

sich viele, gerade aus den unteren Schichten stammende Frauen erhofften. 1882 lag der Frauenanteil bei Büroangestellten noch bei knapp 5 Prozent, 1933 schon über 30 Prozent.

Raum 9: Die Putzmacherin

Handwerklich begabte und kreative Mädchen und Frauen ergriffen schließlich den Beruf einer „Putzmacherin“ (Hutmacherin, Modistin). Hier nämlich konnten selbst Frauen eine Meisterprüfung ablegen und einen eigenen Betrieb eröffnen. Ein weiterer Frauenberuf war schon Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Erfindung der Nähmaschine aufgekommen: Aus einem Zweig der Dienstbotenarbeit hatte sich der Beruf der „Weißnäherin“ entwickelt.³³ Auch diese und ebenso Schneiderinnen konnten einen vergleichbaren Weg wie die Putzmacherin einschlagen.

Raum 10: Die Mode

Von der Biedermeier- über die Gründerzeit bis zur Jahrhundertwende war die Mode unpraktisch und kompliziert. Vor allem das Korsett schränkte die weibliche Bewegungsfreiheit stark ein. Viele Frauen schnürten ihr Korsett sogar so eng, dass sie einen Ohnmachtsanfall erlitten, und Ärzte äußerten Bedenken, dass es zu Quetschungen der Organe kommen könne. Dennoch setzte sich erst nach 1910 die Reformkleidung nach und nach durch, die vollständig auf dieses Kleidungsstück verzichtete und den Frauen mehr körperliche Freiheiten zugestand.³⁴ Durch die zunehmende Berufstätigkeit der Frau veränderte sich die Mode, und die Kleidung wurde zweckmäßiger und bequemer. Da die Frauen während und nach dem Ersten Weltkrieg viele Männerarbeiten übernehmen mussten, wurde schließlich auch die Hose für Frauen gesellschaftsfähig, salonfähig allerdings erst in den 1920er Jahren durch Coco Chanel.



Abb. 21: Aus der Geschichte der Mode und Unterwäsche: das Korsett. „FRAUEN-ZIMMER“.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

Der Rundgang durch die Dauerausstellung „FRAUEN-ZIMMER“ findet seinen Abschluss im Dachgeschoss in authentisch gestalteten Räumen, die die Vorratshaltung und das Leben der für die bürgerliche Familie notwendigen Dienstboten thematisieren (Raum 11 und 12, Vorrats- und Dienstbotenkammer, vgl. Abb. 9).

1.2. Aktuelles aus der Museumspraxis: Projekt „FRAUEN-ZIMMER“ in „Leichter Sprache“

Während die einen durch die „FRAUEN-ZIMMER“ streifen können, die besondere Atmosphäre des Hauses genießen, in nostalgischen Erinnerungen schwelgen oder auch kritisch die Vorteile der heutigen Zeit gegenüber damaligen Um- und Zuständen bedenken, ist die Dauerausstellung für andere Besucher unzugänglich: Das denkmalgeschützte Malerwinkelhaus mit seinen zahlreichen verwinkelten Räumen, schmalen, steilen Treppen und Schwellen kann die Zielvorstellung eines barrierefreien Museums nicht erfüllen. Mittlerweile wurde diese aber auch vom Begriff des inklusiven Museums oder der inklusiven Bildung im Museum abgelöst.³⁵ Denn unabhängig von baulichen Barrieren wurde in Museen als größtes Hindernis eine zu komplexe Sprache erkannt. Hierbei ist der Begriff Inklusion nicht ausschließlich auf Menschen mit (geistiger oder Lern-) Behinderung bezogen, sondern auch auf Migranten und Touristen, die Deutsch erst lernen. So finden sich heute immer häufiger Museums-Informationen, Führungen oder Ausstellungstexte in sog. „Leichter Sprache“.³⁶ Im Zusammenhang mit der Antrittsvorlesung von Dr. Wolf Eiermann, Direktor des Museums Georg Schäfer in Schweinfurt, war kürzlich in der Zeitung sogar zu lesen, „dass Lehrer selbst

der gymnasialen Oberstufe inzwischen Texte in sogenannter leichter Sprache nachfragen“.³⁷ Die Tatsache, dass sich die Zulassungsarbeit einer jungen Mitarbeiterin des ehrenamtlich arbeitenden Museumsteams die „Leichte Sprache“ zum Thema macht, führte zu der derzeit in der Umsetzung befindlichen Projektidee, einen entsprechenden Rundgang durch die Dauerausstellung ‚FRAUEN-ZIMMER‘ zu erstellen. Zum Malerwinkelhaus würde es dann heißen:

**Das Museum ist in einem
sehr alten Haus.
Viele Maler malten dieses
Haus.
Eine kleine, versteckte Ecke
nennt man auch Winkel.
Deshalb heißen das
Haus und das Museum:
Maler•winkel•haus.**

2.1 Das ‚RÖMERKABINETT‘

Durch Luftbildarchäologie begann im Jahre 1985 die bemerkenswerte Entdeckungsgeschichte des Römerlagers auf dem Kappellenberg bei Marktbreit. Die anschließenden archäologischen Grabungskampagnen in den Jahren von 1986 bis 1992 ergaben, dass sich hier ein ca. 37 ha großes Doppellegionslager aus der Zeit des Kaisers Augustus befunden hatte, das Platz für 12.000 Soldaten bot.³⁸ Einige der we-

nigen Funde, Münzen sowie Fragmente von Grob- und Feinkeramik (*Terra Sigillata*), datieren das Lager, das in der jüngeren Forschung als das durch Karten und Texte bekannte „*Bergium*“ diskutiert wird, in die Zeitspanne von 9 v. Chr. bis 9 n. Chr. Der römische Standort bei Marktbreit ist der am weitesten im Osten gelegene seiner Zeit sowie einer der größten in Germanien überhaupt.

In einer überraschend eingeleiteten Grabung im Juli dieses Jahres, stießen Archäologen nordöstlich des Lagers in einer Entfernung von etwa 500 Metern Luftlinie zusätzlich auf zahlreiche Öfen zur Produktion von Keramik sowie Gruben für die Metallverarbeitung, was auf eine große, nahegelegene Infrastruktur hinweist. Hier am Main, auf dem Güter und Soldaten per Schiff transportiert werden konnten, war also offensichtlich Großes geplant. Nach ersten Aussagen der Forscher hätte hier sogar „*die Hauptstadt der ‚Provincia Germanica‘ entstehen*“ sollen.³⁹

Mit großem Arbeits- und Kostenaufwand begonnen, war die Anlage jedoch nie vollständig und funktionstüchtig ausgebaut worden. Fundleere (Vorrats- und Müll-)Gruben, eine offensichtlich nie benutzte Latrine im Zentralbereich sowie die extreme Fundarmut legen sogar nahe, dass wohl niemals eine über den Baurupp hinausgehende größere Besatzung in Marktbreit stationiert gewesen ist. Durch den vernichtenden Ausgang der „Varus-Schlacht“ hatte die römische Expansionspolitik eine Wende genommen: Der Vorstoß gen Germanien wurde abgebrochen und die Truppen zur Sicherung Galliens an die Rheingrenze zurückbeordert. Das Lager wurde noch vor der endgültigen Fertigstellung planmäßig aufgegeben, systematisch geräumt und beim Abzug gezielt niedergebrannt.



Abb. 22: Modell des Römerlagers auf dem Kapellenberg (Detail). „RÖMERKABINETT“.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

In Ergänzung zu dem im Jahr 2001 durch den Heimatverein eingerichteten „archäologischen Rundweg“ konnte im Jahr 2005 das u.a. mit Mitteln von ‚LEADER PLUS‘ realisierte ‚RÖMERKABINETT‘ als zweite Dauerausstellung im Malerwinkelhaus eröffnet werden. Hier werden die Ergebnisse der archäologischen Grabungen und Rekonstruktionsvorschläge zum Lager und seinen Gebäuden sowie Repliken der wichtigsten Funde präsentiert, die sich heute in der archäologischen Staatssammlung in München befinden. So genannte „Hand-on-Stationen“ (Anfassen, Ausprobieren) illustrieren die Ausrüstung und den Alltag der Legionäre. So begeistern z.B. die Rundmühle, mit der das Korn für die tägliche Mahlzeit von den Soldaten selbst gemahlen werden musste, oder die Römerhelme zum Aufprobieren Jung und Alt gleichermaßen.

2.2 Aktuelles aus der Museumspraxis: Projekt „Museumspädagogische Umgestaltung des ‚RÖMERKABINETTS‘“

Da das „Studium“ der zahlreichen, großen und mit Text überladenen Tafeln, die den ohnehin kleinen Raum noch mehr beengten, auch für vorgebildete und interessierte Laien eine Herausforderung darstellten und eine kindgerechte Vermittlung der wissenschaftlich fundierten Inhalte vollständig fehlte, wurde im Jahr 2016 eine museumspädagogische Neuakzentuierung initiiert. In einem ersten Schritt entwickelten Schülerinnen und Schüler der Klasse Q11 des Gymnasiums Marktbreit in einem W-Seminar unter der Leitung von OStRin Dorothee Weiß mit Eifer und Erfolg Spiele und Rätsel, um jungen Lateinern die Römerthematik und das ‚RÖMERKABINETT‘ spielerisch zu vermitteln.

In einem Seminar des Studiengangs Museologie der Universität Würzburg⁴⁰ entstand sodann beispielsweise die Trickfigur eines römischen Legionärs namens „*Curius*“ (= der Neugierige, entworfen und gezeichnet von Simon Opel), der junge Besucher in Zukunft nach der Methode des „*Storytelling*“ durch das „RÖMERKABINETT“ bzw. durch die Welt und das Alltagsleben der Legionäre führen wird.

Ein dritter Schritt erfolgte mit dem Projekt „*mobil im museum*“, für das das Malerwinkelhaus als eines von zwei unterfränkischen zusammen mit insgesamt 14 bayerischen Museen ausgewählt worden war.⁴¹ In einem dreitägigen Workshop und unter Anleitung und Betreuung zweier Medienpädagogen sowie OStR Josef Nusko sollte eine Gruppe Marktbreiter Gymnasiasten aus verschiedenen Klassen das „RÖMERKABINETT“ mit den aktuellen medialen Ausdrucksformen, Smartphone und Tablet, erleben und dies in eigenen Kurzfilmen vertiefen. Drehbücher und Storyboards wurden entworfen, Sprechtechnik geübt, recherchiert, gefilmt, aufgenommen und geschnitten, bis zwei Hör-

spiele sowie vier Filmclips entstanden waren, die mit kreativen Mitteln kurzweilig die Themenbereiche „das Lager“, „das Heer“, „die Ausrüstung“ und „die Ernährung“ behandeln und erklären.

Die Ergebnisse dieser zweijährigen Zusammenarbeit mit Schule und Universität wurden mit großem Erfolg in der Sonderausstellung „Aufgemischt: Römerkabinett 2018“ präsentiert. Ebenso konnte mit Unterstützung des ‚FREUNDESKREISES MUSEUM MALERWINKELHAUS E.V.‘ eine Kindermappe mit Informationen, Bastelbögen und Spielen zum Marktbreiter Römerlager herausgegeben werden.⁴² Aufgrund der technischen und baulichen Umsetzung des erarbeiteten museumspädagogischen Konzepts ist das „RÖMERKABINETT“ derzeit geschlossen und wird Besuchern ab Frühjahr 2020 in neuer Form wieder zur Verfügung stehen.

3. Die Sonderausstellung „*Ein Haus reist um die Welt. Das Malerwinkelhaus als historisches Postkartenmotiv und modernes Mail Art-Objekt*“

Um den Kreis zu schließen und zum Ausgangspunkt dieses Beitrags, dem Malerwinkelhaus, zurückzukehren, sei das Augenmerk noch einmal auf eine der bisherigen Sonderausstellungen gelenkt. Anlässlich des 30. Jubiläums des Erwerbs durch die Stadt Marktbreit sollte das Haus wieder einmal selbst im Mittelpunkt einer Ausstellung stehen. Um dabei den Bogen vom Postkarten- und Künstlermotiv der Vergangenheit in die Moderne zu spannen, wurde das Malerwinkelhaus in den Fokus des weltweiten Netzwerkes von *Mail Artisten* („Postkunst-Künstler“) und deren Kunstkorrespondenz durch die ebenfalls weltweit vernetzten Briefpostunternehmen gerückt („Mail Art“, „Postkunst“, „Kunstpost“, „postalisch verschickte Kunst“).⁴³



Abb. 23: Centurio-Helm zum Aufprobieren (Detail). „RÖMERKABINETT“.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.



Abb. 24: „Mail Art“ von Colette Geffroy (Frankreich), Wolle auf Pappe, Deckweiß. Museum Malerwinkelhaus.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

Lange vor dem Internet hatte sich dieses Netzwerk in den 1960ern zunächst in den USA entwickelt und war – z.B. über Künstler wie Joseph Beuys – bald auch nach Europa gelangt. In Zeiten von Diktaturen (Lateinamerika, Osteuropa) diente diese Kunstform vor allem als Medium des politischen Widerstands. Mit Kreativität und List wurde versucht, die Hürden der Zensur phantasievoll zu unterlaufen, was nicht selten auch zu harten (Haft-)Strafen führte. Auch in der DDR hatte die „Mail Art“, die zum Medium für internationale Kommunikation ohne Stil-, Sprach-, Kultur- und Staatsgrenzen wurde, einen besonderen Stellenwert. Kommunizierten anfangs noch Künstler untereinander, öff-

nete sich das Netz allmählich und die Grenzen zwischen Künstlern und Nicht-Künstlern verschwammen. Mittlerweile kann unter dem Motto „keine Bewertung, keine Rückgabe, keine Vergütung“ jeder den Aufforderungen zur Teilnahme folgen, unabhängig ob Künstler oder Laie, auch gibt es keine Einschränkungen in Inhalt und Ausführung.

Dem Aufruf „Mail Art Call Malerwinkelhaus“ im Jahr 2014 folgten schließlich ca. 180 Teilnehmer aus über 30 Ländern und sandten über 400 Arbeiten zum Thema Malerwinkelhaus ein. Häufig stand das Haus selbst im Mittelpunkt der Kunstwerke (z.B. Fachwerk, Hausgeschichte, Kalenderblattmotiv, Architektur), weiterhin wurde der Standort thematisiert (Klein-



Abb. 25: „Mail Art“ von Sandra Simone Schmidt (Deutschland). Museum Malerwinkelhaus.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

stadt Marktbreit in Unterfranken, Geburtsstadt von Alois Alzheimer, Ensemble mit Rathaus und Breitbach, Haus auf der Bachmauer) sowie das hier lokalisierte Museum (bisherige Ausstellungsthemen, Dauerausstellungen, Presseartikel, etc.). Ebenso drehten sich viele der Einsendungen um den Namen „Malerwinkelhaus“, wobei berühmte Maler wie Piet Mondrian, Picasso und Andy Warhol ins Spiel gebracht oder Wortspiele gemacht wurden. Unter dem Aspekt „Reisen“ verlegten zahlreiche humorvolle und kreative Arbeiten das Malerwinkelhaus schließlich an fremde Orte und in völlig neue Zusammenhänge („Fremdgegangen“).



Abb. 26: „Mail Art“ von Gültekin Özdemir (Türkei), Collage. Museum Malerwinkelhaus.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

Das Marktbreiter Malerwinkelhaus durfte so Australien, Belgien, Brasilien, China, Dänemark, Deutschland, England, Finnland, Frankreich, Griechenland, Italien, Japan, Kanada, Luxemburg, Marokko, Mexiko, Nepal, die Niederlande, Norwegen, Österreich, Polen, Portugal, Russland, Schweden, die Schweiz, Serbien, Sibirien, Spanien, die Türkei, Ungarn, Uruguay und die USA besuchen und auf diese Weise nach langer Zeit wieder einmal den Duft der weiten Welt atmen.

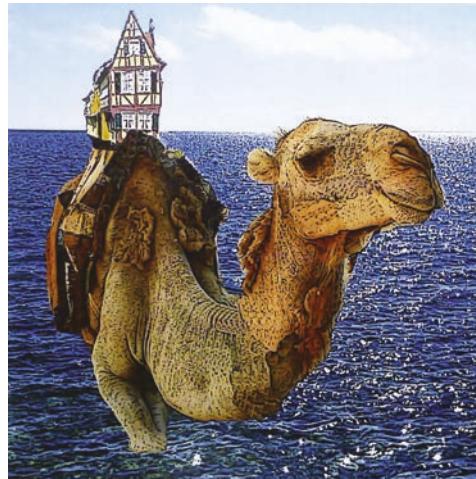


Abb. 27: „Mail Art“ von Wojtek Rozynski (Polen). Museum Malerwinkelhaus.

Photo: Dr. Simone Michel-von Dungern.

PD Dr. phil. habil. Simone Michel-Freifrau von Dungern (geb. 1965): Studium der Klass. Archäologie, Kunstgeschichte, Vor- u. Frühgeschichte und Ägyptologie an den Universitäten Würzburg und Hamburg. 1989: Magister Artium, 1994: Promotion (Skythische Bildsprache) an der Universität Hamburg; 1990–1992: Publikation der weltweit größten Sammlung „Magischer Gemmen“ des Britischen Museums, London; 1997: Habilitation („Magische Gemmen“), 1998 Privatdozentin an der Universität Gießen; 2000: Wissenschaftspreis der Aby-Warburg-Stiftung, Hamburg; 1999–2009: Dozentin für Kunst-, Stil- und Designgeschichte an der Staatlichen Zeichenakademie, Hanau; Seit 2010 Museumsleitung Malerwinkelhaus Marktbreit. Kontakt: Museum Malerwinkelhaus, Bachgasse 2, 97340 Marktbreit, E-Mail: info@malerwinkelhaus.de.

Anmerkungen:

- 1 Plochmann, Richard: Urkundliche Geschichte der Stadt Marktbreit in Unterfranken. Erlangen 1864, S. 114.
- 2 Wenzel, Johannes: Die Begründung des Spezereihandels in der alten Handelsstadt Marktbreit am Ende des 17. Jahrhunderts. Zur Einweihung des restaurierten Malerwinkelhauses (Bachgasse 2). Gnötzheim 1991, S. 31ff.; Zur Hausgeschichte: Michel-von Dungern, Simone: Das Haus am Maintor. Die wechselvolle Geschichte eines Gebäudes und seiner Bewohner, in: Im Bannkreis des Schwanbergs. Jahrbuch für den Landkreis Kitzingen. Dettelbach 2013, S. 153–174.
- 3 Vogel, Georg: Der schwarzenbergische Verkehrs- und Handelsplatz Marktbreit am Main von 1648–1740 und die fränkische Verkehrs- und Handelspolitik. Würzburg 1933, S. 70.
- 4 Wenzel: Spezereihandel (wie Anm. 2), S. 17ff.
- 5 Scharnagel, Richard: „Mercator“ Johann Adam Lampert und seine Nachfahren. Ihr Grabpavillon auf dem Marktbreiter Friedhof und ihr Wirken für den Ort, in: Im Bannkreis des Schwanbergs. Jahrbuch für den Landkreis Kitzingen. Dettelbach 2012, S. 54f.
- 6 Wenzel, Johannes: Marktbreit. Geschichte einer kleinen fränkischen Stadt. Marktbreit 1987, S. 206ff.
- 7 Scharnagel: „Mercator“ (wie Anm. 5), S. 49–60.
- 8 Michel-von Dungern, Simone: 1819. Einblicke – Ausschnitte. Das Leben im und rund um das Malerwinkelhaus im Jahr der Stadterhebung, in: Stadt Marktbreit (Hrsg.): Festschrift 200 Jahre Stadtrecht Marktbreit. Marktbreit 2019, S. 23, 33ff. sowie aktuelle, gleichnamige Sonderausstellung im Malerwinkelhaus (4.4.–3.11.2019). Schriftwechsel hinsichtlich der Stadterhebung. Stadtarchiv [künftig: StadtA] Marktbreit A020/20, Urkunde Nr. A029/30.
- 9 Horlacher, Rebekka/Trähler, Daniel (Hrsg.): Sämtliche Briefe an Johann Heinrich Pestalozzi. Kritische Ausg., Bd. 5: August 1817–1820. Berlin–Zürich 2013, S. 6f.
- 10 StadtA Marktbreit, Volkszählungslisten der Stadt Marktbreit 1839–1910, A 022/5/6.
- 11 Alzheimer-Haller, Heidrun (Hrsg.): Himmel und Hölle. Kindheit und Jugend in bewegter Zeit. Museum Malerwinkelhaus Marktbreit Schriftenreihe Bd. 3. Marktbreit 2002, S. 77, 80.
- 12 B. Schwerzel, Brief vom 23.11.1992. Archiv Museum Malerwinkelhaus.
- 13 Vgl.: Bauer, Elvira: Trau keinem Fuchs auf grüner Heid und keinem Jud bei seinem Eid. Ein Bilderbuch für Groß und Klein. Nürnberg 1936 (diffamierende Propaganda-Hetz- und Hassschrift aus dem Stürmer Verlag).
- 14 Bis in die 1950er Jahre waren die Toilettenhäuschen in Benutzung, erst dann machte die Kanalisation Toiletten mit Wasserspülung möglich. Michel-von Dungern, Simone: Kettengerassel. Halten – Bewegen – Schmücken. Eiserne Ketten im 19. Jahrhundert. Broschüre zur gleichnamigen Sonderausstellung im Museum Malerwinkelhaus Marktbreit (30.4.–31.10.2010). Marktbreit 2010, S. 41f.
- 15 Schopf, Horst (Hrsg.): Ohne Schürze ging es nicht. Marktbreiter Dienstboten erzählen aus ihrem Leben. Museum Malerwinkelhaus Marktbreit Schriftenreihe Bd. 2. Marktbreit 1996, S. 147; Breunig, Angelika/Wirths, Gudrun (Hrsg.): Frauen-Zimmer. Lebensstationen in einer fränkischen Kleinstadt. Dokumentation zur Dauerausstellung im Museum Malerwinkelhaus. Museum Malerwinkelhaus Marktbreit Schriftenreihe Bd. 5. Marktbreit 2004, S. 126f.
- 16 Zur Museumsgeschichte: Michel-von Dungern, Simone: Museum Malerwinkelhaus Marktbreit, in: Im Bannkreis des Schwanbergs. Jahrbuch für den Landkreis Kitzingen. Dettelbach 2012, S. 291–311.
- 17 URL: <http://www.malerwinkelhaus.de/ausstellungen.html>.
- 18 Vgl. Heinsch, Wolfgang G. P.: Frauengeschichte(n) und Frauen-Zimmer, in ‚FRANKENLAND‘. Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege, Heft 3, Juni 2003, S. 232–234; zu 1.1 generell Breunig/Wirths: Frauen-Zimmer (wie Anm. 15).
- 19 Vgl. Löffler, Friederike (Hrsg.): Oekonomisches Handbuch für Frauenzimmer. Ersten Bandes, welcher das Kochbuch enthält, zweyte Abtheilung. Stuttgart 4. Aufl. 1825. Nachdruck Bremen 2012; Von Siebold, A. Elias (Hrsg.): Handbuch zur Erkenntnis und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten. Wien 1829.
- 20 Karl Schubert (1923–2015), von 1974 bis 1990 Bürgermeister in Marktbreit: Breunig/Wirths: Frauen-Zimmer (wie Anm. 15), S. 21.

- 21 Alois Breunig (1909–2000): ebd., S. 24.
- 22 Hermine Bergmann (1920–1996): ebd., S. 25.
- 23 Gabriele Wolff, geb. Mang, verwitwete Petzold (1919–2018): ebd., S. 32.
- 24 Bruno Michel (1934–2013): Mündliche Mitteilung.
- 25 Michel-von Dungern, Simone: An die Wäsche gegangen. Rund um das Drunter bei Damen der 1860er–1960er Jahre. Broschüre zur gleichnamigen Sonderausstellung im Museum Malerwinkelhaus 21.3.–10.11.2013. Marktbreit 2013, S. 16ff.
- 26 Michel-von Dungern, Simone: Wände sprechen Bände. Sprüche für das Heim. Gestickter Wandtschmuck von einst und moderne Wandtattoos. Broschüre zur gleichnamigen Sonderausstellung im Museum Malerwinkelhaus Marktbreit 17.3.–30.10.2016. Marktbreit 2016, S. 3–12, S. 21, 28, 36, 47ff., 58f.
- 27 Michel-von Dungern: Einblicke (wie Anm. 8), S. 40ff.
- 28 StadtA Marktbreit, A500/4 (BXXII,10): Aufstellung, Besoldung und Beaufsichtigung der Hebammen in Marktbreit 1810–1869.
- 29 Aufzeichnungen einer Hebamme, in: Bayerisches Staatsministerium der Finanzen und für Heimat (Hrsg.): 100 Heimatschätze. Verborgene Einblicke in bayerische Museen. München 2019, S.190f.
- 30 Breunig/Wirths: Frauen-Zimmer (wie Anm. 15), S. 53.
- 31 Gräter, Carlheinz: „Weibersterben – kein Verderben...“. Streifzüge im Ochsenfurter Gau, in: „FRANKENLAND“. Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege, Heft 2, April 2000, S. 107.
- 32 Michel-von Dungern: Wäsche (wie Anm. 25), S. 34ff.
- 33 Ebd., S. 21ff.
- 34 Ebd. S. 5ff. (Krinoline, Tournüre, Korsett).
- 35 Bundesverband für Museumspädagogik e.V./Deutscher Museumsbund e.V./Bundeskommunikationszentrum Barrierefreiheit: Das inklusive Museum – Ein Leitfaden zu Barrierefreiheit und Inklusion. Deutscher Museumsbund e.V., Berlin 2013.
- 36 Z.B. Fränkisches Freilandmuseum Bad Windsheim: <https://freilandmuseum.de/besuch/empfehlungen-fuer-besucher-mit-einschraenkungen/fuer-menschen-mit-einschraenkungen-im-verstehen.html> (Aufruf am 7.7.2019) oder „Von Schäfern und Schafen“. Eine inklusive Ausstellung des Fränkischen Freilandmuseums des Bezirks Mittelfranken in Bad Windsheim (o.J., PDF zum Download). Zu „Leichte Sprache“. Bredel, Ursula/Maaß, Christiane: Leichte Sprache. Theoretische Grundlagen. Orientierung für die Praxis. Sprache im Blick. Berlin 2016.
- 37 Wiedemann, Mathias: Zwei neue Professoren stellen sich vor, in: „MAIN POST“, Kultur, 15.6.2019.
- 38 Völling, Thomas (Hrsg.): Das Römerlager in Marktbreit. Marktbreit 2001.
- 39 Dieter, Ralf: Geschichte, die bewegt, in: „DIE KITZINGER“, 18.7.2019.
- 40 SS 2017: PD Dr. phil. habil. Simone Michel-von Dungern, 04067200. Das „Römerkabinett“ im Museum Malerwinkelhaus Marktbreit – museumspädagogische Neuakzentuierung. Philosophische Fakultät/Professur für Museologie.
- 41 Ein Projekt des Instituts für Medienpädagogik in Forschung und Praxis in Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Jugendring sowie der Bayerischen Sparkassenstiftung und der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern als Förderer. Zu den Ergebnissen: URL: <https://mobilmuseum.de/marktbreit-malerwinkelhaus/> (Aufruf am 9.7.2019).
- 42 Michel-von Dungern, Simone: Auf den Spuren der Römer – Eine Zeitreise mit Curiosus, dem Legionär. Mappe mit Infoheft, Mal- und Bastelbögen, Spielen und Rätselbeilage. Marktbreit 2018.
- 43 Michel-von Dungern, Simone: Ein Haus reist um die Welt. Das Malerwinkelhaus als historisches Postkartenmotiv und modernes Mail Art-Objekt. Katalog/Dokumentation zur gleichnamigen Mail Art-Sonderausstellung 26.3.–1.11.2015. Marktbreit 2015.

Marktbreit – eine Hochburg des Kaffeehandels im 19. Jahrhundert

Läuft man heute durch die Altstadt von Marktbreit, das einschließlich großer Neubaugebiete gerade mal ungefähr 3.000 Einwohner zählt, ist man erstaunt über die vielen alten, stattlichen Gebäude, die weit über das Niveau einer einfachen Landgemeinde hinausgehen. Man spürt förmlich, dass Marktbreit früher einmal ‚bessere Zeiten‘ erlebt hat: Durch seine Lage an der südlichen Spitze des Maindreiecks konnte sich der Ort ehemals zu einer wichtigen Handelsstadt entwickeln und war einst eine Hochburg des Kaffeehandels. Ganz Bayern wurde von Marktbreit aus mit Kaffee versorgt.

1662 gelangte Marktbreit unter die Herrschaft der Grafen und späteren Fürsten von Schwarzenberg. Für die Schwarzenberger war dies ein Glücksfall, verfügten sie doch endlich über einen Mainhafen und damit über ein Tor zur Welt für ihr größtenteils im Steigerwald liegendes Stammland. Bereits 1663 wurden die Marktbreiter durch den Grafen Johann Adolph von Schwarzenberg aufgefordert, dass „*aus Frankhen Gedreit, Wein, Wolle etc. abwärts – nach Frankfurt, Mainz usw. geschicket und davor hierneben bedeutende Wahren – Gewürz- und Spezereiwaren, Schnittwaren, Leder und Eisen eingewechselt werden mögen*“.¹

Es entwickelten sich rege Handelsbeziehungen, die über Main und Rhein bis nach Holland reichten. Die Niederländer hatten im 17. Jahrhundert die Gewürzinseln (Molukken) in ihren Besitz gebracht,

und so bot es sich für die Marktbreiter Händler an, als Rückfracht Gewürze und Spezereiwaren bringen zu lassen. Einer der ersten Gewürzhändler war Johann Christoph Marschall, der 1691 bei der Gemeinde um eine entsprechende Konzession nachsuchte. Er betrieb ein örtliches Geschäft im Malerwinkelhaus und war außerdem auch im Fernhandel tätig.² Fast gleichzeitig (1691/1692) begann auch die jüdische Firma Wertheimer mit Spezereien zu handeln.³

1702 stieg die Marktbreiter Kaufmannsfamilie Günther in den Gewürzhandel ein.



Abb. 1: Die Familie Günther stattete ihr Treppenhaus mit einer fremdartig aussehenden Figur aus, die möglicherweise mit der Herkunft des Kaffees aus dem osmanischen Reich in Zusammenhang steht und ihre weiten Handelsbeziehungen wider-spiegeln sollte. Photo: Richard Scharnagel.

Großkaufmann Georg Günther, der Erbauer des „Hauses zur Groe“ (Abb. 1), kaufte 1735 die Mühle vor Obernbreit (die heutige Geitzmühle) und baute sie als Farb- und Gewürzmühle um.⁴

Insgesamt waren Ende des 17. Jahrhunderts und zu Beginn des 18. Jahrhunderts zwölf Marktbreiter Firmen im Spezereigeschäft tätig. Es war naheliegend, dass die Marktbreiter Spezereiwarenhändler neben den üblichen ‚Kolonialwaren‘ wie Pfeffer, Zimt und Farbhölzern auch Kaffeebohnen in ihr Sortiment nahmen. Da Kaffee jedoch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ein mit hohen Steuern behaftetes Luxusgetränk war, dürfte der Kaffeehandel zunächst wohl eher ein Zusatzgeschäft für die Spezereihändler gewesen sein.

Der früheste schriftliche Beleg zum Kaffeehandel in Marktbreit ist eine Gerichtsurkunde aus dem Jahre 1769 und betrifft die Firma Günther.⁵ Im Streit um zwölf Fässer Kaffee wurde die Georg Günther'sche Handlung von dem Kitzinger Kaufmann Valentin Schmidt vor dem Schwarzenbergischen Herrschaftsgericht verklagt. Diesem Gerichtsverfahren ging eine längere Vorgeschichte voraus: 1764 hatte die Firma Breton aus Nantes im Auftrag des Hauses Günther ein Fass Indigo und zwölf Fässer Kaffee gekauft. Das französische Kolonialhandelsunternehmen betrieb hauptsächlich Überseehandel mit den französischen Antillen.⁶ Wie diese Überseegeschäfte organisiert waren, kann man am Beispiel der 1764 von der Firma Breton gecharterten Fregatte „Maria Catharina“ ersehen. Das Schiff lief zunächst mit einer Ladung schlesischen Leinens Guinea in Westafrika an. Dort sollten 450 bis 500 Sklaven an Bord genommen und anschließend auf der Antilleninsel St. Domingue verkauft werden. Als Rückfracht nach Frankreich waren Kaffee und Indigo

vorgesehen.⁷ Diese Art des ‚Dreieckshandels‘ war eine besondere Geschäftsidee der Stadt Nantes, die sich seit dem Jahr 1688 zur Hauptstadt des französischen ‚traite négrière‘ entwickelt hatte und dadurch zu großem Wohlstand kam.⁸

Die besagten zwölf Fässer Kaffee waren über einen weiteren Zwischenhändler, Peter Bruze et Comp. aus Altona, in Marktbreit angekommen. Jedoch hatte sich die Qualität des Kaffees durch den Transport verschlechtert. Die Firma Günther verweigerte die Annahme. Man kam überein, dass ein weiterer Geschäftspartner der Firma Breton, der Kitzinger Kaufmann Valentin Schmidt, die Kaffefässer übernehmen sollte. Das Handelshaus Günther weigerte sich jedoch, diese herauszugeben, so lange die Spesen nicht ersetzt würden. Das ganze Debakel endete schließlich vor dem Schwarzenbergischen Herrschaftsgericht.

Aus dem Briefkopierbuch der Firma Breton ist ersichtlich, welche Kaffeesorten sich in den zwölf Fässern befanden: zwölf Fässer Martinique-Kaffee, zwei Fässer guter Martinique Kaffee, ein Fass feiner St. Domingue-Kaffee, zwei Fässer ordinaire, grüner St. Domingue-Kaffee, fünf Fässer alter, gelber St. Domingue-Kaffee.⁹

Auf ihrem langen Transport¹⁰ über die oft stürmische See waren die Kaffeebohnen am besten in Fässern geschützt. Da man sie rollen konnte, waren sie auch leicht zu verladen. Das Gleiche galt für das Löschen der Fracht und die Umladung auf Binnenschiffe. Solange der Main noch nicht reguliert war, konnten ihn nur kleine Schiffe mit geringem Tiefgang passieren. Die Fässer wurden deshalb meist ohne besonderen Schutz über Deck verladen (Abb. 2).

Überhaupt war die Schifffahrt auf dem Main ein sehr mühsames Gewerbe, mussten doch die Lastkähne mit Treidelpferden



Abb. 2: Blick auf den Marktbreiter Hafen um 1840. Wegen der geringen Wassertiefe wurden die mit Fässern beladenen Kähne mit Staken fortbewegt. Radierung von Johann Georg Stattler 1840.

zu Berge gezogen werden. Eine große Belastung waren auch die Mainzölle, die jedes Mal gezahlt werden mussten, wenn die Schiffe in ein anderes Herrschaftsgebiet einliefen. Wenn man 1801 die Strecke von Bamberg nach Mainz passieren wollte, musste man 32 Zollstationen hinter sich bringen.¹¹

Dies besserte sich erst, als zu Beginn des 19. Jahrhunderts der größte Teil des Maines unter die Hoheit des Königreiches Bayern gelangte und das bereits bestehende Schwarzenbergische Zollamt zum Königlich Bayerischen Hauptzollamt erhoben wurde. In dieser Funktion war es das bedeutendste bayerische Zollamt nach Nürnberg¹² und brachte „als das kleine Holland von Bayern“¹³ der bayerischen Zollkasse mit die höchsten Einnahmen (2. und 3. Stelle).

Eine weitere Verbesserung brachte die Gründung des deutschen Zollvereins 1833. Die Marktbreiter Spezereihandlung Keerl und Gebhard schrieb dazu in ihrem Neujahrsangebot an einen Kunden im oberbayerischen Tittmoning: „Mit dem Anfang des neuen Jahres, wozu wir ihnen unsere besten Segenswünsche bringen, beginnt durch den Zollabbau verschiedener deutscher Staaten

ten auch eine neue Epoche für unseren Handel. Möge dieselbe recht segensreich für unser geliebtes Vaterland sein. Welche Vorteile oder Nachtheile dadurch unserer Geschäfts-Branche erwachsen, wird die Zeit lehren, soviel dürfen wir aber vor der Hand hoffen, daß durch die erweiterten Grenzen der Einfluß des unseligen Schmuggelns so ziemlich beseitigt wird, und wir dadurch einen solideren und freieren Handel bekommen werden. Die Preise unserer Hauptartikel haben sich an den Seaplätzen nach verschiedenen Schwankungen wieder ziemlich befestigt; namentlich zeigt sich für Caffee überall günstige Meinung.“ Gleichzeitig wird angekündigt, dass der Kaffeepreis jetzt wegen niedrigerer Zölle gesenkt worden sei.¹⁴

Etwa um das Jahr 1830 wurden die holländischen Kolonien Java und Sumatra führend im Kaffeeanbau und machten Amsterdam zum wichtigsten Kaffeeumschlagplatz der Welt.¹⁵ Der Kaffee kam nun direkt in den holländischen Häfen an und musste nicht erst aus Frankreich herbei geschafft werden. Sinkende Kaffeetriebe, zunehmender Kaffeekonsum und insbesondere die Handelsbeziehungen nach Holland boten den Marktbreiter Spezereihändlern somit optimale Voraus-

setzungen für einen florierenden Kaffeehandel.

Im Herbst 1838 gründete der Marktbreiter Spezereiwarenhändler Schleußner eine direkte, eigene Schiffsverbindung nach Rotterdam. Johann Adolph, Fürst zu Schwarzenberg in Wien, ließ es sich nicht nehmen, zu diesem Ereignis gebührend zu gratulieren: „Das wichtige Ereignis der gelungenen direkten Probefahrt zwischen Marktbreit und Rotterdam, welches uns mittelst des Berichts No. 194 v. 30. Nov. v. Js. angezeigt wurde, haben wir mit vielem Interesse vernommen. Die wohlthätigen Folgen, welche die unmittelbare Handelsverbindung mit Holland herbeiführen wird, werden sich nicht nur auf die nächsten Weingegenden, sondern ganz Bayern, ja selbst Deutschland erstrecken. Möchte sie insbesondere der Stadt Marktbreit, die hiermit die nächsten Ansprüche hat im reichlichen Maße zu Theil werden. Dem thätigen und erfahrenen Handelsmann Schleußner aber wünschen wir Glück, daß es ihm nach richtiger Combination und beharrlicher Ausdauer gelungen ist, der Gründer dieser wichtigen Handelsverbindung zu werden.“¹⁶

Aus der Warenliste der Firma Schleußner aus dem Jahre 1839 kann man ersehen, dass Kaffee an erster Stelle der gehandelten Waren steht, und dass allein 17 verschiedene Kaffeesorten angeboten werden. Es überwiegen die holländischen Kolonialkaffees aus Sumatra, Java und Surinam.

In der Folgezeit nahm der Kaffeehandel in Marktbreit einen rasanten Aufschwung: 1843 stand Marktbreit mit einer Verzollung von 11.678 Zentnern Kaffee in der Reihe der Zollvereinsplätze, in denen mehr als eine Million Zollpfund versteuert wurden, an 16. Stelle, hinter Stettin (14.) und Danzig (15.).¹⁷

1846 wurde der Ludwigskanal fertiggestellt, der eine Verbindung zwischen dem

Main in Bamberg und der Donau bei Kelheim herstellte.¹⁸ In Marktbreit entstand ein eigener Interessenverband unter den Speditionsfirmen;¹⁹ auch Kaffee wurde von Marktbreit aus Richtung Donau verschifft. Im Auftrag der Firma Fischer & Kluge brachte z.B. ein Schiffer namens Lenz Ceylon-Kaffee und Zucker nach Nürnberg.²⁰ Es stellte sich aber schon bald heraus, dass die Eisenbahn dem Kanal den Rang ablaufen würde.

Nachdem man sich schon sehr früh vergebens um eine Bahnverbindung Richtung Donau bemüht hatte,²¹ strebten die Marktbreiter Kaufleute 1846 erneut einen Anschluss an die so genannte „Ludwigs-Westbahn“ von Aschaffenburg über Würzburg nach Bamberg an. In einer entsprechenden Eingabe des Magistrats an die „Hohe Kammer der Abgeordneten“ wurde argumentiert, dass „Marktbreit schon seit langer Zeit ein Hauptsitz des Kolonialwarenhandels ist, daß sogar in dem Hauptartikel dieser Branche, Kaffee, hier mehr umgeschlagen wird, als selbst in den größten Städten des Königreichs Bayern“.²² In einem anderen Bittbrief an die Regierung aus dem Jahre 1852 ist zu lesen, „daß Marktbreit den bedeutendsten Kolonialwarenhandel aller bayerischen Städte hat und daß nach der statistischen Übersicht der Postverwaltung Marktbreit, obwohl nur 2 000 Einwohner zählend, hinsichtlich seines Briefverkehrs einer Einwohnerzahl von 40 000 Seelen gleich zu rechnen ist“.²³

Die Menge des verzollten Kaffees steigerte sich in den Folgejahren kontinuierlich. 1852 sind es 12.601 Zollzentner, 1858 wird ein Höhepunkt von 17.215 Zentnern erreicht. 1861 wurden zwar noch 16.038 Zentner verzollt, aber es zeichnete sich schon jetzt ab, dass der fehlende Eisenbahnanschluss sich negativ auf die Geschäfte der Marktbreiter Handelsleute aus-

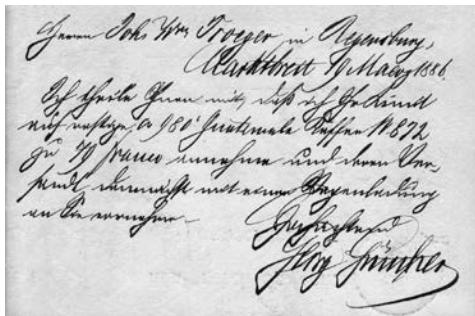


Abb. 3: Auftragsbestätigung der Georg Günther'schen Handlung für eine Lieferung Guatemala Kaffee nach Regensburg
Privatbesitz.

wirken würde, weil sich die Warenumschlagsplätze jetzt an den Eisenbahnknotenpunkten konzentrierten. Beispielsweise ist diese Situation an einer Rechnung der Firma Fischer & Kluge aus dem Jahre 1862 zu erkennen: Um einen Posten Dörrzwetschgen sowie einen Ballen Ceylon Kaffee an einen Kunden in Landsberg zu liefern, mussten die Waren erst mit dem Fuhrwerk nach Ansbach gebracht werden, um sie vom dortigen Bahnhof frachtfrei nach Buchloe zu schicken.²⁴

Als Marktbreit schließlich am 1. Juli 1864 an die Eisenbahnstrecke Ansbach-Würzburg angeschlossen wurde, war es für die meisten Spezereiwarengeschäfte schon zu spät. In den Jahren 1864/1865 gaben die renommierten Firmen Hummel, Tauber und Schleußner ihre Unternehmen auf.²⁵ 1875 wurde das Marktbreiter Hauptzollamt in ein Nebenzollamt zweiter Klasse herabgestuft.²⁶

Mitverantwortlich für den Niedergang des Marktbreiter Kaffeehandels war sicherlich auch die Tatsache, dass Holland mittlerweile seine führende Rolle als Kaffeeproduzent verloren hatte. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich in Indonesien die Kaffeeseuze Hemileia vastatrix, eine Pilzkrankheit, ausgebreitet und ver-

nichtete in wenigen Jahren die gesamten holländischen Plantagen in Ceylon, Java, Sumatra und anderen asiatischen Anbaugebieten.²⁷ Die Marktbreiter Händler mussten nun neue Verbindungen zu Kaffeieferanten in Mittel- und Südamerika aufbauen.

Bezeichnenderweise ging es bei einer Auftragsbestätigung der Firma Günther aus dem Jahre 1866 um eine Lieferung „Guatemala Kaffee“ (Abb. 3). Die Georg Günther'sche Handlung hatte den widrigen Zeitumständen zunächst getrotzt. Man baute das Prachtgebäude der Firma, das „Haus zur Groe“, in ein Kaffealager um und betrieb eine Kaffebrennerei (Abb. 4). 1894 schloss die Firma Günther ebenfalls für immer ihre Tore. Marktbreit versank in einen Dornröschenschlaf.



Abb. 4: Das „Haus zur Groe“ – hier auf einer Postkarte zu Beginn des 20. Jhd. – diente der Handelsfamilie Günther als Wohn- und Kaufhaus sowie Warenlager.
Privatbesitz.

Dr. Margarete Klein-Pfeuffer studierte an der Universität Würzburg Vor- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie und Historische Hilfswissenschaften. Promotion 1986 über ein merowingerzeitliches Thema, anschließend Tätigkeiten in der Bodendenkmalpflege und im musealen Bereich. Archäologin beim Museum für Franken in Würzburg. Ihre Anschrift lautet: Gumpertsmühle, Tiefenstockheim 66, 97342 Seinsheim, E-Mail: M.Klein-Pfeuffer@museum.franken-de.

Anmerkungen:

- 1 Vogel, Georg: Marktbreit am Main von 1648–1740 und die fränkische Verkehrs- und Handelspolitik. Würzburg 1933, S. 70.
- 2 Wenzel, Johannes: Die Begründung des Marktbreiter Spezereihandels in der alten Handelsstadt Marktbreit am Ende des 17. Jahrhunderts. Marktbreit 1991, S. 14.
- 3 Vogel: Marktbreit (wie Anm. 1), S. 129.
- 4 Mägerlein, Fritz: Marktbreiter Kirchenbücher berichten. Marktbreit 1978, S. 38.
- 5 Stadtarchiv [künftig: StadtA] Marktbreit, Urkunde Nr. 22.
- 6 Höfer, Peter: Deutsch-französische Handelsbeziehungen im 18. Jahrhundert. Die Firma Bretton Frères in Nantes (1763–1766). Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Bd. 18. Stuttgart 1982, passim (Den Hinweis auf dieses Buch verdanke ich Mechthild und Richard Scharnagel).
- 7 Das Schiff verunglückte jedoch bei der Heimreise, vgl. Höfer: Handelsbeziehungen (wie Anm. 6), S. 272.
- 8 <https://www.fluter.de/der-ploetzliche-reichtum-der-buerger-von-nantes> (Aufruf 10.05.2019).
- 9 Höfer: Handelsbeziehungen (wie Anm. 6), S. 227.
- 10 Für die Rückfahrt von der Antilleninsel St. Domingue nach Nantes rechnete man 15 bis 18 Monate, vgl. Höfer: Handelsbeziehungen (wie Anm. 6), S. 272.
- 11 Schaub, Franz: Vom Main zu Donau und Rhein. Geschichte der Mainschiffahrt. Würzburg 1979, S. 18.
- 12 StadtA Marktbreit A 611/5, Schriftwechsel zur Verlegung des Zollamtes nach Ochsenfurt, 1924.
- 13 Vogel: Marktbreit (wie Anm. 1), S. 164.
- 14 Handelsbrief dat. 1. Januar 1834. Sammlung Theo Grohmann, Marktbreit.
- 15 Schapira, Joel, David und Karl: Das Taschenbuch vom Kaffee. München 1983, S. 35.
- 16 StadtA Marktbreit A 840/1.
- 17 Plochmann, Richard: Urkundliche Geschichte der Stadt Marktbreit in Unterfranken. Erlangen 1864, S. 342; Zoepfl, Gottfried: Fränkische Handelspolitik im Zeitalter der Aufklärung. Erlangen/Leipzig 1894, S. 320f.
- 18 Schaub: Mainschiffahrt (wie Anm. 11), S. 97ff.
- 19 Wenzel: Spezereihandel (wie Anm. 2), S. 213.
- 20 Rechnung Fischer & Kluge vom 2. August 1855 (Privatbesitz Theo Grohmann): 1 Ballen Ceylon Caffee sowie 1 Faß Melis wurden durch den Schiffer Lenz nach Nürnberg verfrachtet.
- 21 Schon 1827 gab es Eisenbahnpläne, vgl. Wenzel: Spezereihandel (wie Anm. 2), S. 214.
- 22 StadtA Marktbreit 322/83, Zeitungsartikel v. Karl Zimmermann, Marktbreit als Handelsplatz (Teil 1).
- 23 In dieser Eingabe geht es um die Erhaltung der Gerichtsbehörde in Marktbreit: StadtA Marktbreit 322/83, Zeitungsartikel v. Karl Zimmermann, Marktbreit als Gerichtssitz und Handelsplatz (Teil 10).
- 24 Rechnung vom 28. Mai 1862, Sammlung Theo Grohmann, Marktbreit.
- 25 StadtA Marktbreit 822/11.
- 26 StadtA Marktbreit A 611/5.
- 27 Schapira: Kaffee (wie Anm. 15), S. 36; Heise, Ulla: Kaffee und Kaffeehaus. Eine Geschichte des Kaffees. Frankfurt/Leipzig 2002, S. 58.



Frankenbund

Einladung zum 90. Bundestag!

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des
FRANKENBUNDES
zu unserem 90. Bundestag

am Samstag, den 19. Oktober 2019, nach Marktbreit ein.

Die Gruppenvorsitzenden werden gemäß § 17 unserer Satzung gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollen durch Delegierte vertreten sein. Eine Einladung mit dem Tagesprogramm und weitere Unterlagen werden den Gruppenvorsitzenden noch zugesandt.

10.00 Uhr Festakt in der Diele des Rathauses von Marktbreit, Marktstraße 4

Begrüßung: 1. Bundesvorsitzender des Frankenbundes Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken a. D.
1. Bürgermeister von Marktbreit Erwin Hegwein

Festvortrag von Herrn Dr. Hans-Ludwig Oertel/Marktbreit über: Porta et corda. Die Erbhuldigung 1745 in Bildtafeln im Rathaussaal zu Marktbreit

Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES

12.30 Uhr Mittagessen

14.00 Uhr Stadtrundgang für alle

15.00 Uhr Delegiertenversammlung in der Rathausdiele

Tagesordnung:

1. Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2018
2. Kassen- und Kassenprüfungsbericht
3. Diskussion der Berichte
4. Entlastung der Bundesleitung
5. Neuwahl der Bundesleitung
6. Aufnahme des Kulturvereins Wittighausen e. V. und der Tauberfränkischen Heimatfreunde Tauberbischofsheim e. V. als selbstständige Gruppen des FRANKENBUNDES nach §§ 29 u. 31 unserer Satzung

7. Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2020
8. Verschiedenes
9. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich, bis zum 10. Oktober 2019 in der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Würzburg, 15.08.2019

gez. *Paul Beinhofner*

*1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofner
Regierungspräsident von Unterfranken a. D.*



*Abb.: Das Marktbreiter
Mainitor.
Photo: Richard Scharnagel.*

Herzliche Einladung an alle FRANKENBUND-Mitglieder zu unserem Bundestag in Marktbreit am 19. Oktober 2019

Bundestag in Marktbreit – das mag in den Ohren unserer neuen Mitglieder ungewohnt klingen. Denn mit dem Wort ‚Bundestag‘ verbinden wir gemeinhin unser Parlament in Berlin. Doch der Begriff ‚Bundestag‘ hat im Frankenbund eine lange Tradition: Bereits seit den 1920er Jahren bezeichnet er die jährliche Versammlung (Tag) des (Franken-) Bundes. Einmal im Jahr werden unsere Mitglieder zur Hauptversammlung eingeladen –

an jeweils wechselnden Orten in ganz Franken. Auf diese Weise konnten wir schon an besonderen Orten tagen wie im Tauberbischofsheimer Schloss, im Kriminalmuseum in Rothenburg/Tauber, in einem Kellergewölbe in Hilpoltstein wie auch in Bamberg in dem Saal, in dem 1919 die sog. *Bamberger Verfassung* beschlossen worden war.

In diesem Jahr tagen wir in der Rathausdiele des altehrwürdigen Marktbreiter Rathauses – einem Renaissancebau, der im 16. Jahrhundert erbaut wurde und bis heute das Stadtbild vom Main aus prägt. Der morgendliche Festakt bietet in diesem Jahr einen Festvortrag des Marktbreiter Frankenbundmitglieds Dr. Hans-Ludwig Oertel, der die Bildtafeln dieses Rathaussaals und ihren geschichtlichen Hintergrund – die Erbhuldigung von 1745 – erläutern wird. Auch wird wieder der dotierte Kulturpreis des Frankenbundes überreicht.

Nach dem Mittagessen (Voranmeldung von der Gaststätte erbeten) werden uns auf einem Rundgang durch die Altstadt die Sehenswürdigkeiten Marktbreits gezeigt. Während die Delegierten sich anschließend zu ihrer Arbeitssitzung wieder in der Rathausdiele einfinden, wird den Begleitpersonen eine Führung durch das Museum Malerwinkelhaus angeboten.

Einige Details zum diesjährigen Bundestag:

Tagungsort: Rathaus, Marktstraße 4 in 97340 Marktbreit

Tagesplan: ab 9.30 Uhr: Begrüßungsimbiss in der Rathausdiele / 10.00 Uhr: Festakt / 12.30 Uhr: Mittagessen / 14 Uhr: Stadtrundgang für alle / 15 Uhr: Arbeitssitzung der Delegierten; für die Nichtdelegierten: Führung durch das Museum Malerwinkelhaus

Anfahrt: Marktbreit ist verkehrstechnisch gut zu erreichen; es liegt an der A7 (Ausfahrt Marktbreit) und an der Bahnstrecke Würzburg–Treuchtlingen (Bahnhof Marktbreit)

Parkplatz: Parkraum gibt es am Main am alten Kranen, ca. 5 Gehminuten vom Rathaus entfernt (Adresse für das Navi: Adam-Fuchs-Straße 4, 97340 Marktbreit)
Um unsere Planung zu erleichtern, melden Sie Ihr Kommen bitte formlos an unter:
Tel. 0931-56 712, FAX: 0931-45 25 31 06 / info@frankenbund.de.

Weihnachtsgruß	219
Geschichte	
<i>Heinrich Weisel</i>	
Johann Balthasar Buchler (Eltmänner Amtmann, Hofkammerrat in Würzburg, Wohltäter der Wallfahrtskirche Maria Limbach und Lederfabrikant): seine Herkunft und Spuren seiner Nachkommen	220
Kunst	
<i>Leonhard Tomczyk</i>	
Sakrale Kunst im Landkreis Main-Spessart nach 1945 – II. Teil	233
<i>Wolfgang Brückner</i>	
Bad Kissengens Kirchen als Zeitspiegel der Geistes- und Religionsgeschichte	245
Kultur	
<i>Daniel Göler</i>	
In Franken eine Heimat finden. Ein Rückblick auf (fast) zwei Jahrzehnte Einbürgerungen in Bamberg	252
<i>Franz Hümmer und Thomas Büttner</i>	
„Hutzeln“ – Immaterielles Kulturerbe in der Kulturlandschaft des Steigerwalds	262
Aktuelles	
<i>Doris Dürr</i>	
Das neue FRANKENBUND-Mitglied „Kulturverein Wittighausen e.V.“ stellt sich vor	272
<i>Kerstin Haug-Zademack</i>	
Das neue FRANKENBUND-Mitglied „Tauberfränkische Heimatfreunde e.V.“ Tauberbischofsheim stellt sich vor	274
Bücher zu fränkischen Themen	276
Frankenbund intern	
<i>Bernhard Wickl</i>	
Nachruf auf Bundesfreund Hans Wörrlein (1932–2019)	277
<i>Peter A. Süß</i>	
Die Gruppe Würzburg trauert um Gertrud Endres	278
Bericht über den 90. Bundestag des FRANKENBUNDES am 19. Oktober 2019 in Marktbreit ..	279
<i>Christian Lange</i>	
Laudatio auf Herrn Dr. Joachim Andraschke anlässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES am 19. Oktober 2019 in Marktbreit	284
Wechsel in der stellvertretenden Schriftleitung der Zeitschrift „FRANKENLAND“	287
Der Terminkalender des Gesamtbundes für das Jahr 2020	288

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Prof. Dr. phil. Wolfgang Brückner	Emerierter Professor der Deutschen Philologie und Volkskunde der Universität Würzburg Bohlleitenweg 59, 97082 Würzburg wolfgang.brueckner@mail.uni-wuerzburg.de
Dr. Thomas Büttner	Dr. Ing., freischaffender Landschaftsplaner Eichkopfweg 26, 34326 Morschen buero-dr-buettner@t-online.de
Doris Dürr	1. Vorsitzende des Kulturvereins Wittighausen e.V. Paul-Steinbrenner-Straße 6, 97957 Wittighausen, Unterwittighausen pedodu@web.de
Prof. Dr. Daniel Göler	Stellvertretender Vorsitzender der Frankenbund-Gruppe Bamberg / Professor für Geographische Migrations- und Transformationsforschung an der Universität Bamberg Am Kranen 1, 96045 Bamberg daniel.goeler@uni-bamberg.de
Kerstin Haug-Zademack	Gymnasiallehrerin i.R. 1. Vorstand der Tauberfränkischen Heimatfreunde e.V. St.-Lioba-Straße 19, 97941 Tauberbischofsheim kerstin.haug-zademack@web.de
Franz Hümmer	Verein zur Förderung der Fatschenbrunner Hutzeln und Baumfelderkultur e.V. Markertsgrüner Weg 3, 97514 Fatschenbrunn franz_huemmer@web.de
Dr. Christian Lange	2. Bürgermeister der Stadt Bamberg Maximiliansplatz 3, 96047 Bamberg carolin.seyfert@stadt.bamberg.de
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Regierungsdirektor Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Dr. Leonhard Tomczyk M.A.	Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Spessartmuseums Schlossplatz 1, 97816 Lohr a. Main Leonhard.Tomczyk@Lramsp.de
Heinrich Weisel	Maschinenbautechniker i.R. Haardtweg 17, 97475 Zeil am Main h.weisel@web.de
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach bwickl@online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.



Abb.: Der Forchheimer Weihnachtsmarkt.

Photo: © Tourist-Info Stadt Forchheim.

Gesegnete Weihnachten
und für das Jahr 2020
Glück, Gesundheit und Frieden
wünscht

allen Bundesfreunden und allen Lesern
die Bundesleitung des Frankenbundes,
Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kultursflege e. V.

Heinrich Weisel

Johann Balthasar Buchler (Eltmänner Amtmann, Hofkammerrat in Würzburg, Wohltäter der Wallfahrtskirche Maria Limbach und Lederfabrikant): seine Herkunft und Spuren seiner Nachkommen

Im Zusammenhang mit dem 250-jährigen Jubiläum der von Balthasar Neumann erbauten und 1755 eingeweihten Wallfahrtskirche in Limbach befasste ich mich 2004/2005 mit der darüber vorhandenen historischen Literatur sowie mit den vorhandenen schriftlichen Unterlagen im Pfarrarchiv Limbach.¹ Der Grund meiner Nachforschungen unter der Prämissee „Die Zeiler Steinhauer im 17. und 18. Jahrhundert“ war, herauszufinden, ob sich bei dieser Limbacher Großbaustelle in Sichtweite von Zeil auch die Namen von hiesigen Bauhandwerkern finden ließen.

Dies war leider nicht der Fall. Alle Arbeiten wurden von „würzburgischen“ Handwerkern ausgeführt, Zeil gehörte dagegen zum „bambergischen“ Territorium und dessen Handwerker kamen nicht zum Zug. Lediglich der Zeiler Schlosser Johann Dertleth wurde mit einigen kleineren Aufträgen bedacht. Doch auch er war ein „würzburgischer Haßfurter“, der nach Zeil geheiratet hatte.

Beim Studium der diversen historischen Veröffentlichungen über Limbach stieß ich auch auf den Namen von „Johann Balthasar Buchler“, der in Eltmann von 1758 bis 1772 als Amtskeller amtierte, in späteren Jahren sogar als Ratsmitglied bei der fürstbischoflichen Hofkammer in Würzburg

wirkte und dessen Kind 1763 durch eine glückliche Rettungsaktion und Gebetserhörung vor dem Erstickungstod bewahrt wurde, was mein Interesse weckte. Die Abschrift eines Originalberichts über diese wundersame Rettung fand ich nach einem Hinweis des Wallfahrtspfarrers Ottomar Pottler in den vorhandenen Unterlagen des Limbacher Pfarrarchivs.²

In der Zeit seiner Dienstjahre als Amtskeller, Centgraf und Forstmeister in Eltmann wurden Johann Balthasar Buchler und seine Ehefrau Anna Maria zwischen 1758 und 1772 insgesamt zehn Kinder geboren und getauft. Das 4. Kind war das im Jahr 1761 geborene Töchterlein Maria Apollonia. Von diesem Kind ist aktenkundig, dass es sich im Alter von zwei Jahren in akuter Lebensgefahr befand und durch eine Gebetserhörung der „wundertätigen Mutter Maria“ von Limbach gerettet wurde.

Im Pfarrarchiv von Limbach gibt es ein sog. Mirakelbuch, in dem 20 Heilungen verzeichnet sind. Unter der Nummer 17 ist das folgende Ereignis vermerkt: „*Herr Hofkammerrath Buchler zu Würzburg hatte noch als Amtskeller zu Eltmann i. J. 1763 ein zweijähriges Kind, welches unter dem Suppenessen auf einmal im Gesicht ganz blau wurde, und alle Anzeichen eines Erstickens an sich blicken ließ. Die Kindsmagd erhob ein Geschrei, die gottesfürchtige Mutter lief herzu, wandte sich in dieser Gefahr mit ihrem Kinde dahin, wo die Limbacher Kapelle steht, verlobte es dahin, und flehte mit aller*

Inbrunst die wundertätige Mutter Maria daselbst um ihre schon mehrfach erfahrene Hilfe an. Hierauf griff sie mit ihrem Finger in den Hals des Kindes, und zog zu ihrem und aller Gegenwärtigen größten Verwunderung das tief im Hals gesteckte Beinlein blutig heraus, welches sowohl seiner Größe nach als auch wegen seiner vielen spitzigen Zacken und Splitter ganz leicht hätte den Tod herbeiführen können. Das ganz starre und mit dem Tod ringende Kind wurde hierauf gleich wieder munter, lachte, sah sich nach seiner Suppe um, u. ohne Beklagen eines hinterlassenen Schmerzes spielte es bald wieder mit den anderen Kindern. Zur Danksagung wurde dieses Beinlein in Silber gefasst, und ist zum ewigen Andenken in hiesiger Wallfahrtskirche aufbewahrt. Unter ausdrücklicher Erwähnung vieler und großer anderer erhaltenen Gnaden stellten die gottesfürchtigen Eltern dieses Kindes auf Verlangen unter dem 25ten Oktober 1776 nun über diesen Unfall ein schriftliches Zeugnis mit dem Privatsiegel versehen aus.

J. B. Buchler mppr.

Maria Anna Buchler mppr.“

Der dankbare Vater nahm dies zum Anlass, für die Inneneinrichtung der Wallfahrtskirche den linken Seitenaltar zu stiften, der schon 1762 von dem Würzburger Bildhauer Johann Peter Wagner angefertigt worden war. Er ist dem Heiligen Judas Thaddäus geweiht und ist noch heute in der Kirche zu sehen.³

Anlässlich meiner gleichzeitigen Handwerkerforschungen befasste ich mich damals auch mit den im nahen Steigerwald gelegenen Glashütten in Neuschleichach ab 1685 und dann in Fabrikschleichach ab 1706, wo ich viele einheimische und fremde Bauhandwerker zu finden hoffte und auch fand. Nebenbei entdeckte ich in den dortigen Oberschleichacher Kir-



Abb. 1: Wallfahrtskirche Maria Limbach. Ansicht von Südwesten.

Photo: Pfarrarchiv Limbach.

chenbüchern ungewollt auch viele Glasmachernamen. Dabei stieß ich auch auf einen Glasmacher „Peter Paul Buchler von Peiting“, der wahrscheinlich auf seiner beruflichen Wanderschaft war und 1746 in Neuschleichach heiratete. Daraus ergab sich die Vermutung, dass es zwischen den beiden Namensträgern „Buchler“ in Eltmann und Neuschleichach eine Verbindung geben könnte. Da aber von dem Ehepaar in Neuschleichach keine Kindesgeburten zu finden waren, dürften die jungen Eheleute wohl zu einer anderen Arbeitsstätte weitergezogen sein. Eine Rückfrage in Peiting bei dem angegebenen Herkunftsor des Bräutigams ergab, dass dort zum einen keine Glashütte existierte und zum andern auch der Name „Buchler“ un-



Abb. 2: Mariä-Schmerz-Vesperbild (Mitte 15. Jhd.) zur Anrufung bei Nöten.

Photo: Heinrich Weisel.

bekannt war. Auch zu dem Privathistoriker Werner Loibl aus Gauting, der sich intensiv mit der Glashüttingeschichte im Steigerwald befasst hat, nahm ich damals ebenfalls Kontakt auf. Dieser war zwar auch auf die beiden „Buchler“ gestoßen war, konnte aber seine Vermutung einer Verbindung genauso wenig bestätigen.⁴

So machte ich mich auf die ‚Verfolgung‘ des würzburgischen Beamten Johann Balthasar Buchler in Eltmann, was mir erst nach vielen Anläufen gelang und manche Überraschung erbrachte. Bei der Feststellung der Geburtstage der Kinder Buchlers fand sich auch ein Taufpate Franz Martin Buchler aus Gerlachsheim. Wie sich bei gezielten Recherchen zeigte, war er ein

Bruder des Kindsvaters Johann Balthasar Buchler. Aus weiteren Überprüfungen in den Kirchenbüchern von Eltmann und Gerlachsheim und im Internet ergaben sich dann die Zusammenhänge, aus denen die Familiengeschichte der Buchler-Sippe hervorging.

Der Geburtsort von Johann Balthasar Buchler war Gerlachsheim im unteren Taubertal, nahe bei Lauda-Königshofen gelegen. Die Familie Buchler ist dort nach dem 30-jährigen Krieg erstmals 1651 aktenkundig und war vermutlich aus der Gemeinde Dörnbach bei Amorbach zugewandert, denn dort ist dieser Familienname seit 1395 nachweisbar. Die Buchler-

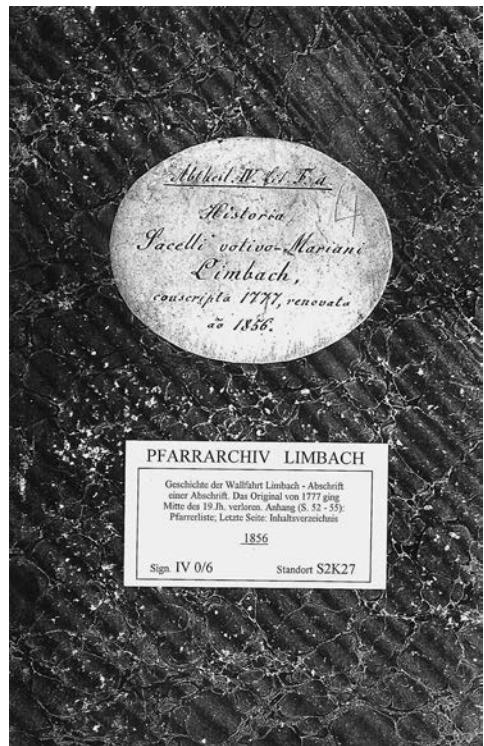


Abb. 3: Deckblatt des „Mirakelbuchs“ im Pfarrarchiv Maria Limbach.

Photo: Pfarrarchiv Limbach.

Sippe in Gerlachsheim entwickelte sich zu einer weit verbreiteten, durch Weinhandel sehr wohlhabenden Familie. Durch handelspolitisch bestimmte Heiraten ihrer Nachkommen konnte sie sich auch an anderen Orten etablieren und sich später auch noch ganz anderen Unternehmungen zuwenden.

Der 1651 ursprünglich erste Zuwanderer nach Gerlachsheim war der Büttnermeister Martin Buchler. Von seinen drei Söhnen befassten sich einer mit der Büttnerei und zwei mit dem Weinhandel, was sich auch in der nächsten Generation der Nachkommen fortsetzte. Einer seiner vier Enkel war der 1695 geborene Johann Martin Buchler, der ebenfalls Weinhandel betrieb. Dieser verehelichte sich am 19. Januar 1717 mit der Weinhändlerstochter Anna Margaretha Höfling aus Königheim, die jedoch bereits am 11. Mai 1722 verstarb. Daraufhin heiratete er in 2. Ehe am 26. Januar 1723 die begüterte Weinhändlerstochter Anna Eva Abendanz aus Distelhausen. Dieser Ehe entstammten von 1723 bis 1736 acht Kinder, darunter auch die beiden Söhne Johann Rudolf (geb. 26. Juli 1730) und Johann Balthasar (geb. 20. Juli 1732).⁵

Der ältere Sohn Johann Rudolf Buchler ließ sich als Weinhändler in Königheim nieder, während sein jüngerer Bruder Johann Balthasar ein Jurastudium in Würzburg begann. Die Weinhändlerfamilien Buchler hatten sich zu dieser Zeit schon, wie auch andere Winzerfamilien aus dem Main- und Taubertal, in Frankfurt/Main niedergelassen. Dort war ein umkämpfter Verkaufsplatz von fränkischen Weinen gegenüber den Konkurrenten aus der Rheinpfalz und Frankreich. In Frankfurt gab es sogar einen Weinhafen, wo die ankommenden Lieferungen aus Richtung Würzburg eingekellert wurden.



Abb. 4: Von Johann Balthasar Buchler gestifteter Seitenaltar von Johann Peter Wagner.

Photo: Pfarrarchiv Limbach.

Der vorgenannte Johann Balthasar Buchler trat nach beendigtem Jurastudium als Sekretär in die Dienste der fränkischen Adelsfamilie von Fechenbach. Seine Hochzeit erfolgte im Zeitraum 1756 bis 1757. Wann genau und wo diese stattfand, konnte bisher nicht ermittelt werden. Sie ist weder in seinem Heimatort Gerlachsheim noch in Würzburg und auch nicht in Eltmann, der Herkunft seiner Ehefrau Maria Anna Bott registriert.

Die Familien Bott in Eltmann hatten als Beamte des Fürstbistums Würzburg wichtige Positionen inne. Im Jahr 1699 ist ein Johann Melchior Bott als Amtskeller von Eltmann erstmals aktenkundig, nachdem er neben seinen Amtsgeschäften in



Abb. 5: Wallfahrtskirche Maria Limbach. Ansicht von der Friedhofseite.

Photo: Heinrich Weisel.

Eltmann auch zeitweise die Aufsicht über das Glashüttenpersonal in Neuschleichach ausübte, als es dort einen Wechsel bei den Glashüttenpächtern gab. Bei der Hochzeit einer Tochter des Eltmanner Bürgermeisters Johann Lutz im Jahre 1705 ist Johann Melchior Bott als Trauzeuge und „hochfürstl. Würzburg. Amts Keller“ verzeichnet. In den Kirchenbüchern von Eltmann ist er auch 1721 und 1731 bei Taufen von zwei Enkelkindern genannt. Ab 1716 gab es einen Nachfolger im Amt, nämlich seinen Sohn Johann Adam Bott, der mit seiner Ehefrau Regina in den Eltmanner Kirchenbüchern von 1719 bis 1728 mit acht Kindesgeburten aktenkundig ist. Ab 1729

wurde er auf eine andere Dienststelle nach Homburg am Main versetzt.

Dessen Amtsnachfolger in Eltmann wurde ab 1729 sein jüngerer Bruder Johann Wilhelm Bott, der seit etwa 1729/1730 verheiratet war. Seine Ehefrau Apollonia schenkte ihm von 1731 bis 1749 insgesamt zehn Kinder. Das älteste Kind war die Tochter Maria Anna, die wie oben erwähnt, 1756/1757 jenen Johann Balthasar Buchler ehelichte, der wiederum ab 1758 in Eltmann als Amtsnachfolger seines Schwiegersvaters Wilhelm Bott in den Quellen genannt wird.⁶ Wie und wo sich der Jurist Johann Balthasar Buchler aus Gerlachsheim und die Beamtentochter Maria Anna Bott aus Eltmann kennengelernten, ließ sich bisher leider ebenfalls nicht ermitteln.

Nach der Hochzeit lebte das junge Ehepaar Buchler/Bott anfangs einige Zeit in Würzburg. Dort wurde auch am 11. Januar 1757 ihr erstes Kind geboren. Es wurde am 13. Januar in der Pfarrkirche St. Peter und Paul auf die Namen „Johann Wilhelm Judas Thaddäus“ getauft, verstarb aber noch am Tag seiner Taufe. Als Pate war sein Großvater, der Amtskeller Johann Wilhelm Bott aus Eltmann zur Taufe angereist, der wohl auch noch den Todesfall seines ersten Enkels miterleben musste.⁷

Der Amtskeller Johann Balthasar Buchler und seine Ehefrau Anna Maria bezogen dann ihren endgültigen Wohnsitz in Eltmann, wo sich die junge Familie schon bald vergrößerte. Als 2. Kind wurde am 1. Februar 1758 der Sohn Jacob Heinrich Judas Thadäus Ignatius in Eltmann geboren. Als Taufpate wurde der Bruder des Kindsvaters, Heinrich Buchler, eingetragen, der als Weinhändler in Frankfurt lebte. Da diesem die Anreise zur Taufe wohl kurzfristig nicht möglich war, fungierte der Eltmänner Stadtschreiber Jacob Friderich

bei der Taufzeremonie als örtlicher Vizepate. Heinrich Buchler ist später als Theologe und Chorherr in Kloster Triefenstein nachweisbar. Als sich 1790 sein jüngerer Bruder Stephan Benedikt in Würzburg verehelichte, übernahm „*Henricus Buchler*“ die kirchliche Trauung. Als Trauzeugen assisierten die zwei weiteren Buchler-Brüder Georg Franz und Peter Wilhelm. Als im Jahr 1799 Heinrich Buchler erkrankt war, verpflichtete sich sein Bruder Peter Wilhelm gegenüber der Triefensteiner Klosterleitung, die angefallenen Krankheitskosten zu übernehmen und seinen kranken Bruder zu sich zu nehmen. Im Jahr 1800 kam es zwischen dem Bruder Peter Wilhelm und der Klosterleitung wegen der Bücher, die sich im Besitz des kranken Heinrich Buchler befanden, zu einem Vergleich. Bald darauf im Jahr 1801 verstarb dieser.⁸

Als 3. Kind wurde am 15. August 1759 Georg Adam Ernst Franziskus Xaver Maria in Eltmann geboren. Sein Taufpate war der Amtskeller von Ebern Georg Adam Ernst Kisner. Der Täufling war später Lederfabrikant und Ratsherr in Würzburg und verstarb dort im Jahr 1814. Als 4. Kind kam am 19. Oktober 1761 Maria Apollonia in Eltmann zur Welt. Ihre eigentliche Taufpatin war Apollonia Bott und in deren Abwesenheit Benedikta Bott Vizepatin. Beide waren Verwandte der Kindsmutter. Das 5. Kind Caspar Joseph Judas Thaddäus erblickte am 16. Oktober 1763 in Eltmann das Licht der Welt. Sein Taufpate war der Amtmann in Gleisenau Caspar Joseph Schmitt. Der Täufling verstarb 1781 im Alter von erst 18 Jahren.

Als 6. Kind wurde am 2. Januar 1765 Stephan Benedikt Antonius in Eltmann geboren. Sein Taufpate war Stephan Benedikt Antonius Luz, Amtsverwalter in Mariaburghausen. Er verehelichte sich 1790 in Würzburg mit Maria Josepha Sailler und

verstarb dort im Jahr 1805. Als 7. Kind kam am 3. Juli 1766 Peter Wilhelm Judas Thaddäus in Eltmann zu Welt. Sein Taufpate war Petrus von Hausen und Vizepate der Eltmänner Kaplan Franz Wilhelm Korb. Der Täufling war später Lederfabrikant in Würzburg und wurde am 17. Januar 1787 als Würzburger Bürger aufgenommen. Nach seiner Hochzeit ca. 1789/1790 wurde seine Ehefrau Magdalena Fleischmann aus Amberg am 2. August 1790 in die Bürgerschaft aufgenommen. Peter Wilhelm Buchler verstarb 1827 in Gać/Slowenien. Das 8. Kind Johann Joseph Heinrich erblickte am 27. November 1767 in Eltmann das Licht der Welt. Der Pate des Täuflings, der bereits als Kleinkind am 22. August 1768 verstarb, ist leider unbekannt.

Als 9. Kind wurde am 29. März 1769 Franz Martin in Eltmann geboren. Sein Taufpate war Franz Martin Buchler von Gerlachsheim, der ein Bruder des Kindsvaters und Weinhändler in Gerlachsheim gewesen ist. Franz Martin Buchler war von Beruf Verwalter und verstarb 1838 in Würzburg. Als 10. Kind kam am 26. August 1770 Franziska Josepha in Eltmann zur Welt. Sie verstarb schon am 29. Juni 1771 als Kleinkind. Ihre Taufpatinnen waren Franziska Forster „*de Dinckelshausen*“ und als Vizepatin die ledige Josepha Buchler von Eltmann. Das 11. Kind Franz Joachim erblickte im Jahr 1772 an einem unbekannten Ort, der in den Eltmänner Kirchenbüchern nicht registriert ist, das Licht der Welt. Später war er Kaufmann von Beruf und lebte in Würzburg. Näheres ist über ihn nicht bekannt.⁹

Aus der Zeit der Berufstätigkeit von Johann Balthasar Buchler existiert ein interessantes Dokument aus dem Jahr 1760, das eine Streitigkeit der Gemeinde Ebelsbach betrifft. Dieser Ort wurde von drei Herrschaften verwaltet, dem Hochstift Würz-

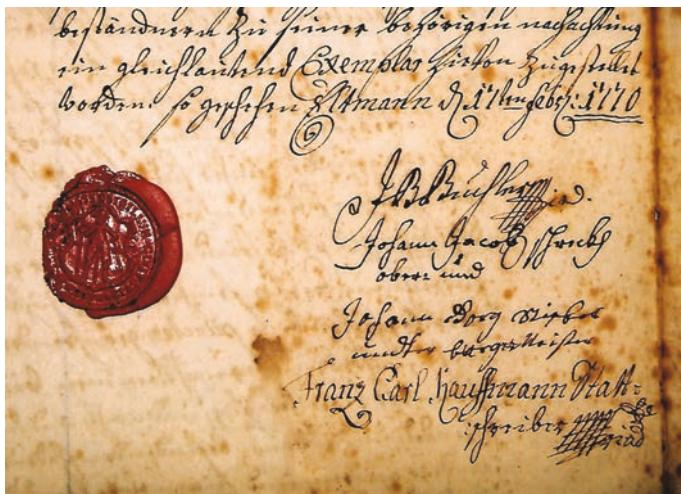


Abb. 6: Originalunterschrift von J. B. Buchler auf dem Pachtvertrag von 1770.

Photo: Stadtarchiv Eltmann.

burg, der freiherrlichen Familie Rotenhan sowie der freiherrlichen Familie Fuchs. Bei den Untertanen der drei Dorfherrschaften war es zu Streitigkeiten und Klagen über eine Kostenübernahme und Kostenaufteilung bei Militärdurchmärschen und bei Wintereinquartierungen von Soldaten gekommen, da in der kalten Jahreszeit keine Kampfhandlungen stattfanden und diese erst wieder im Frühjahr aufgenommen wurden. Auch wurde die Ableistung und Bezahlung von Vorspanndiensten der Bauern für das Militär geregelt sowie die Höhe der Verpflegungsportionen bei Einquartierungen je nach militärischem Rang. Die Überwachung der festgelegten Punkte wurde den jeweiligen Schultheißen der drei Dorfherrschaften auferlegt.

Das Dokument begann mit der Überschrift „Actum Ebelsbach den 7ten Maij 1760“ und behandelte auf fünf Seiten die in acht Punkten formulierten Vereinbarungen, die dann vom Amtsschreiber und „actuatio“ Weise aus Eltmann zu Papier gebracht wurden. Mit ihren jeweiligen Unterschriften bestätigten dann Johann Balthasar Buchler, Amtskeller zu Eltmann, Ge-

org Eyring, Amtmann zu Ebelsbach von Seiten der Herrschaft von Rotenhan und Caspar Joseph Schmid, Amtmann zu Gleisenau von Seiten der Herrschaft von Fuchs das Protokoll.¹⁰

Im Stadtarchiv Eltmann hat sich auch ein Pachtvertrag über die städtische Mainmühle zwischen den Eltmänner Bürgermeistern und einem Pächter Johann Georg Müller aus Unterhohenried aus dem Jahr 1770 erhalten. Dieser Pachtvertrag zeigt die korrekte und markante Unterschrift von J. B. Buchler sowie von Johann Jacob Schreck Ober- und Johann Görg Stieber Unterbürgermeister und dem Stadtschreiber Franz Carl Kauffmann.¹¹

Im Jahr 1772 endete Johann Balthasar Buchlers Berufstätigkeit in Eltmann. Der neue Amtskeller ab 1773 hieß Karl Friedrich Wilhelm Weisse. Dieser amtierte auch als Stadtschultheiß, Centgraf und Forstmeister. Sein Vorgänger Buchler lässt sich in Eltmann zwischen 1773 und 1776 nicht mehr nachweisen. Ab 1777 erschien er dann als Hofkammerrat und somit als eines der Mitglieder der hochstiftischen Regierung in Würzburg.

Am 26. Juni 1777 beantragte der Hofkammerrat Johann Balthasar Buchler in Würzburg die Genehmigung zur Errichtung einer Lederfabrik auf einem freien Grundstück. Er argumentierte, dass dort der Wasserlauf der Pleichach vorbeiführte, weswegen dieser Platz für sein Vorhaben und den Wasserverbrauch der vorgesehenen Gerberei geeignet wäre. Obwohl die Würzburger Rotgerbermeister am 25. September 1777 gegen diese neue Konkurrenz Einspruch erhoben, erhielt Hofkammerrat Buchler von den höchsten Regierungsstellen am 31. Oktober 1777 dennoch die Genehmigung zum Bau und begann 1778 mit seinen Gesellen die Lederverarbeitung.

In der Nachbarschaft der geplanten Fabrikhallen gab es mit einer sog. Spiegel-schleiferei bereits einen anderen Betrieb. Dort wurden die in der von Balthasar Neumann ab 1737 gepachteten Glashütte Fabrikschleichach im Steigerwald gefertigten und nach Würzburg angelieferten Glasscheiben zu begehrten Spiegeln geschliffen, poliert und auf Maß geschnitten. Auch dieser Betrieb war auf die Nähe von Wasser angewiesen.¹²

Erstaunlich blieb bei dem Bauvorhaben dabei anfangs, wie Johann Balthasar Buchler als Regierungsbeamter auf die Idee kam, solch einen Spezialbetrieb für Lederverarbeitung zu gründen. Dafür gab es aber einen guten Grund: Der 1759 geborene Sohn Georg Franz lernte von ca. 1774 bis 1776 den Beruf eines Rotgerbers. Nach dessen Freisprechung als Geselle reifte wohl bei seinem Vater der Plan zu der Errichtung einer Fabrik. Der Sohn ging wie vorgeschrieben als Geselle auf Wanderschaft, um auch noch berufliche Erfahrungen in fremden Betrieben zu erwerben. U.a. hielt er sich in Bamberg auf, was die Tatsache bestätigt, dass Georg Franz Buchler dort seine spätere Frau kennengelernt. Nachdem

sein Vater bereits am 30. September 1780 im Alter von erst 48 Jahren verstorben war, wurde der Sohn in der Firmenleitung in Würzburg dringend benötigt und musste dort einen eigenen Hausstand gründen. Seine Eheschließung mit Anna Maria Reichold, die die Tochter des dortigen Weißgerbermeisters Michael Reichold und dessen Ehefrau Katharia, geb. Schott, war, erfolgte am 8. Januar 1781 in der Bamberger Pfarrei St. Martin.¹³

Allerdings beschwerten sich bereits im Jahr 1779 die in der Stadt am Unterlauf der Pleichach gelegenen Mühlenbetriebe über die Verunreinigung des Wassers durch die eingehängten Tierhäute und den hohen Wasserverbrauch der Lederfabrik. Ab 1781 vergrößerte sich der Gerbereibetrieb mit seiner Lederfertigung sehr stark. Für den erhöhten Wasserverbrauch zur Wässerung der Tierhäute hatte man sogar ein Staumauer in der Pleichach durch einige Bretter erhöht, was wiederum Beschwerden der Mühlenpächter nach sich zog.

Im Jahr 1783 führte das innerstädtische Stift Neumünster Beschwerde gegen die Lederfabrik, und es kam zu einer Ortsbesichtigung durch die zuständigen Behörden. Es sollte sogar ein neuer Wassergraben neben dem Bach angelegt werden, was aber von der resoluten und fachkundigen Seniorchefin und Witwe Anna Maria Buchler mit Hilfe ihres Sohnes Georg Franz und eines Rechtsbeistands verweigert wurde. Sicherlich hatte inzwischen auch noch der jüngere Sohn Peter Wilhelm (geb. 1766) eine entsprechende Berufsausbildung absolviert, um dann ebenfalls mit Tatkräft an führender Stelle im Gerbereibetrieb mitzuarbeiten.¹⁴

Der erfolgreiche Lederfabrikant Georg Franz Buchler wurde 1791 in den Würzburger Stadtrat gewählt. Von 1797 bis 1798 war er sogar in der Amtszeit des Oberbür-

germeisters Georg Ignaz Brock Zweiter Bürgermeister der Stadt. Aus einer Auflistung der Stadträte und ihrer Aufgaben im Jahr 1800 geht hervor, dass Georg Franz Buchler bei der Verwaltung der Bürger „*Hospitals-, Viertelhofs-, Stadalmosen-, Rock- und Schuhalmosen*-Pflegschaft sowie auch noch in den „*Hallisch-, Lichtensteinisch-, Frankensteiniisch-, Gutbrodisch-, Diemarisch-, Brücknerisch-, Baunachischen Stiftungen*“ als Rechtspfleger tätig war. Seine Hauptaufgaben sah er wohl in erster Linie in seiner kommunalen Tätigkeit.¹⁵

Die Buchler'sche Lederfabrik expandierte trotz der ständigen Streitigkeiten mit den Anliegern und Behörden weiter, und die Firmeninhaber versuchten sogar, durch den Ankauf eines Nachbargrundstücks eine Betriebserweiterung zu realisieren, was aber nicht gelang. Schließlich wurden die Streitereien dadurch beendet, dass die Lederfabrikation 1792 von Würzburg einige Kilometer mainabwärts nach Zell verlegt wurde.

Dort gab es ein im Jahr 1744 evtl. von Balthasar Neumann erbautes großräumiges Weinhandlerpalais der Familie Andreas Wiesen mit zugehörigen Nebengebäuden und einem großen Garten. Als die Besitzer in finanzielle Schwierigkeiten gerieten, wurde das Anwesen an das Kloster Ebrach und von dort im Jahr 1786 an einen Benedikt Sammweber verkauft, der in dem Gebäude eine Gerberei einrichtete. Doch auch er konnte das umfangreiche Anwesen auf Dauer nicht unterhalten und verkaufte es 1791 wiederum an den Firmeninhaber Peter Wilhelm Buchler. Da durch das Grundstück auch zwei Bäche flossen, war dies für den notwendigen Wasserverbrauch der Lederfabrik ideal. So begann dort die Lederproduktion mit neuem Schwung. Es wurden Ochsen- und auch Kalbshäute gegerbt und verarbeitet.¹⁶

Die Seniorchefin Anna Maria Buchler, die nach dem Tod ihres Ehemannes Johann Balthasar und den Streitigkeiten in Würzburg auch noch die Firmenverlegung nach Zell miterleben musste, verstarb schließlich am 18. Februar 1793 im Alter von 61 Jahren und zehn Monaten. Sie wurde in der Würzburger Pfarrkirche St. Peter und Paul beigesetzt.¹⁷

Der Würzburger Theologe und Universitätsprofessor Dr. Franz Oberthür beschrieb in einem Taschenbuch zur Geschichte des Frankenlands und besonders dessen Hauptstadt Würzburg u.a. auch den Ablauf einer Huldigung des neuen Landesherrn: „*12. März 1795 Ward Georg Karl Freyherr von Fechenbach zum Bischof zu Würzburg und Herzog zu Franken gewählt. [...] Mich interessirte dießmals bey der gantzen Feyerlichkeit nichts so sehr, als die Parade, die der hiesige Bürger und Lederfabrikant Buchler mit 20 Gesellen machte. Er ließ sie alle neu in der herkömmlichen Staatsstracht des Handwerks kleiden, und stellte sie in einer Reihe auf den Graben, wo der Neugewählte vorüber fuhr, dicht an die allda Spaliermachende Gymnasiasten hin, und zog dann auch mit ihnen, er in der Uniform der Schützenkompanie, wovon er ein Mitglied ist an der Spitze den Hofplatz herum.*

Er schien mir hier bald im hohen Selbstgefühle mehr den Sieg zu feyern, den sein braver Vater, erst Amtskeller, dann Hofkammerrath, über ein äußerst schädliches Vorurtheil davon getragen; der Sieg über den herrschenden Familienstolz, der unsre gelehrte Schulen mit mittelmäßigen Talenten, und manchen Posten im Staate mit untauglichen Dienern besetzt; auf der andern Seite aber dem bürgerlichen Gewerbe und Handelsstande viele Subjekte entzieht, die mehr Talente dazu, als zum Studieren und höhern Staatsbedienungen besitzen, auch durch das Vermögen, so sie besitzen, das Gewerbe, welchen

sie sich gewidmet hätten, zu größerer Vollkommenheit hätten bringen, mit mehr Vortheil des treiben, und demselben, so wie dem ganzen gemeinen Bürgerstande, mehr Wohlstand, Achtung und Ehre verschaffen können; über den Familienstolz, der auch nicht selten den gemeinsten Bürger dahin verleitet, daß er seine Söhne von dem Gewerbe ihrer Väter entfernet, dem Studieren widmet, und sein Haus dadurch in eine höhere Klasse von Staatsbürgern zu erheben suchet, ohne daß ihm etwan hervorstechende Talente derselben dazu berechtigte.

Buchler widmete nur Einen seiner Söhne den Studien, der in der Folge den Klosterstand gewählt hat; die andern wurden Fabrikanten und Negozianten [= Geschäftsleute], leisten dem Staat gute Dienste, leben im Wohlstande und vorzüglicher Achtung ihrer Mitbürger. Bald schien er mir dem Neugewählten das Bild der wahren Fürstenehre und Fürstenwonne vorstellen zu wollen, nämlich den Wohlstand seines Volks, wenn durch ihn nützliche Gewerbe im Staate blühen“.¹⁸

Ein Teil der sog. Koalitionskriege (1792–1797) zwischen den französischen Revolutionstruppen und den kaiserlich-österreichischen Verbänden berührte auch das fränkische Territorium um Würzburg. Seit Juli 1796 hatten französische Truppen unter General Jean-Baptiste Jourdan die Stadt Würzburg besetzt. Sie wurden von den habsburgischen Truppen unter dem Heerführer Erzherzog Karl in der Schlacht bei Würzburg vom 1. bis zum 3. September 1796 besiegt. Während der kriegerischen Auseinandersetzungen hatte Erzherzog Karl mit seinem Stab das großräumige Gebäude der Lederfabrik in Zell als Hauptquartier benutzt, wodurch für die Besitzer sicherlich ein spürbarer Ausfall in ihrer Fertigung entstand. Erst nach dem vollständigen Abzug des Militärs konnte

die Produktion wieder voll aufgenommen werden.

Im Zeitraum von 1800 bis 1801 wurde die Stadt Würzburg erneut von französischen Truppen besetzt. Durch die Soldaten wurden in der Stadt viele Dienste der einheimischen Kutscher, Fuhrleute, Schiffer, Händler und Handwerker in Anspruch genommen, wofür es meistens keine Bezahlungen gab. Die Besatzer als Herren in der Stadt verlangten dies als kostenlose Fron- und Spanndienste. Nach dem Abzug der Truppen forderten dann die betroffenen Bürger finanzielle Entschädigungen von der Stadtverwaltung und der Regierung. In einer Beschreibung der Lebenswelten in Würzburg zwischen 1795 und 1815 unter dem Titel „Das kleine und mittlere Bürgertum“ sind viele dieser Entschädigungsfordernisse benannt.

In einer längeren Ausführung hieß es: Das umfang- und folgenreichste Entschädigungsverfahren führte der Lederfabrikant Wilhelm Buchler gegen Magistrat und Regierung. Wilhelm Buchler war der Bruder des Ratsherrn Georg Franz Buchler und unterhielt vor den Toren Würzburgs die mit Abstand größte Lederfabrik der Stadt. Während der Schlacht von Würzburg hatte Erzherzog Karl die Fabrik als Hauptquartier genutzt. Er (Buchler) hatte es erreicht, sich der Beschränkung der Arbeiterzahl, die von den Zünften überwacht wurden, zu entziehen.

Im Auftrag der französischen Armee erhielt Buchler den größten Auftrag des Magistrats während der Koalitionskriege. Das französische Kriegskommissariat bestellte im März 1801 bei der Stadt Würzburg 600 Paar Dragonerstiefel zu 8 Gulden pro Paar. Wilhelm Buchler sicherte sich diesen Auftrag, führte ihn jedoch nicht selbst aus, sondern verpflichtete Landschuhmacher mit der Fertigung. Kurze Zeit später

erhielten die Stadtverwaltung und Buchler vom französischen Kommissar Marchand die Nachricht, die Armee werde statt der angekündigten 600 Paar nur 350 abnehmen und bezahlen. Buchler schickte daraufhin ein Bittgesuch an den Rat, die Stadt möge die übrigen 250 Paar zum festgesetzten Preis abnehmen. Das lehnten die Ratsherren jedoch ab mit dem Hinweis, Buchler müsse, wenn er einen solchen Auftrag annehme, „*auch Risquo und Schaden sich gefallen lassen*“.

Abgesehen davon sei seine Verpflichtung der Landschuhmacher „gegen die *Ordnung*“ gewesen. Allerdings hätten ohne die Einbindung der Landschuhmacher und die damit einhergehende Rechtsverletzung weder Buchler noch andere der ansässigen Schuhmacher einen Auftrag dieses Volumens bewältigen können. Übrigens war Buchler nach Aktenlage der einzige gewesen, der sich um den Auftrag bemüht hatte. Es war also die vorsätzliche Verletzung der Zunftordnung zum eigenen Nutzen, die den Rat gegen Buchler aufbrachte und zur Ablehnung seines Bittgesuchs bewog. Wiederholt versuchte Buchler in den folgenden Monaten den Geldwert der 250 Paar Schuhe beim Rat noch einzuklagen, hatte damit jedoch keinen Erfolg. Bei Plünderungen der Soldaten wurden die unverkauften Schuhe teilweise gestohlen, von Hand zu Hand verkauft und dem Lederfabrikant entstand ein beträchtlicher Schaden, doch die Arbeit ging weiter.¹⁹

Auch in einem zeitgenössischen Bericht von 1803 wird Buchler erwähnt: „*Der einzige Herr Peter Wilhelm Buchler hat seiner Lohgärberei in Würzburg und Zell einen solchen Schwung und solche Ausdehnung gegeben, daß sie mit Recht die einzige Lederfabrik in Franken genannt zu werden verdient.*“²⁰

In einer Beilage der überregionalen Ausgabe „Augsburgische Ordinari Postzeitung“ für den Monat April 1808 wurde die folgende Nachricht veröffentlicht: „*Donnerstag den 14ten Julius dieses Jahres Vormittags von 9 bis 12 Uhr wird die zur Concursmassa des dahiesigen Lederfabrikanten Peter Wilhelm Buchler gehörige Lederfabrik, sammt Nebengebäuden, wie hier die genaue Beschreibung folget, in eben diesem Gebäude am Walle dahier, vom Großherzoglichen Stadtgerichte dem öffentlichen Striche ausgesetzt, und dem Meistbietenden nach Vorschrift der Landes-Verordnung vom 26ten August 1805 zugeschlagen.*“

In einer detaillierten Aufzählung wurde das Gebäude in Zell mit seinen Räumlichkeiten, den Nebengebäuden, den vorhandenen Gerätschaften für die Ledergerberei und der Lederweiterverarbeitung beschrieben. Dazu gab es auch noch einen „*Gemüßkeller*“, Stallungen für Rindvieh und Pferde, einen geräumigen Garten mit Sommerhaus und einem Brunnen, zwei große Hofflächen und eine große „*Chaisenremise*“. Ein Anschluss des Gebäudes an die örtliche Kanalisation und eine Sicherung gegen Überschwemmungen durch den nahen Main wurden besonders erwähnt. Die ausführlich beschriebene Fabrik wurde als solche auf 50.000 Gulden Wert eingeschätzt; ein Käufer müsse einschließlich des Gartens jährlich 2 Gulden 1 Batzen und 21 ¼ Pfg. Grundsteuer an das Großherzogliche Stadtrentamt entrichten. Dies alles wurde „*sämmtlichen Strichsliehabern zu dem Ende zur öffentlichen Kenntniß gebracht um diese Bäulichkeiten noch vor dem Striche einsehen, und an obiger Tagfahrt erscheinen zu können.*“

Würzburg am 25ten Hornung 1808.

Großherzoglich Würzburgisches Stadtgericht

*(Wilhelm) Mohrenhofen.*²¹

1809 erwarb der örtliche Winzer und Schultheiß Kilian Lauck die gesamte Anlage, versuchte aber bereits 1812, sie wieder zu veräußern. Da dies offensichtlich nicht gelang, begann er nach dem Erwerb der Bierbraukonzession mit einem erheblichen Aus- und Umbau des Gebäudes zur Brauerei, das er 1815 als „Brauhaus Zell am Main“ eröffnete und damit die Anfänge der späteren „Würzburger Bürgerbräu“ einleitete.²²

Peter Wilhelm Buchler lebte weiterhin mit seiner Familie in Würzburg. Als dort seine Ehefrau 1820 verstarb und ihn im gleichen Jahr auch noch aus Wien die Nachricht vom Tod seines Sohnes Heinrich im 23. Lebensjahr erreichte, verließ er Würzburg für immer. Sein neuer Wohnort war Gać in Slowenien, nahe der Landesgrenze zu Ungarn, wo er erneut eine Lederfabrik gründete. Dort verstarb er im Jahr 1827.²³

Heinrich Weisel (geb. 1935) war beruflich als Maschinenbautechniker tätig. Im Ruhestand begann er sich mit Familienforschung zu beschäftigen. Aber auch heimatgeschichtliche Handwerkerforschungen (Maurer, Steinhauer, Bildhauer, Stukkateure, Kalkbrenner, Zimmermänner und Tiroler Saisonarbeiter) gehören zu seinen Interessensgebieten. Schwerpunkt sind dabei „Die Zeiler Steinhouer im 17. und 18. Jahrhundert“, über die er zahlreiche Veröffentlichungen und Vorträge präsentiert hat. Er ist Mitglied der Gesellschaft für Familienforschung in Franken, des Histor. Vereins Bamberg und des Histor. Vereins des Landkreises Haßberge. Seine Anschrift lautet: Haardtweg 17, 97475 Zeil a. Main, E-Mail: h.weisel@web.de.

Literatur:

- Walther Buchler (Hrsg.): Drei Hundert Jahre Buchler. Die Unternehmen einer Familien 1651–1958. Braunschweig [Buchler & Co] 1958.
- Heimat- und Kulturverein Gerlachsheim (Hrsg.): Gerlachsheim. Geschichten eines Dorfes. Gerlachsheim 2009.
- Christian Naser: Das vergessene Schloß – Balthasar Neumanns Weinhandelpalais in Zell. Würzburg [Verlag Königshausen & Neumann] 2013.

Werner Loibl: Die Spiegelmanufaktur in Würzburg. Ein Zweigbetrieb der Steigerwälder Glashütte in (Fabrik-)Schleichach (Schriften des Stadtarchivs Würzburg, H. 18). Würzburg [Verlag Ferdinand Schöningh] 2011.

Clemens Maria Tangerding: Der Drang zum Staat. Lebenswelten in Würzburg zwischen 1795 und 1815. Köln u.a. [Böhlau Verlag] 2011.

Anmerkungen:

- 1 Siehe dazu meine 5-teilige Zeitungsserie im Fränkischen Tag Bamberg, im Haßfurter Tagblatt, im Boten vom Haßgau Hofheim und in der Neuen Presse Coburg im August 2005.
- 2 Staatsarchiv Würzburg [künftig: StAWü], Holzheimer'sches Dienerbuch Standbuch 797, S. 128, Reihenfolge der Eltmanner Vögte ab 1600 u. Diözesanarchiv Würzburg [künftig: DAW], Hof-
- und Staatskalender Würzburg 1760, Amt Eltmann.
- 3 Kath. Pfarrei Limbach, Pfarrarchiv [künftig: PFA], Sign. IV 0/6, Standort S2K27, Geschichte der Wallfahrt Limbach, Mirakelbuch, Gebetserhörung Nr. 17, Buchler.
- 4 DAW, kath. Pfarrei Oberschleichach, S. 30: Hochzeit von Peter Paul Buchler am 21.01.1746

- in Neuschleichach mit der Glasmacherstochter Maria Catharina Berger von Neuschleichach.
- 5 Kath. Pfarramt Hl. Kreuz Gerlachsheim, Taufbuch 1728–1749: 20.07.1732 Johann Balthasar Buchler.
 - 6 DAW, kath. Pfarrei Eltmann (digitalisiert), Personendaten „Bott“.
 - 7 Kath. Matrikelamt Würzburg, Stadtdekanat, Pfarrei St. Peter und Paul, Taufmatrikelbuch, Mikrofiche 22, Jahr 1757: 11.01.1757 Johann Wilhelm Judas Thaddäus Buchler.
 - 8 Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Wertheim in Bronnbach, freundl. Mitteilung per E-Mail am 14.02.2013 von Oberarchivärin Martina Heine, betreffend Heinrich Buchler in Kloster Triefenstein und Peter Wilhelm Buchler in Würzburg.
 - 9 DAW, kath. Pfarrei Eltmann (digitalisiert), Personendaten Buchler.
 - 10 Gemeindearchiv Gleisenau im Schloss Gleisenau, Ebelsbacher Steuer Beschreibung 1761, Kostenaufteilung bei Militärdurchmärschen und Wintereinquartierungen von Soldaten betr.
 - 11 Stadtarchiv Eltmann, Registraturnummer: Tit.VII Lit. A Absch. 5 Rep. Nr. 15, Fach 27: Pachtvertrag über die städt. Mainmühle vom 27.02.1770 mit Originalunterschrift von Johann Balthasar Buchler.
 - 12 Loibl, Werner: Die Spiegelmanufaktur in Würzburg. Ein Zweigbetrieb der Steigerwälder Glashütte in (Fabrik-)Schleichach. (Schriften des Stadtarchivs Würzburg, H. 18) Würzburg 2011, Eine Lederfabrik als Nachbar, S. 123–126.
 - 13 Stadtarchiv Bamberg, Röttinger-Kartei, betr. 1781 Hochzeit Buchler/Reichold in der Bamberger Pfarrei St. Martin.
 - 14 Wie Anm. 12.
 - 15 DAW, Hof- und Staatskalender Würzburg für das Jahr 1800, S. 126: Stadträte... Franz Georg Buchler – Rechtspfleger.
 - 16 Naser, Christian: Das vergessene Schloß – Balthasar Neumanns Weinhandlertpalais in Zell. Würzburg 2013 u. [https://wuerzburgwiki.de/wiki/Weinhaendlertpalais_\(Zell_am_Main\).](https://wuerzburgwiki.de/wiki/Weinhaendlertpalais_(Zell_am_Main).)
 - 17 Kath. Matrikelamt Würzburg, Stadtdekanat, Pfarrei St. Peter und Paul, Mikrofiche 98, S. 437: Sterbeeintrag 18.02.1793 – Witwe Maria Anna Apollonia Buchler, geb. Bott, Alter 61 Jahre, 10 Monate, beerdigt in der Pfarrkirche.
 - 18 Oberthür, Franz: Taschenbuch für die Geschichte, Topographie und Statistik Frankenlands, besonders dessen Hauptstadt Würzburg. Erlangen 1798, S. 36–39.
 - 19 Tangerding, Clemens Maria: Der Drang zum Staat. Lebenswelten in Würzburg zwischen 1795 und 1815. Köln 2011, S. 273f.
 - 20 Argus – eine Zeitschrift für Franken und die angrenzenden Länder. Herausgegeben vom Verfasser der Blicke in das Innere der Prälaturen. I. Bd., II. Heft, S. 459.
 - 21 Augsburgische Ordinari Postzeitung, von Staats, gelehrt, historisch und ökonomischen Neuigkeiten, Nro. 88, Dienstag den 12 April Anno 1808, Beylage zu der Augsburgischen Ordinari Postzeitung im Monat April 1808.
 - 22 Würzburger Intelligenzblatt zum Behufe der Justiz, Polizey und bürgerlichen Gewerbe 1812, Verlagsort Würzburg, Erscheinungsjahr 1812 [Signatur: Bav. 5186 q – 1812], S. 581: Feilbietungen.
 - 23 Intelligenzblatt für den Unter-Mainkreis des Königreichs Bayern 1821, Verlagsort Würzburg, Erscheinungsjahr 1821, S. 727: Todesanzeige von Heinrich Buchler zu Wien.

Leonhard Tomczyk

Sakrale Kunst im Landkreis Main-Spessart nach 1945 – II. Teil

Im zweiten Teil der Untersuchung listet der Autor alle Kirchen im Landkreis Main-Spessart auf, die nach 1945 errichtet wurden,¹ wobei die katholischen Kirchengebäuden im Dekanat Karlstadt den Anfang bilden. Die für jedes Bauwerk knapp gehaltene Auflistung stellt die Architektur und die künstlerische Ausstattung der Räume in den Mittelpunkt der Beschreibungen.

Dekanat Karlstadt

Gänheim: Pfarrkirche St. Laurentius
Grundsteinlegung 11.10.1970, Konsekration 24.7.1971 durch Weihbischof Alfons Kempf. Entwurf: Heinz-Günter Mömken, Schweinfurt; Altar, Ambo, Priestersitz und Sedilien aus Naturstein von Heinrich Söller, Schweinfurt (1971); Bronzekreuz an der Altarwand von Julian Walter, Vasbühl (1972); Buntglasfenster in den südlichen Giebelfenstern und Betonglasfenster an der Kirchenwestwand mit Darstellung der „Ostergeschehnisse“, Entwurf: Curd Lessig, Ausführung: Fa. Rothkegel, Würzburg und Wilhelm Derix, Rottweil (1971); Tabernakel (20. Jhd.).

Die alte Kirche, als zu klein für die Bedürfnisse der Gemeinde befunden, wurde bis auf den Turm aus der Zeit um 1200 und den darin befindlichen Chorbereich abgerissen. Man beließ dort auch den aus dem 18. Jhd. stammenden Hochaltar mit den beiden Seitenaltären. Das neu errichtete größere und im Grundriss fast quadra-

tische Langhaus erhielt einen um 45 Grad versetzten neuen Altar an der Südwand. Die Altarwand und die gegenüberliegende Nordwand erhielten je zwei große Giebel mit Farbglasfenstern, wodurch der Innenraum vom Tageslicht durchflutet wird.²

Gemünden:

Kirche Heiligste Dreifaltigkeit: Grundsteinlegung 3.5.1953, Konsekration 12.9.1954 durch Bischof Julius Döpfner. Entwurf: Hans Schädel, Mitarbeit: Albin Amann, Würzburg, Friedrich Ebert, Zell a. Main. Anbau einer Taufkapelle an der Kirchenostseite, Entwurf: Franz Aufschläger, Regensburg (1962/64); Altar und Ambo aus Naturstein, Sedilien aus Messing, Tabernakel, zwei sechsarmige Leuchter und Figur der „Muttergottes“ aus Bronze von Max Walter, Vasbühl (1991); Wand- und Deckengemälde mit Darstellung des „Gekreuzigten Christus“ und Symbolen der Dreiheit von Buja Bingemer, Köln (1954); gemalte Kreuzwegstationen von Curd Lessig, Würzburg (1983).

Taufkapelle: Altar, Ambo, Sedilien, Standkreuz, Entwurf: Jürgen Lenssen (2003?); abstrakte Buntglasfenster, Entwurf: Blasius Spreng, München, Ausführung: Hofglasmalerei Georg Schneider (heute Josef Frank), Regensburg (1963).

Die Kirche hat einen trapezförmigen Grundriss mit einer zum Altarraum abgesenkten Decke als gerichteter Raum. Den herausragenden Kern des Kirchenkörpers bildet die fast vollkommen verglaste leicht gebogene Westfassade. Äußerlich mag sie auf den ersten Blick als ein Rastergitter mit darin eingeschlossenen Glasscheiben er-



Abb. 1: Gemünden, Kirche Heiligste Dreifaltigkeit, Entwurf: Hans Schädel, Mitarbeit: Albin Amann, Würzburg, Friedrich Ebert, Zell a. Main (1954).

Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

scheinen. Ihre wirkliche Intention kommt erst bei der Betrachtung von innen im Zusammenhang mit der Altarwand deutlich zur Geltung. Sie öffnet sich zum freien Himmel bzw. zu Gott, und gleichzeitig fallen von dort Lichtstrahlen herein, die zum Altar führen – ein Hinweis auf die Verbindung von Christus und dem Licht, zusätzlich verdeutlicht durch die prisma-artige Konzentration der entlang der Decke und der Altarwand verlaufenden weißen Linien auf die Figur des gekreuzigten Christus. Dieser ist auf blauem Feld dargestellt, einem Farbton, der symbolisch für Himmel und Treue steht. Die Nord- und Südwand des Chorraumes sind mit jeweils zehn klei-

nen und sieben großen runden Fenstern versehen. Letzteren wird eine symbolische Bedeutung mit dem Hinweis auf die sieben Planeten zugewiesen. „Sie belichten den Chor in sinnvoller Anordnung ewiger Kreisform und verstärken den Eindruck des geschlossenen Baukörpers, der das kostbare Innere bewahrt.“³ „Mit der Dreifaltigkeitskirche in Gemünden schuf Schädel einen Kirchenraum, der als Ganzes aus der Tendenz der Plastizität heraus entwickelt ist. Hiermit bildete er einen Vorläufer, der bis weit in die 1960er Jahre hinein den Kirchenbau zahlreicher Architekten bestimmen sollte.“⁴ Der Entwurf der Kirche bekam im Detail nicht nur Lob und Zuspruch, sondern wurde we-

gen der Gestaltungsart des Altargemäldes auch stark kritisiert, u.a. von Hans Schädel. Prof. Hans Uhl fertigte neue Entwürfe für ein Deckengemälde, die jedoch wegen der hohen Kosten und „weil sie dem religiösen Empfinden der Gemeinde nicht entsprachen“⁵ abgelehnt wurden.

Klosterkirche Heilig Kreuz: Grundsteinlegung April 1958, Kirchenkonsekration 20.12.1958 durch Bischof Josef Stangl. Entwurf: Hans Beckers, Regensburg, Mitarbeit: Georg Wiesinger, Gemünden; Altar aus Marmor (1958); über dem Altar herabhängendes Holzkruzifix von Siegfried Moroder, München; Ambo aus Holz mit Bronzeummantelung; Buntglasfenster, Entwurf: Blasius Spreng, München, Ausführung: Hofglasmalerei Georg Schneider

(heute Josef Frank), Regensburg (1958); Tabernakel von Michael Amberg, Würzburg (1966), dessen Vorderseite stellt die himmlische Gottesstadt mit den zwölf Toren nach der Apokalypse dar und in deren Mitte das Lamm, die Leuchte des „neuen Jerusalem“⁶, ausgeführt in der Emailtechnik. In den Ecken sind je drei Bergkristalle platziert.

Der Innenraum der Kirche wird direkt durch die im oberen Bereich des ovalen Baues platzierten Fenster beleuchtet. Diese bestehen aus jeweils zwei Reihen mit kleinen runden und zwei größeren rechteckigen Fenstern mit bunten Glasscheiben in Bleiruten. Der Gesamteindruck des Innenraums und dessen Wirkung, insbesondere im Zusammenspiel mit den farbigen Glasfens-



Abb. 2: Gemünden, Kirche Heiligste Dreifaltigkeit, Altarwandgemälde: Buja Bingemer, Köln (1954).
Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.



Abb. 3: Gemünden, Klosterkirche Heilig Kreuz, Entwurf: Hans Beckers, Regensburg, Mitarbeit: Georg Wiesinger, Gemünden (1958). Blick auf die Chorembole. Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

tern, ist stark abhängig von der Intensität des Tageslichtes. Die Flachkuppel wird von 24 schlanken Rundpfeilern gestützt.

Oratorium „Sancta Maria“ im Internatsgebäude: Benediktion der Kapelle 11.10. 1972. Altar, Ambo und Tabernakelstele aus Aluminiumguss mit zwölf Medaillons von den Kunstwerkstätten Brandner, Regensburg (1972). In den Medaillons im oberen Bereich der Stele sind sechs anbetende Engel und sechs Engel mit Leidenswerkzeugen in Emailtechnik dargestellt, wohl eine Anspielung auf die Cherubsgestalten der Bundeslade und die zwölf Apostel. Sie werden von großen Bergkristallen begleitet.

Hauskapelle im Provinzhaus: Benediktion der Kapelle durch Diözesanpriester Hubert Wehner 19.12.1986. Altar aus Bronze

und Holz sowie Bronzetabernakel mit sieben Bergkristallen (als Hinweis auf die sieben Sakramente) und Ewigem Licht von den Werkstätten für kirchliche Kunst Georg Haber, Regensburg (1986). Sowohl der Altartischunterbau als auch der untere Bereich des Tabernakels sind in Form von pflanzlichem Geäst gestaltet.⁷

Klosteranlage der Barmherzigen Schwestern vom hl. Kreuz: Entwurf: Hans Beckers, Regensburg (1956/62), Mitarbeit: Franz Aufschläger, Regensburg (1956–1958), Georg Wiesinger, Gemünden (1958–1962). Betonglasfenster, vor allem im Treppenhaus von der Fa. Bördlein, Oberthulba/Euerdorf.

Gössenheim: Pfarrkirche St. Radegundis Grundsteinlegung 16.8.1959, Konsekration 19.6.1960 durch Bischof Josef Stangl.



Abb. 4: Gössenheim, Pfarrkirche St. Radegundis, Entwurf: Michael Niedermeier, Würzburg (1960). Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

Entwurf: Michael Niedermeier, Würzburg. Altar, Ambo, Tabernakelstele und Figurenstele aus Buntsandstein sowie Sedilien aus Holz von Tilmar Hornung, Bergtheim (1996); abstrakte Glasmalerei in den Fenstern und in der Westfassade, Entwurf: Wladimir Olenburg, Bad Wildungen, Ausführung: Fa. Derix, Taunusstein (1999).

Die Kirche wurde anstelle der 1959 abgerissenen alten Kirche, deren Grundmauern ins 13. Jhd. Zurückreichen, errichtet. Dabei wurde der aus der Zeit um 1614 stammende Turm mit dem darin befindlichen Chor in den Neubau integriert.

Gräfendorf: Pfarrkirche Hl. Schutzenengel
Grundsteinlegung 18.9.1966, Konsekratior 30.9.1967 durch Weihbischof Alfons Kempf. Entwurf: Hans Schädel, Mitarbeit: Friedrich Ebert, Zell a. Main. Altar, Tabernakelstele, Taufstein, Ambo, Sedilien aus Muschelkalk (1967); Tabernakel, Taufsteindeckel, Altarkreuz, Leuchter aus Bronze von der Goldschmiede Hans Fell, Würzburg (1967); Stuckrelief an der Altarwand mit Darstellung der „Auferstehung Christi“ von Hubert Elsässer, Gröbenzell unter Mitarbeit von Julia Elsässer und Peter Lorenz Emmert, Elfershausen (1984); abstrakte Buntglasfenster, Entwurf: Willi Götz, Volkach-Rimbach, Ausführung: Fa. Siegfried Krämer, Wiesentheid (1968).

Die Kirche beeindruckt vor allem durch die imposante Altarwand mit dem Stuckrelief der „Auferstehung Christi“, das Christus im goldfarbenen Kreis über aus dem Boden herauswachsenden und scheinbar auseinanderbrechenden Felsen zeigt. Diese Szene wird von zwei senkrechten, aus blau-farbigen Glastäfelchen bestehenden Lichtbändern flankiert, die vom Boden bis zur Spitze des mächtigen, hölzernen Satteldä-



Abb. 5: Gräfendorf, Pfarrkirche Hl. Schutzenengel, Entwurf: Hans Schädel, Würzburg, Mitarbeit: Friedrich Ebert, Zell a. Main (1967). Altarwand mit Stuckrelief „Auferstehung Christi“ von Hubert Elsässer, Gröbenzell, Mitarbeit Julia Elsässer und Peter Lorenz Emert, Elfershausen (1984).
Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

ches reichen. Etagenartig aufgebauter freistehender Glockenturm aus Beton.

Halsbach: Kirche St. Michael

Grundsteinlegung 14.9.1952, Konsekratior 9.11.1953 durch Bischof Julius Döpfer. Entwurf: Hanns Awiszus, Frammersbach. Altar und Ambo aus Holz (20. Jhd.); zwei Seitenaltäre aus Buntsandstein (1985).

Himmelstadt: Kirche St. Immina

Grundsteinlegung 10.5.1964 durch Pfarrer Ludwig Hart, Konsekratior 2.5.1965 durch den Würzburger Bischof Josef Stangl. Entwurf: Hans Schädel. Abriss 2010. Al-

tar, Ambo, Sakramentshaus, Sedilien und Taufstein aus Treuchtlinger Jura, Entwurf: Andreas Marquart, Würzburg (1965); Tabernakel von der Goldschmiede Hans Fell, Würzburg; in der Marienkapelle abstrakte Glasmalerei, Entwurf: Friedrich May, Höchberg, Ausführung: Fa. Rothkegel, Würzburg (1965); Kreuzwegstationen aus Bronze von Erwin Misch, Würzburg (1965); Plastik an der Ostseite von Erwin Misch, Würzburg.

Gegen den Abriss gab es nur wenig Protest aus der Bevölkerung, vor allem aus den Reihen der älteren Himmelstädter, die noch an den Spendenaktionen für die Errichtung des Gebäudes zwischen 1959 und 1967 beteiligt gewesen waren. Als Hauptgründe für den Abriss der Kirche wurden angeführt, die Kirche sei in marodem Zustand, zu groß, und ein kleiner Ort wie Himmelstadt mit nur 1.300 Einwohnern könnte sich nicht länger zwei Kirchen leisten, außerdem seien die Kirchenfenster ohne Isolierglas und undicht, die Decke habe keine Isolierung und der Fußboden sei gesprungen.⁸ Die in Himmelstadt stehende, 1614 eingeweihte und in den 1960er Jahren profanierte St. Jakobus-Kirche, wurde im Jahr 2000 resakralisiert. Nach den Worten von Domkapitular Dr. Jürgen Lenssen sei dieser Wunsch letztendlich der „*Todesstoß für die Immina-Kirche*“ gewesen.⁹ An der Stelle der abgerissenen Kirche wurde nach den Plänen des Diözesanbaumeisters Caesare Augusto Stefano 2012 ein Pfarrzentrum mit Pfarrsaal, Bibliothek und Funktionsräumen sowie einer kleinen Marienkapelle errichtet. Dabei wurden manche Elemente aus der abgerissenen Kirche übernommen und in das Pfarrzentrum integriert, u.a. zwei Schieferreliefs und Kreuzwegstationen von Erwin Misch sowie ein Teil der bemalten Glasfenster.¹⁰

Karlburg: Pfarrkirche St. Johannes der Täufer

Grundsteinlegung 13.7.1960, Konsekration 28.5.1961 durch Bischof Josef Stangl. Entwurf: Peter Krammer, Schweinfurt. Altar und Ambo aus Holz von Julian Walter, Vasbühl (1974); in der Südwand Glasmalereien „Johannes der Täufer“ (1986) im runden Fenster, darunter ein Fenster mit Glasmalereien, sog. „Gertraudenfenster“, mit Darstellung der hl. Gertraud zwischen den sel. Immina und hl. Burkard sowie des Priesters Atalonus, Entwurf: Willi Götz, Volkach-Rimbach, Ausführung: Kunstglaserei Rudolf Schieblon, Veitshöchheim (1990).¹¹

Die 1701 erbaute Kirche wurde 1960 bis auf den Turm und den Teil, in dem heute die Sakristei untergebracht ist, abgerissen. Der Neubau ist eine Hallenkirche mit Satteldach, innen mit zwei Reihen schlanker Rundpfeiler. 2014 wurde der Innenraum nach den Plänen des Gemündener Architekten Armin Kraus umgestaltet und teilweise zu einem Museum umfunktioniert.¹² Der verkleinerte Raum für die versammelte Gemeinde mit nun 230 Sitzplätzen wurde durch neue, drei Meter hohe Wände umschlossen, hinter denen sich zwei L-förmige Museumsräume befinden. 2019 wurde das Museum nach zweijähriger Tätigkeit geschlossen.

Karlstadt: Kirche Zur Heiligen Familie

Grundsteinlegung 21.11.1965, Konsekration 14.10.1967 durch Bischof Josef Stangl. Entwurf: Hans Schädel, Mitarbeit: Friedrich Ebert, Zell a. Main. Altar, Tabernakelstele, Ambo und Sedilien aus Muschelkalk (1967); großflächiges, abstraktes Altarwandgemälde „Die Fuge“ mit dezenten Farbakzenten von Hannes und Burkhard Neuner, Stuttgart (1967); Tabernakel, Altar- und Apostelleuchter, Kreuz aus Alumi-



Abb. 6: Karlstadt, Kirche Zur Heiligen Familie, Entwurf: Hans Schädel, Würzburg, Mitarbeit: Friedrich Ebert, Zell a. Main (1967). Altarwand mit Gemälde „Die Fuge“ von Hannes und Burkhard Neuner, Stuttgart (1967).
Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

niumguss mit Halbedelsteinen von Olaf Täuberhahn, Karlstadt-Gambach (1967); über dem Altar Eichenholzkreuz von Lothar Bühner, Bad Neustadt (1975); in der Taufkapelle Glasfenster mit Darstellung „Aus dem Wasser wird das Leben“ von Burkhard Neuner, Stuttgart (1967). Im Innenraum Betonwände mit holzverkleideter Decke. Die Altarwand wird von breiten deckenhohen verglasten Wandschlitten flankiert. Etwas ungewöhnlich ist die Platzierung der Orgel am Rande des Altarraumes.

Mittelsinn: Kirche Hl. Geist

Grundsteinlegung 13.7.1958, Einweihung 12.7.1959 durch Pfarrer Eugen Schüll.

Entwurf: Hans Schädel, Mitarbeit: Walter Schilling, Würzburg. Altar und Taufstein aus Naturstein von Josef Lehritter, Würzburg (1959); Figur „Madonna“ aus Bronze von Otto Sonnleitner, Würzburg (1960); Kreuzwegstationen von Karl Clobes, Ochsenfurt-Tückelhausen; Tabernakelstele, Ambo, Sedilien und Sandsteinrelief neben Portal von Hermann Kröckel, Aschaffenburg (1981). Würfelförmiger Korpus aus Buntsandstein mit integriertem blockartigem Glockenturm.

Retzbach:

Wallfahrtskirche Maria im grünen Tal: Neubau des Kirchenschiffes, Grundsteinlegung 1968, Konsekration 13.9.1969 durch Bi-



Abb. 7: Retzbach, Wallfahrtskirche Maria im grünen Tal, Entwurf: Hans Schädel, Würzburg, Mitarbeit: Walter Kuntz, Würzburg (1969). Blick auf den Eingangsbereich, Glasmalerei von Curd Lessig, Würzburg, Ausführung Fa. Rothkegel, Würzburg (1969).

*Photo: Leonhard Tomczyk,
Spessartmuseum, Lohr a. Main.*

schof Josef Stangl. Entwurf: Hans Schädel, Würzburg, Mitarbeit: Walter Kuntz, Würzburg. Stele aus Bronze im Chor von Otto Sonnleitner, Würzburg (1969); Tabernakel (20. Jhd.); abstrakte Deckenmalerei von Curd Lessig, Würzburg; Fenster mit abstrakter Glasmalerei, Entwurf: Curd Lessig, Würzburg, Ausführung: Fa. Rothkegel, Würzburg (1969); Altar, Ambo und Sedilien aus Sandstein von Otto Sonn-

leitner, Würzburg (1969); Vortragekreuz von der Goldschmiede Sebald & Engert, Würzburg; Tabernakelstele aus Sandstein in Form eines brennenden Busches von Ernst Singer, Würzburg (1987); Triumphkreuz von Alois Steger, Ahrntal (1987); Tabernakelgehäuse von Hugo Müller, Retzbach; Bronzetüren von Hans Fell, Würzburg.

Die Kirche besteht aus drei, in unterschiedlichen Zeitabschnitten entstandenen, jedoch zusammenhängenden Elementen: dem gotischen Chor, der Eingangsfront, die von zwei barock anmutenden eckigen Türmen flankiert wird und dem modernen Langhaus. Die von außen, nicht zuletzt wegen dieser Konstellation, fast als architektonisch „zusammengewürfelt“ erscheinende Kirche überrascht den Besucher bei deren Betreten durch ihre Helligkeit und gelungene Symbiose des Alten mit dem Neuen. Die graufarbene Decke des Zeltdachs über dem Mittelschiff ist mit ziemlich dezentem, geometrisierendem Dekor verziert. Dieser korrespondiert ausgewogen mit den von graublauen Tönen bestimmten, ebenfalls abstrakt gestalteten Dekoren der vom Boden bis zur Decke der Seitenschiffe reichenden schmalen Glasfenster, den Glaswänden an und unterhalb der Empore und mit den drei Fenstern im gotischen Chor.

Arbeitnehmer-Bildungsstätte Benediktushöhe: Hauskapelle, Konsekration 13.6.1981 durch Bischof Paul-Werner Scheele. Altar, Ambo und Sedilien aus Holz (20. Jhd.); Fenster mit Glasmalereien von Lukas Gastl, Würzburg (1981).

Rieneck: Pfarrkirche St. Johannes der Täufer

Neugestaltung des Chorraumes und Erweiterung der Empore. Entwurf: Georg Wiesinger, Gemünden (1952/53). Altar,

Sakramentshaus, Sedilien und Stele für die Figur „Muttergottes“ aus Muschelkalk; Tabernakel, herabhängendes Kreuz und Ambo aus Bronze von Otto Sonnleitner, Würzburg (1975); Glasmalereien, Entwurf: Rudolf Vombeck, Herdecke/Ruhr, Ausführung: Fa. Derix, Taunusstein (1997).

Seifriedsburg: Kirche St. Jakobus d.Ä.

Konsekration 29.8.1953 durch Bischof Julius Döpfner. Entwurf: Michael Niedermeier, Würzburg. Altar und Ambo aus Buntsandstein, Sedilien aus Holz (2009); Kreuzwegstationen aus Messing (20. Jhd.). 1952 wurde das Hauptschiff der aus dem Jahr 1744 stammenden Kirche abgerissen. Der Neubau war deutlich größer und im rechten Winkel zur alten Anlage konzipiert. Der alte, in den Neubau übernommene Chor wurde zu einer Seitenkapelle umfunktioniert. Übernommen wurden aus dem abgerissenen Hauptschiff auch der barocke Hauptaltar, die beiden Seitenaltäre und die Kanzel. Wenige Meter von der Kirche entfernt errichtete man einen separaten Glockenturm.¹³

ne Chor wurde zu einer Seitenkapelle umfunktioniert. Übernommen wurden aus dem abgerissenen Hauptschiff auch der barocke Hauptaltar, die beiden Seitenaltäre und die Kanzel. Wenige Meter von der Kirche entfernt errichtete man einen separaten Glockenturm.¹³

Stetten: Pfarrkirche St. Albanus

Grundsteinlegung 12.4.1964, Konsekration 19.6.1965 durch Bischof Josef Stangl. Entwurf: Michael Niedermeier, Würzburg. Altar, Ambo, Sakramentshaus und Sedilien aus Travertin (1965); Glasmalerei mit „Ostermotiv“ von Willy Jakob, Würzburg, Ausführung: Kunstglaserei Rudolf Schieblon, Veitshöchheim (1965); Bronzekreuz an der Fensterrosette der Altarwand von Karl Schneider, Würzburg (1965).¹⁴



Abb. 8: Stetten, Pfarrkirche St. Albanus, Entwurf: Michael Niedermeier, Würzburg (1965).
Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

Die Hallenkirche mit Satteldach wurde anstelle der alten abgerissenen Kirche errichtet, wobei deren Turm und Chor als Taufkapelle in die neue Kirche mitübernommen wurden. Sie sollte nach den Plänen des Regierungsbaumeisters Niedermeier ursprünglich aus Buntsandstein gebaut werden. In einer Bürgerversammlung entschied man sich jedoch für Muschelkalk als Baumaterial mit dekorativen horizontalen rotfarbenen Ziegelstein-Streifen.¹⁵ Aus Buntsandstein wurde die Altarwand geschaffen, die im oberen Bereich von einer Rosette mit groß dimensioniertem Kruzifix beherrscht wird.

Thüngen: Kirche St. Kilian

Grundsteinlegung 16.11.1969, Konsekration 4.7.1971 durch Weihbischof Alfons

Kempf. Entwurf: Erwin van Aaken, Würzburg. Altar, Ambo, Sedilien und Tabernakelstele aus Muschelkalk (1971); Altarkreuz und Tabernakel aus Bronze von Hans Fell, Würzburg (1971); abstrakte Glasgemälde, Entwurf: Lukas Gastl, Würzburg; an der Kirchenostwand Holzfigur „Hl. Kilian“ von Willi und Helmut Grimm, Kleinrinderfeld (1996); Aluminiumtüren mit abstraktem Zierrelief.

Die Kirche wurde errichtet auf quadratischem Plan mit zwei abgerundeten Ecken und einem fünfgeschossigen Glockenturm. Die Kirchenwände sind mit breiten horizontalen und vertikalen Glassstreifen gefüllt. Die schlicht gestaltete, abgerundete Altarwand wird in der südöstlichen und nordwestlichen Ecke von großflächigen, deckenhohen Glasfeldern mit der



Abb. 9: Thüngen, Kirche St. Kilian, Entwurf: Erwin van Aaken, Würzburg (1971). Glasmalereien von Lukas Gastl, Würzburg.
Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.



Abb. 10: Wernfeld, Pfarrkirche Maria Himmelfahrt, Entwurf: Hans Schädel, Würzburg, Mitarbeit: Friedrich Ebert, Zell a. Main (1969). Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

gemalten Darstellung der Herabkunft des Heiligen Geistes in Gestalt von Feuerzungen flankiert.¹⁶

Wernfeld:

Pfarrkirche Maria Himmelfahrt: Grundsteinlegung 26.5.1968, Konsekration 31.5.1969 durch Bischof Josef Stangl. Entwurf: Hans Schädel, Würzburg, Mitarbeit: Friedrich Ebert, Zell a. Main. Altar, Ambo, Sedilien und Tabernakelstele aus Buntsandstein, Entwurf: Friedrich Ebert, Zell a. Main, Ausführung: Rainer Kuhn, Gemünden-Wernfeld (1969); Tabernakel, Altarkreuz, Apostelleuchter von Hubert Elsässer, Gröbenzell (1969); Kreuzwegstation-

nen mit neoexpressiven, gemalten Szenen von Schwester Johanni Ruprecht, Kloster Hegne b. Konstanz (1983).

Für die Gestaltung der Kirche war im Wesentlichen Friedrich Ebert verantwortlich. Sie ist Teil eines Mehrzweckbaus mit angeschlossenen Räumen bzw. Einrichtungen für verschiedene Zwecke. Ebert beschrieb die dabei verfolgte Idee der Kirchengestaltung u.a. folgendermaßen: „*So mag in Wernfeld der Gläubige beim Ersteigen der Haupttreppe, die in das Gotteshaus führt, ähnlich empfinden, mag aus dem Lärm der Straße kommend sich im Aufsteigen sammeln und vorbereiten auf die Begegnung mit Gott. Anders als im Vorräum und*

Taufkapelle ist der Eindruck, den der Besucher beim Eintritt in den Hauptraum empfängt: Hier herrscht Weite, und helles Licht fällt von oben durch ein horizontal geführtes Fenster auf 4 Bankblöcke. Hier versammelt sich das Gottesvolk von 3 Seiten um den Altar zur Feier der Heiligen Eucharistie. Der Blick wird zwangsläufig eingefangen von der in rotem Sandstein gebauten Altarinsel, dem wuchtigen Mahltisch mit Priestersitz und Ambo.^{“¹⁷}

Marienkapelle: Altar und Figurenstele aus Muschelkalk, Entwurf Friedrich Ebert, Zell a. Main, Ausführung Alois Kuhn, Gemünden-Wernfeld (1969).

Taufkapelle: Taufbrunnen aus Kalkstein von Rainer Kuhn, Gemünden-Wernfeld; Ewiges-Licht in einer kleinen Mauernische am Treppenaufgang mit abstrakt gestaltetem Wandgitter aus Aluminiumguss.

Dr. Leonhard Tomczyk M.A., studierte Kunstgeschichte, klassische Archäologie und Philosophie an den Katholischen Universitäten in Lublin/ Polen und Eichstätt. Danach tätig am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, am Glasmuseum in Wettheim und als Leiter eines norddeutschen Kunstauktionshauses. 1990 Promotion im Fach Kunstgeschichte zum Thema „Deutsche Bernsteinkunst im 20. Jahrhundert“. Seit 1994 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Spessartmuseum in Lohr a. Main, zuständig für die Bereiche Glas, Keramik sowie bildende Kunst und Kunsthandwerk im Spessart. Seine Anschrift lautet: Spessartmuseum, Schlossplatz 1, 97816 Lohr a. Main, E-Mail: leonhard.tomczyk@lramsp.de.

Anmerkungen:

- 1 Die Erforschung dieses Themas wurde finanziell unterstützt von der Unterfränkischen Kulturstiftung des Bezirks Unterfranken. Als Grundlage für die Beschreibung der aufgeführten Kirchen diente der Realschematismus der Diözese Würzburg: Dekanat Karlstadt (bearbeitet von Thomas Wehner, Würzburg 2003) und Dekanat Lohr am Main (bearbeitet von Thomas Wehner, Würzburg 1996).
- 2 Mömken, Hans-Günther: Der Bau der neuen Kirche, in: Festschrift zur Weihe der Kirche St. Laurentius Gänheim am 24. Juli 1971. Gänheim 1971, S. 8.
- 3 Schnell, Hugo: Neue Kirchenbauten von Hans Schädel, in: Das Münster, H. 11/12, 1955, S. 378–379.
- 4 Zitat von Burkhard Körner, in: Fella, Werner/ Hösterey, Klaus/Hügel, Irene (Ed.): 1954–2004. 50 Jahre Pfarrkirche Heiligste Dreifaltigkeit Gemünden a. Main. Gemünden 2004, S. 20–21.
- 5 Ebd., S. 36–37.
- 6 Erfüllte und genutzte Zeit. Gemünden 1988, S. 99, sowie Bernet, Claus: Himmlisches Franken. Norderstedt 2014, S. 31.
- 7 Hart, Illuminata: Orte der Kraft, in: Erfüllte und genutzte Zeit (wie Anm. 28), S. 94–103.
- 8 Amkreutz-Götz, Martina: Die St. Imma-Kirche wird abgerissen, in: Main-Post, 20.4.2008.
- 9 Abschied von Sankt Imma, in: www.augustinus.de/bwo/dcms/sys/pages/public.
- 10 Amkreutz-Götz, Martina: Mit Pfarrzentrum beginnt eine neue Ära, in: Main-Post, 8.5.2012.
- 11 Kübert, Ernst: Karlburg. Uralter fränkischer Siedlungsort. Karlstadt 1991, S. 143.
- 12 Lenzen, Luzia: Ein Schatzkästlein voller Historie, in: Main-Post, 8.4.2014.
- 13 Niedermeier, Michael: Bau der neuen Kirche, in: Kummert, Robert (Hrsg.): Festschrift zur Einweihung der Kirche in Seifriedsburg mit einer Geschichte der Pfarrei Wolfsmünster. Würzburg 1953, S. 7–9.
- 14 Burkard, Edgar: 1200 Jahre Stetten. Karlstadt 1988, S. 408.
- 15 Ebd., S. 404.
- 16 Kempf, Reiner: Katholische Kirche St. Kilian in Thüingen o.J., S. 15.
- 17 Ebert, Friedrich: Gedanken des Architekten zum Bau der neuen Kirche in Wernfeld, in: Wernfeld. Neue Muttergotteskirche mit Pfarrzentrum. Wernfeld 1969, o.S.

Wolfgang Brückner

Bad Kissings Kirchen als Zeitspiegel der Geistes- und Religionsgeschichte

Kirchenbauten sagen etwas über Land und Leute aus. Ein gedankenreicher Spaziergang durch die im 19. Jahrhundert von internationalem Publikum geprägte Kurstadt Bad Kissingen will davon erzählen.

Anlass meiner flüchtigen Gedankensplitter möge sein, dass die seit einem Jahrzehnt in Fahrt gekommene, aber noch unwirksam gebliebene Lokalforschung ermuntert würde, noch tiefer zu schürfen. Mein eigenes Suchen nach z.T. zufälligen Nebenbemerkungen sei ein Beispiel. Ich exemplifizierte es an drei der vier Hauptkirchen Kissingens. Dies sind die Marienkapelle auf dem Kapellenfriedhof, die Pfarrkirche Herz-Jesu am Rande der Altstadt und die evangelische Erlöserkirche im Kurviertel. Außen vor bleibt die innerstädtische alte Pfarrkirche St. Jakobus, für die sich vor allem die Kunstdenkmälerrichter und darum auch die Fremdenverkehrswerbung interessieren.

Ich war nämlich im Spätsommer und Herbst des Jahres 2017 sechs lange Wochen in der Rehabilitationsklinik Bavaria und habe erst am Ende erfolgreicher Trainingstage Einzelausgangserlaubnis erhalten und für meine Beobachtungen genutzt. Die Marienkapelle liegt in unmittelbarer Nähe zur Klinik und hatte mich schon aus Kenntnis der blutigen 1866er Ereignisse besonders interessiert, zumal wir in der Nähe Würzburgs noch Erinnerungsstätten an den preußischen Mainfeldzug und seine Gefechte besitzen, ohne

dass der Deutsche Krieg im öffentlichen Bewusstsein eine besondere Rolle spielt. Es dominiert stets das preußische Sieger-narrativ, das die Unterlegenen zu schamhaftem Vergessen zwingt. Dies geht so weit, dass die jährliche große Würzburger Kreuzbergwallfahrt im August ihren Prozessionsweg von 1866 an nicht mehr durch Kissingen führte, wo damals nur wenige Wochen zuvor eine gesamte Kompanie bayerischer Infanteristen, fast 400 Mann, aus der Neuner-Kaserne der Zellerau ihr Leben gelassen hatten, was niemand mehr weiß oder wissen will. Das Totengedenken der Kriegerdenkmale am Neunerplatz ist höchst allgemein gehalten und bezieht sich nur auf die militärischen Einheiten als Ganzes und keine Personenschicksale, wo es doch Gefallenenlisten gegeben haben muss, wie sie die Preußen führten und in Denkmäler umsetzten.

In Kissingen gibt es jetzt durch die amtliche Denkmalpflege wenigstens eine bebilderte Informationstafel am Eingang zum Kapellenfriedhof. Doch zur Kirche und ihrer Ausstattung findet sich wenig Information außer den üblichen, meist falschen Zuschreibungen, hier an den berühmten Balthasar Neumann, der in Würzburg seit 1719 bischöflicher Baudirektor, also oberste Genehmigungsbehörde war und dessen Name oder gar Gegenzeichnung daher überall im Lande auf Bauplänen zu finden ist und der deshalb heute gerne für den Erbauer selbst gehalten wird.

Mein erster Eindruck in dem schlichten, dem spätmittelalterlichen Chor der Vorgängerkirche angefügten Saalbau der



Abb. 1: Die Marienkapelle im Kapellenfriedhof. [Wikipedia CC BY-SA 3.0, Photo: Tilman 2007].

ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Pracht der drei Schnitzaltäre in einer traurigen Atmosphäre unaufgeräumten 19. Jahrhunderts. Die Altäre dürften Spolien der Klosteraufhebungen um 1800 sein, so dachte ich im ersten Moment und dann noch gewiss aus Karmelitenzusammenhang, weil am linken Seitenaltar ein lebensgroßer hl. Josef die Szene beherrscht. In der Handbuchliteratur wird dafür der Neustädter Bildhauer Benedikt Lutz 1733 bis 1738 verantwortlich gemacht. Aha Neustadt, eine Karmelitenhochburg, dachte ich. Aber die 1744 wieder geweihte Kirche erhielt nach Neubauten seit 1727 von Würzburg aus ein anderes Patrozinium, nämlich St. Burkard, den ersten Bischof

von Würzburg. Darum erscheint er im Hauptaltarblatt gemalt. Die beiden Nebenaltäre für die Heiligen Josef und Maria stehen anstelle früherer Kapellen in oder am Vorgängerbau.

Der Marienaltar trägt heute eine Immaculata-Statue, enthielt aber bis 1804 neben der kleinen Pietà (heute im Hauptaltar) das eigentliche Gnadenbild einer stehenden Madonna aus dem dritten Viertel des 15. Jahrhunderts, das sich heute in der Herz-Jesu-Kirche als ein vorzügliches Kunstwerk befindet. Es hatte um 1600 in der alten Kapelle den Hauptaltar geziert. In jenem Jahr 1804 forderte nämlich die neue bairische Regierung in ihrem bekannten Säkularisierungswahn auch die Auslie-

ferung der Figur samt deren Bekleidung. So ist sie allerdings vor dem Antiquitätenhandel gerettet worden. Warum sie aber einst Zielpunkt einer lebendigen Wallfahrt gewesen ist, röhrt meiner Ansicht nach nicht von einer spätmittelalterlichen Marienbruderschaft, sondern von einer Skapulierbruderschaft des Jahres 1668 her, womit wir wieder ganz bei den Karmeliten wären, die durch Aufhängen ihrer Skapuliere aus jeder Marienfigur mit Kind eine Skapuliermadonna machen konnten, vor allem, wenn sie durch barocke Bekleidung schon entstellt war.

Neustädter Karmeliter dürften auch an den volkreichen Concurstagen die von Gropp belegten sieben Beichtväter gewesen sein. Da wird die Lokalforschung noch einiges entdecken können, wie auch bei der nächsten Frage, wenn sie so zielstrebig angegangen würde wie bei der Rekonstruktion des Kriegsgeschehens auf dem Friedhof. Ihre Publikationen finden sich vornehmlich im Netz geschrieben und gesprochen. Über die Josefsverehrung vor Ort wissen wir nämlich bislang nichts. Hier denke ich an die von den Karmeliten in Perugia seit dem 16. Jahrhundert verbreitete Verehrung der „sponsalitio“ (Verlobung) des hl. Josef, während er bei uns im 17. Jahrhundert häufig Sterbepatron gewesen ist, was ja zum Friedhof passte.

Am 10. Juli 1866 eroberten die Preußen Bad Kissingen in blutigen Kämpfen. Höhepunkt bildete die zweistündige Verteidigung des Kapellenfriedhofs durch den Hauptmann Ignaz Thoma aus Kaufbeuren und seine ca. 400 Mann starke Kompanie aus dem 9. Königlich bayerischen Infanterie-Regiment in Würzburg-Zellerau. Sie fügten den Preußen schwere Verluste zu, bis diese mit Hilfe der Artillerie einen Schlusspunkt setzten, indem, militärisch gesprochen, der Gegner aufgerieben wur-

de, das heißt, alle den Tod fanden und anschließend meist ins Massengrab kamen, wofür Kalkfuhrten aus Nachbardörfern belegt sind.

Man muss sich dazu noch vorstellen, dass die Bayern je zwei Mann zum Schießen mit den Vorderladern brauchten, nämlich einen zweiten zum Pulver und Kugel füllen, während die Preußen wie in Königgrätz mit modernen Zündnadelgewehren operierten und deshalb weit überlegen waren. Auf den waldigen Höhen der Umgebung sicherten preußische Truppen des 2. Infanterie-Regiments aus Posen im damaligen Westpreußen die Hauptkampfhandlungen in der Stadt ab, wobei auch sie nicht unerhebliche Verluste erlitten. Dies ist heute noch an mehreren Denkmälern für Gefallene (und zwar nicht nur für die Offiziere, sondern für alle Mannschaftsgrade, die mit Namen aufgeführt sind) zu verfolgen: es handelte sich in der Regel um polnische Untertanen des preußischen Königs. Es bleibt nun interessant zu erfahren, ob diese „Polaken“ auch gegen die Bayern angetreten sind.

Die wenigen Einzelgräber auf dem Friedhof kennen noch heute einige unbekannte Soldaten mit der Beschriftung „ein Preuße und zwei Bayern“ oder so ähnlich. An der Saale befand sich das Grab eines „unbekannten Preußen“ (welcher Herkunft?), das für das norddeutsche Kurpublikum der Bismarck-Stadt gepflegt wurde. Südlich des Friedhofs stellte auf einem Massengrab mit 60 Gefallenen ein 1867/1868 gebildetes Ortskomitee das steinerne Denkmal einer trauernden Germania auf, dessen Einweihung 1869 kaum Resonanz fand bis auf den heutigen Tag. Die Leute hatten bei den Kurgästen gesammelt und in den Sockel der trauernden „Germania“ aus Tiroler Marmor die Namen aller Kriegsopfer eingravieren lassen wollen, wo-



Abb. 2: Die evangelisch-lutherische Erlöserkirche.
 [Wikipedia
 CC BY-SA 3.0,
 Photo: Sigismund von Dobschütz].

für sie eigene Recherchen anstellten. Die Allegorie des entwerfenden Bildhauers Michael Arnold sollte darstellen, dass nicht nur Bayern, sondern ganz Deutschland den Krieg verloren hätte. Es kam dann der Krieg 1870/1871 und Bismarcks Reichsgründung, was alles Bewusstsein auf sich zog.

Mich interessierte 2017 an zweiter Stelle die Geschichte der evangelischen Kirche in Bad Kissingen, weil ich bei deren erstem Besuch mit großem Erstaunen festgestellt hatte, dass ihr Schiff das unveränderte vorangegangene „Bethaus“ bildet, das eine fränkische Emporenkirche ganz in Holz ist, zwar abgelaugt zu Sichtmaterial, doch mit Farbresten der Denkmalpflege an einer

Stelle markiert. Die neuromanischen Um- und Anbauten eines pompösen Chors mit Kuppelvierung und zwei Fassadentürmen zu Ende des 19. Jahrhunderts gibt der Kirche außen den Eindruck eines auftrumpfenden Domes der Protestanten vor Ort und aus dem Reich, eine Art feste Burg in altdeutschem Gewande. Sie war inzwischen längst ordentliche Pfarrkirche geworden. Außerdem konnte ich aus vielerlei Details entdecken, dass es sich um eine veritabel lutherische Gemeinde der Evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern handelt. Ich lernte Frauen kennen, die von hier aus in der Stadt gemeinsam mit Katholiken intensiven ökumenischen Geist und Aktivitäten vertreten.

Das war zu Beginn der Geschichte im Biedermeier noch ganz anders, wie ich jetzt der frisch aus vielen Quellen erarbeiteten „Chronik“ der Erlöserkirche im Netz entnehme, auch wenn die Handbuchliteratur meist nur ungenau informiert. Der Begriff des „Bethauses“ von und seit der Weihe 1847 sagt schon viel. Es sollte die katholische Bevölkerung und deren Würzburger Diözese nicht verstören, sondern war gedacht für die evangelischen Kurgäste, aus deren Kreis die Idee eines Gotteshauses im Kurviertel geboren und finanziert worden war, also keine eigene Pfarrgemeinde. Jedenfalls nicht durch König Ludwig I. initiiert, wie bisweilen angegeben, denn seine antiklerikale Regierung hatte erste Petitionen 1844 abgelehnt. Dann aber steuerte er aus der eigenen Schatulle zu und sollte nach ständig abgeschriebener Meinung seinen Hofbaumeister Friedrich von Gärtner mit dem Entwurf beauftragt haben. Das liegt einerseits nahe, weil dieser zu jener Zeit 1834 bis 1838 das Kurhaus und den Arkadenbau errichtete, die heute noch direkt gegenüber in Sichtweite existieren. Auch dass er einen byzantinischen oder Renaissance-Stil eingebracht habe, ist eine journalistische Flunkerei. Eigentlich müsste es alte Ansichten vom Außenbau geben, doch ich habe nur die Farabbildung einer Frontalansicht aus der Entstehungszeit in der „Unterfränkischen Geschichte“ (Bd. 5,1) zu Gesicht bekommen. In der evangelischen Gemeindechronik, die sich mehr für organisatorische und personale Fragen interessiert, gibt es einen Bericht über die Farbgestaltung der frühen Jahre: „*blaß violett mit Palisander und rotbraunen Streifen*“.

Für die Kirchenerweiterung nach Abriss der alten Apsis und Baubeginn 1890 durch ortsansässige Fachkräfte existieren von dem berühmten Münchner Architekten August Thiersch zwei Entwürfe. 1891

konnte schon in Gegenwart hoher Herrschaften des deutschen evangelischen Adels, für die ein dauernder Fürstenstand eingeplant worden war, die Weihe stattfinden. Die drei großen Farbfenster an der Rückwand der neuen Apsis zeigen in der Mitte gut lutherisch den Typus des Kopenhagener Christus mit ausgebreiteten Armen. 1935 wurde der damalige Pfarrer von den Nazis verhaftet, weil er auf Karfreitag gegen den „Mythus [sic] des 20. Jahrhunderts“ von Rosenberg gepredigt hatte. Die Gemeinde hielt fest zur Bekenndenden Kirche und wehrte alle Versuche von Gruppenbildung der „Deutschen Christen“ ab. 1952 kam es zu einer einheitlichen Übertünchung, 1980 zum Abschluss einer denkmalpflegerischen Renovierung und der Einführung des Namens „Erlöserkirche“. Es sei die originale Farbbegebung Friedrich von Gärtners wieder hergestellt worden. Das vermag ich in der Holzsichtigkeit mit graphischen Zielen nicht zu erkennen, doch auch sie ist für unsere modernen Augen ästhetisch vertretbar. Die Kirche steht ständig offen und wird dadurch gerne besucht.

Wir kommen zum letzten meiner Kirchenbesuche: der heutigen katholischen Pfarrkirche der Stadt, dem Allerheiligsten Herz Jesu geweiht, einem typischen Patrozinium des 19. Jahrhunderts und dazu passend im damaligen neugotischen Stil 1881 bis 1884 erbaut. Für die Kissinger Situation war dies auch ein konfessionelles Bekenntnis, der Anschein des mystischen gotischen Spätmittelalters, kirchenamtlich bis 1912 empfohlen, gegen die deutschtmelnde Burgomanik des antikatholischen Kulturprotestantismus. So kam es mir in einem ersten optischen Vergleich vor. Man muss dazu noch wissen, dass meine Generation kunsthistorisch in Opposition zum Historismus erzogen worden ist, anderer-



Abb. 3: Die katholische Stadtpfarrkirche Herz-Jesu. [Wikipedia CC BY-SA 3.0, Photo: Bbb-Commons].

seits aber im Laufe der letzten Jahrzehnte gelernt hat, diese Zeugnisse der Vergangenheit genauso ernst zu nehmen wie das Mittelalter selbst. Dem entspricht auch die kirchliche Denkmalpflege, nachdem kurz nach dem letzten Krieg viele Geistliche einfach aufräumten und zutünchten, was nicht mehr in die neue Zeit der Ernüchterung zu passen schien. Das ist auch in Herz-Jesu zwischen 1947 und 2002 so gewesen, aber allmählich wieder korrigiert worden trotz vieler notwendiger Baureparaturen, die alle Mittel aufbrauchten. Heute erstrahlt im Wortsinne der stilreine Innenraum hinter der Ein-

gangsaufstellung zweier Kunstwerke vor den Seitenschiffen und vermittelt einen Kultraum von bezwingendem Eindruck. Vorne rechts handelt es sich um das einstige Kapellen-Gnadenbild einer großen stehenden Muttergottes des 15. Jahrhunderts. Genauso optisch beeindruckend verhält es sich mit der Außenansicht auf den frontalen Turm vom Marienplatz her, der entsprechend passend zugerichtet ist. Der Kirchenbau schaut auf die zu Füßen liegende Altstadt herunter. Das ist ein ganz eigenes Raumerlebnis.

Zum Abschluss noch ein zusätzlicher kurzer Blick auf die russisch-orthodoxe Kir-



*Abb. 4: Die Russisch-orthodoxe Kirche des hl. Sergius von Radonesch.
[Wikipedia CC BY-SA 3.0, Photo: Tilman 2007].*

che, von 1898 bis 1901 in den bewaldeten Promenaden errichtet. Ich habe sie nicht von innen gesehen, aber gelesen, wie schwer sich die z.T. in Kissingen kurenden Zaren mit deren Errichtung taten, weil sie nicht zahlen wollten. Es musste erst eine Spendenaktion in Russland durchgeführt werden, und die Weihe nahm ein rumänischer Metropolit vor. Dann aber hat laut einer Notiz an versteckter Stelle Moskau oder St. Petersburg einen Eisenbahnwagen mit russischer Erde zur Grundsteinlegung geschickt. Das mag bei heutigen Zeitgenossen Kopfschütteln als ein Kuriosum hervorrufen, lässt sich aber aus dem Selbstverständnis orthodoxer Kirchen gut verstehen. Sie sind Nationalkirchen und an die bodenständige Bevölkerung gebunden, an-

ders als unsere westlichen Personalverbände im Bekenntnis geleiteten Christentum. Eine russische Kirche hat mithin auf russischer Erde zu stehen. – Bad Kissingen hat mir viel zu denken gegeben.

Dr. Wolfgang Brückner, emeritierter Professor der Deutschen Philologie und Volkskunde der Universität Würzburg, hat im Jahre 2008 das Buch „Frommes Franken“ veröffentlicht. Sein Beitrag will eine Art kleiner Fortschreibung dortiger grundlegender Erkenntnisse sein. Seine Anschrift lautet: Bohlleitenweg 59, 97082 Würzburg, E-Mail: wolfgang.brueckner@mail.uni-wuerzburg.de.

Daniel Göler

In Franken eine Heimat finden. Ein Rückblick auf (fast) zwei Jahrzehnte Einbürgerungen in Bamberg¹

„Der Frankenbund will allen helfen, in Franken eine Heimat zu finden.“ So ist es an exponierter Stelle in der Satzung des Frankenbundes (§ 1, Absatz 4) nachzulesen. Es muss offen bleiben, ob all jene, die seit der ersten kommunalen Einbürgerungsfeier in Bamberg im Jahr 2001 in Form eines formaljuristischen Aktes eingebürgert wurden, zugleich auch in Bamberg, Franken, Bayern oder Deutschland tatsächlich eine (neue) Heimat gefunden haben – nicht zuletzt deshalb, weil Bamberg, Franken, Bayern oder Deutschland zu jenem Zeitpunkt für viele bereits seit langem und ganz selbstverständlich ihre Heimat darstellte. Auch auf die Frage, ob alle Eingebürgerten

gut integriert sind oder sich gut integriert fühlen, lässt sich schwerlich eine Antwort finden: Zu divers sind Auffassungen bezüglich einer erfolgreichen Integration als ein Prozess, der nach Heckmann² eine „Funktion der Zeit“ darstellt. Dass die Aufnahme in die Gemeinschaft der Staatsbürger gleichbedeutend mit dem Abschluss des Integrationsprozesses wäre, stellt in diesem Zusammenhang sicherlich eine gewagte These dar; sie ließe sich, falls nötig, anhand von wenigen individuellen Beispielen leicht verifizieren oder falsifizieren. Gleichwohl ist der Erwerb der vollständigen Bürgerrechte ein sichtbares Zeichen einer gelebten Einbürgerungskultur.

Solche und ähnliche Gedanken sollen im folgenden Beitrag andiskutiert werden. Im Vordergrund steht jedoch eine strukturbetonte Analyse demographischer und kontextueller Merkmale jener Gruppe aus 2.010 Personen, die von der Stadt Bamberg im Zeitraum von fast zwei Dekaden eingebürgert wurden. Da es die Gedanken eines Geographen sind, der sich anlässlich der 19. Bamberger Einbürgerungsfeier mit entsprechenden Unterlagen näher befasst hat, darf neben der gruppenspezifischen speziell die räumliche Differenzierung nicht zu kurz kommen. Es wird sich zeigen, dass Einbürgerungen keine herausragende, aber eine konstante Größe zur

Konstitution der Bürgerschaft darstellen. Zunehmende Diversität der Herkunft ist darin ein relevantes Merkmal.

Einführung

„Die neuen Deutschen“³ lautete der Titel einer Studie, die am „efms“, dem Europäischen Forum für Migrationsstudien, einem An-Institut der Universität Bamberg, zu Beginn des neuen Jahrtausends angefertigt wurde. Sie entstammt damit einer Zeit, als in Deutschland – vielleicht weniger mit Blick auf Einwanderung per se, sondern v.a. hinsichtlich des Umgangs damit – bereits Vieles im Wandel begriffen war.

In den 1977 erlassenen Einbürgerungsrichtlinien des Bundes hieß es noch konkret: „*Die Bundesrepublik Deutschland ist kein Einwanderungsland; sie strebt nicht an, die Anzahl der deutschen Staatsangehörigen gezielt durch Einbürgerung zu vermehren.*“⁴ Auch der konservativ-liberale Koalitionsvertrag zwischen CDU/CSU und FDP von 1982 enthielt den Passus: „*Die Bundesrepublik Deutschland ist kein Einwanderungsland.*“ Das widersprach schon damals jeglichen Erfahrungswerten und stellt wohl einen der gravierendsten Fehler der bundesdeutschen Nachkriegspolitik dar. Erst in den 1990er Jahren wurde das Thema Einwanderung ernsthafter diskutiert und hinsichtlich resultierender Probleme, Chancen und Konsequenzen intensiver analysiert. Die Hintergründe sind vielfältig und nicht zuletzt in der verstärkten Wahrnehmung des demographischen Wandels, in dem neben ‚Schrumpfung‘ und Alterung bekanntlich gerade Fragen der Internationalisierung und Heterogenisierung der Bevölkerung eine zunehmende Rolle spielen, zu bemerken.⁵ Ein Ausdruck dessen war die Novellierung des Einbürgerungsrechtes durch die rot-grüne Bundesregierung zum 1. Januar 2000. Deutschland war in jener Zeit im Umgang mit Einwanderung, zunehmender Diversität und Einbürgerungen deutlich offener geworden. Das Narrativ von Deutschland als Einwanderungsland war, jenseits der Politik, längst zur breit akzeptierten Mehrheitsmeinung geworden.

Doch zurück zu der o.g. Studie, in der es, so der Untertitel, um „*Subjektive Dimensionen des Einbürgerungsprozesses*“, mithin also um Motive, persönliche Hintergründe und Befindlichkeiten bis hin zu allgemeinen Fragen der Integration geht. Die entsprechenden Befunde sollen im Folgen-

den nun durch ‚objektive‘ Dimensionen ergänzt werden. Zentrale Fragen sind dabei, wer in den nunmehr fast zwei Jahrzehnten seit der ersten Einbürgerungsfeier im Jahr 2000 im staatsrechtlichen Sinn ‚naturalisiert‘ worden ist, und inwieweit es Unterschiede bzw. Regelhaftigkeiten hinsichtlich demographischer Strukturen wie Anzahl, Alter und Geschlecht gibt. Darüber hinaus interessieren persönliche Merkmale wie Herkunft bzw. Herkunftskontext. Mit dieser Zielrichtung wurde die von der Stadt Bamberg freundlicherweise als Urliste zur Verfügung gestellte Einwanderungsstatistik aufbereitet und ausgewertet.⁶

Eine weitere Anmerkung zu der zitierten Studie ist wichtig: So könnte der Titel („*Die neuen Deutschen*“) ein Stück weit auf eine falsche Fährte führen, denn die Eingebürgerten sind zum kleinsten Teil Menschen, die erst jüngst nach Deutschland gekommen sind. Vielmehr handelt es sich um Personen, die etwa zur Hälfte in Deutschland, bisweilen auch in Bamberg, geboren sind. Andere haben sich schon vor geraumer Zeit hier niedergelassen. Sie sind hier etabliert, haben nicht selten das deutsche Bildungssystem durchlaufen, sind als Angestellte oder selbstständige Unternehmer erwerbstätig. Viele können, egal welcher Maßstab angelegt wird, getrost als längst integriert bezeichnet werden. In Zusammenhang mit Immigration muss also fein unterschieden werden zwischen Prozessen einer mehr oder weniger unmittelbaren ‚Migration‘ in Form der Zuwanderung einschließlich der damit verbundenen Anforderungen auf der einen und dem längerfristigen Projekt einer ‚Einbürgerung‘ auf der anderen Seite. Das wird bereits deutlich, wenn wir uns kurz den Regularien der Einbürgerung zuwenden.

Einbürgerungen als Verwaltungsakt: Der rechtliche Rahmen

Im rechtlichen Sinne ist die Einbürgerung „alleine die Verleihung der deutschen Staatsangehörigkeit durch einen Verwaltungsakt“.⁷ Erweitert um die gesellschaftliche Perspektive geht es auch um die Frage des „Mitgliedschaftserwerbs in der politisch-rechtlichen Gemeinschaft“.⁸ Der Vollzug der Einbürgerung stellt also zunächst ein zentrales, konstitutives Element der strukturellen Integration und Assimilation dar.⁹ Die persönliche Teilnahme an einer Einbürgerungsfeier ist dann letztlich Ausdruck der identifikativen Dimension der Sozialintegration und ein sichtbares Ergebnis einer sorgsam gepflegten Kultur der Einbürgerung.

Gesetzlich sind die Dinge mit deutlich weniger Pathos geregelt: „Wenn Sie dauerhaft in Deutschland leben, können Sie sich unter bestimmten Voraussetzungen einbürgern lassen. Sie müssen dazu einen Antrag stellen“, so formuliert es das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) auf seiner Webseite. Unter folgenden Voraussetzungen besteht danach sogar ein Anspruch [sic!] auf Einbürgerung:

- „unbefristetes Aufenthaltsrecht zum Zeitpunkt der Einbürgerung, eine Blaue Karte EU oder eine befristete Aufenthaltserlaubnis, die ihrem Zweck nach zu einem dauerhaften Aufenthalt führen kann“
- bestandener Einbürgerungstest (Kenntnisse über die Rechts- und Gesellschaftsordnung sowie die Lebensverhältnisse in Deutschland)
- seit acht Jahren gewöhnlicher und rechtmäßiger Aufenthalt in Deutschland (diese Frist kann nach erfolgreichem Besuch eines Integrationskurses auf sieben Jahre verkürzt werden, bei besonderen Integrationsleistungen sogar auf sechs Jahre)¹⁰

- eigenständige Sicherung des Lebensunterhalts (auch für unterhaltsberechtigte Familienangehörige) ohne Sozialhilfe und Arbeitslosengeld II
- ausreichende Deutschkenntnisse
- keine Verurteilung wegen einer Straftat
- Bekennnis zur freiheitlichen demokratischen Grundordnung des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland
- grundsätzlich der Verlust beziehungsweise die Aufgabe der alten Staatsangehörigkeit (hier gibt es Ausnahmen je nach Herkunftsland) (...).“¹¹

Ist eine der Voraussetzung nicht erfüllt, besteht *kein* Anspruch. Eine sogenannte „Ermessenseinbürgerung“ ist aber möglich, wenn bestimmte Mindestanforderungen erfüllt sind und/oder ein öffentliches Interesse besteht. Das heißt, jede vollziehende (kommunale) Behörde hat hier einen gewissen Entscheidungsspielraum.

Eine sehr spezielle Spielart stellt die juristische Behandlung der zweiten Generation der Zuwanderung dar. Als Regelung für Kinder ausländischer Eltern greift die sog. „Optionspflicht“. Nach ihr gilt: „Ein Kind ausländischer Eltern erwirbt mit seiner Geburt in Deutschland neben der Staatsangehörigkeit der Eltern auch die deutsche Staatsangehörigkeit, wenn ein Elternteil zum Zeitpunkt der Geburt seit acht Jahren rechtmäßig in Deutschland lebt und ein unbefristetes Aufenthaltsrecht besitzt. Nach Vollendung des 21. Lebensjahres muss das Kind sich zwischen der deutschen und der ausländischen Staatsangehörigkeit entscheiden (Optionspflicht), es sei denn, es ist in Deutschland aufgewachsen oder es besitzt neben der deutschen nur die Staatsangehörigkeit eines anderen EU-Staates oder der Schweiz.“¹². Darüber hinaus gilt: „Seit dem 20. Dezember 2014 sind die Ius-soli-Deutschen von der Optionspflicht befreit, wenn sie in Deutschland aufgewachsen sind.“¹³

Zwei zentrale Bestandteile der Novelle von 2000 kommen darin zum Ausdruck: Erstens das Abrücken der deutschen Migrations- und Integrationspolitik vom Kriterium der Abstammung (dem „ius sanguinis“) bzw. die Ergänzung um das Argument der Territorialität („ius soli“) und, zweitens gegebenenfalls das Akzeptieren einer zweiten Staatsbürgerschaft.

Ergänzend sei erwähnt, dass die Zuständigkeit bezüglich der Einzelfallprüfung i.d.R. der kommunalen Ausländerbehörde obliegt und Antragstellern Bearbeitungskosten in Höhe von € 255 in Rechnung gestellt werden. Auf den ersten Blick wirkt es etwas befremdlich, dass die Gesetzesgrundlage das Staatsangehörigkeitsgesetz (StAG) in der Ausfertigung vom 22. Juli 1913 [sic!] ist. Jenes unterliegt aber offensichtlich einem permanenten Anpassungsprozess und wurde zuletzt am 11. Oktober 2016 (in Art. 3) geändert.

Die Symbolik: Einbürgerungsfeiern als Element von Einbürgerungskultur

Der formale Abschluss eines erfolgreichen Einbürgerungsverfahrens ist die Übergabe einer entsprechenden Urkunde. Das ist ein Verwaltungsakt, der oft „*in einer Amtsstube*“,¹⁴ also eher nüchtern und ohne besondere Symbolik, vollzogen wird. Eine feierliche Würdigung war in Deutschland – im Gegensatz zu den USA – lange Zeit nicht vorgesehen. Heute sind Einbürgerungsfeiern zwar immer noch nicht die Regel, stellen vielerorts jedoch ein etabliertes Element der Einbürgerungskultur, mal auf kommunaler, mal auf Länderebene, dar.¹⁵ Eine der bundesweit ersten Feiern fand im Übrigen, angestoßen vom Direktor des o.g. „efms“, dem Soziologie-Professor Friedrich Heckmann, im Jahr 2000 in Bamberg statt und wird seit 2001

jährlich von der Stadt in Zusammenarbeit mit dem Institut ausgerichtet.¹⁶

Dazu werden alle neuen Staatsbürger, deren Anverwandte sowie weitere Gäste eingeladen. Sie werden in einer von Musik und Festvortrag umrahmten Feierstunde vorgestellt und mit einem kleinen Präsent begrüßt. Ein feierliches Gelöbnis o.ä. ist, im Gegensatz zu entsprechenden Veranstaltungen in anderen Städten, nicht vorgesehen. Abschließend wird einem der Eingebürgerten die Gelegenheit zu einer kurzen Ansprache gegeben. In den meist wohl vorbereiteten und oft sehr emotionalen Beiträgen wird deutlich, dass die Annahme einer neuen und zugleich gegebenenfalls das Ablegen einer früheren Staatsbürgerschaft von den Betroffenen sowohl als markanter biographischer Einschnitt als auch als persönliche Errungenschaft wahrgenommen wird.

Bamberg: Strukturmerkmale der Einbürgerung

Seit dem Jahr 2000 wurden in Bamberg 2.010 Personen eingebürgert. Durchschnittlich entspricht das 107 Einbürgerungen jährlich. Die Bamberger Größenordnungen entsprechen ziemlich genau den bundesweiten Verhältnissen: die Quote lag Anfang 2000/2001 bei ca. 2,6 (gegenüber bundesweit 2,34) Einbürgerungen je 1.000 Einwohnern und 2012 jeweils bei 1,4; der EU-Durchschnitt lag 2012 unwesentlich höher (1,7).¹⁷ Im zeitlichen Verlauf zeigen sich Schwankungen (Abb. 1), die mit konkreten Veränderungen der – insbesondere politischen – Rahmung in Zusammenhang stehen. So ist der höchste Bamberger Wert im betrachteten Zeitraum (183 im Jahr 2001) zweifelsfrei im Zusammenhang mit der gesetzlichen Liberalisierung zu sehen. Im

weiteren Verlauf zeigen sich, ganz ähnlich wie in Deutschland insgesamt,¹⁸, ein beachtlicher Rückgang der Einbürgerungszahlen und anschließend eine Phase geringerer Variabilitäten, welche sich nur schwerlich konkreten Ereignissen zuordnen lassen.

Die Differenzierung nach **Geschlecht** liefert keine signifikanten Auffälligkeiten, weder bezüglich der jährlichen Verteilung noch im Zeitverlauf (Abb. 2). Die Eingebürgerten sind ziemlich genau zur Hälfte weiblich bzw. männlich; das neuerdings übliche „*diverse*“ (eng.) für das dritte Geschlecht fehlt (noch), weil bislang in der Statistik nicht vorgesehen. Auf geschlechtspezifische Differenzierung in Zusammenhang mit dem Herkunftskontext soll am Ende des Beitrages nochmals eingegangen werden.

Informativ ist die Betrachtung der **Altersstruktur**. Knapp ein Fünftel ist unter 18 Jahren (19%), 30% sind im Alter zwischen 18 und 30 Jahren und fast die Hälfte (49%) zwischen 31 und 65 Jahren; nur 1% ist älter als 65 Jahre. Damit stellt sich

die Altersstruktur der ‚Neubürger‘ tatsächlich ein Stück weit komplementär zur alternden Bamberger Einwohnerschaft dar (Abb. 3): Die Eingebürgerten sind erheblich jünger als der durchschnittliche Bamberger; dazu trägt insbesondere die extreme Abweichung im Bereich der über 60-jährigen bei. Die überproportionale Besetzung der Altersklassen erwerbsfähiger Personen zwischen 20 und 40 Altersjahren wiederum stellt mit Blick auf Arbeitsmarkt und Unternehmertum, d.h. aus ökonomischer Perspektive, ein positives Kriterium dar.

Herkunft – oder: der (biographische) Kontext

Seit dem Jahr 2000 wurden in Bamberg Staatsangehörige aus 95 Ländern eingebürgert. Darunter sind Menschen mit Nationalitäten sprichwörtlich ‚aus aller Herren Länder‘ (Abb. 4). Bei den im Rahmen der Einbürgerung gegebenenfalls abgelegten Staatsangehörigkeiten dominieren insgesamt die Nicht-EU-Nationen; gleich-

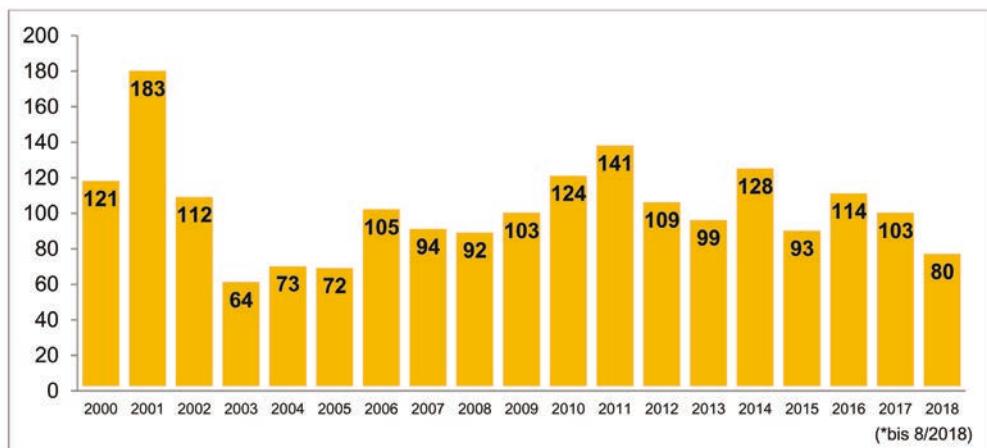


Abb. 1: Jährliche Zahl der Einbürgerungen der Stadt Bamberg (ab 2000).

Daten: Stadt Bamberg, 2018.

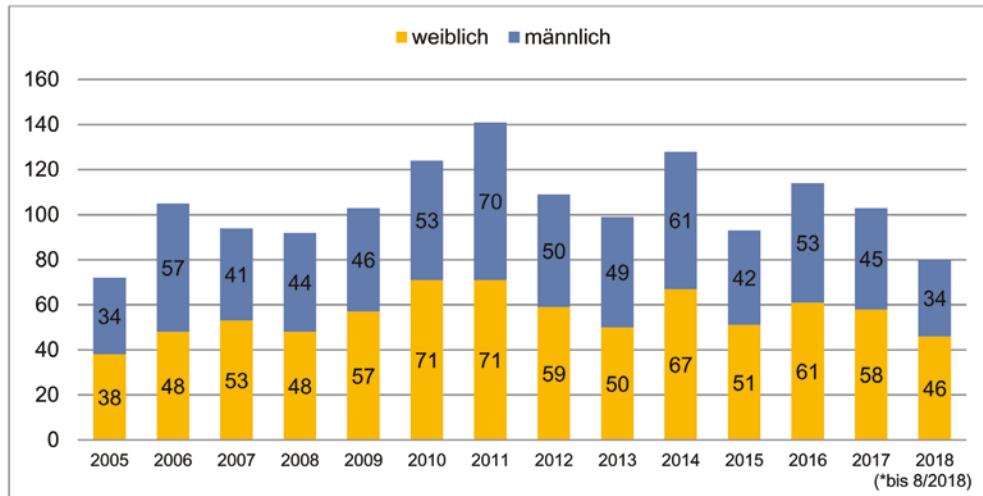
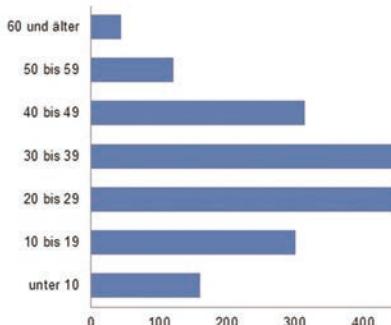


Abb. 2: Geschlecht der Eingebürgerten (2005–2008).

Daten: Stadt Bamberg, 2018.

Eingebürgerte (2000-2018)



Stadt Bamberg (2011)

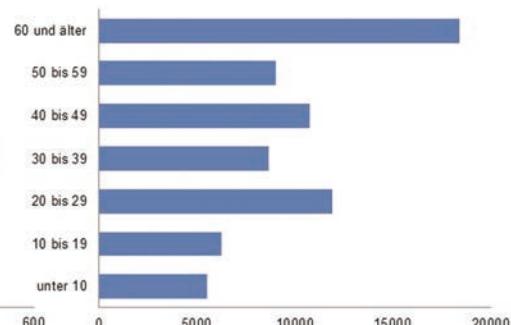


Abb. 3: Vergleich der Altersstruktur von Eingebürgerten mit den Bamberger Einwohnern (2005–2008).

wohl ist dieser Anteil bzw. die Anzahl seit 2011/2012 rückläufig. Der Anteil der Einbürgerungen aus EU-Ländern dagegen ist zuletzt, ausgehend von weniger als 5% in 2005, in gleichem Maße gestiegen und lag 2016/2017 jeweils bei über 40%. Den Fokus auf Europa gerichtet (Abb. 5) vermag der Sachverhalt, dass die regionalen

Schwerpunkte v.a. im östlichen Europa (Ukraine, Rumänien, Polen) liegen, nicht unbedingt zu überraschen.

Daneben fallen noch die ehemaligen Entsendeländer von Gastarbeitern auf, namentlich Italien, Griechenland und v.a. die Türkei. Letztere ist mit weitem Abstand sowohl unter den weiblichen wie den

männlichen Eingebürgerten der Hauptherkunftscontext. Mit einem Blick in die Urliste lässt sich das insofern präzisieren, als dass es sich bei den wenigsten Personen tatsächlich um Gastarbeiter handelt; vielmehr sind es oft Zuwanderungen im Rahmen des Familiennachzugs oder Angehörige der zweiten, evtl. sogar dritten Generation. „Ferne“ Kontexte wie z.B. jene der arabisch-islamischen Welt tauchen in dem Top-Ten-Ranking der Herkünfte (Abb. 6) mit dem Irak auf Platz 7 erst nachgeordnet auf. Die These, nach der eine „Feindliche Übernahme“¹⁹ anstehe, lässt sich also auch im vorliegenden Fall statistisch nicht halten. Ganz im Gegenteil ist der Befund vielmehr ein weiterer Hinweis darauf, dass die Zahl der in Deutschland lebenden Muslime immer noch hoffnungslos überschätzt wird.²⁰

Um wiederum auf den eingangs thematisierten Genderproportz zurückzukommen, muss an dieser Stelle auf einige Auffälligkeiten hingewiesen werden, welche ganz augenscheinlich kulturelle Kontexte wider-

spiegeln. In den relativ großen Gruppen der Rumänen und Polen überwiegt die Zahl der Frauen jene der Männer um den Faktor zwei bzw. fast drei. Der Treiber dahinter dürfte, thesenartig formuliert, in der EU-Arbeitsmigration insbesondere in den Pflegebereich zu suchen sein. Bei Irak (und ähnlich bei Tunesien) dominiert in ähnlichen Relationen dagegen eindeutig die Männerseite, ohne dass nun das in diesem Zusammenhang in bestimmten Kreisen gerne als Automatismus gepflegte Narrativ vom jungen, alleinstehenden und männlichen Migranten bemüht werden muss – auch diese Gruppe unterliegt den o.g. Regularien und lebt schon länger in Bamberg bzw. Deutschland. Im Falle Vietnams wiederum überrascht weniger die Zahl, sondern das schiere Überwiegen der eingebürgerten Frauen: Den nur vier eingebürgerten Männern stehen 32 Frauen gegenüber. Über Hintergründe kann nur spekuliert werden; Erwerbstätigkeiten in Medizin- und Pflegebereich wäre ein Argumentationsstrang.

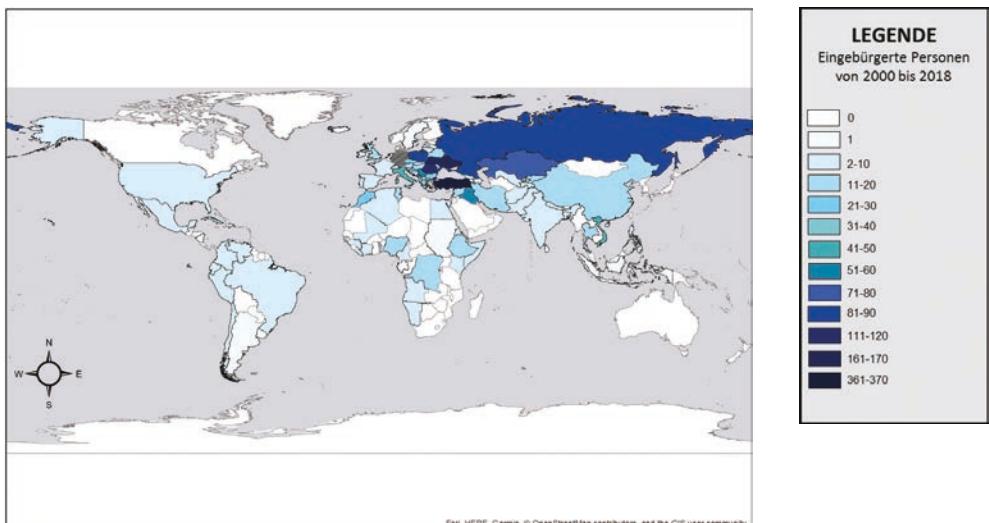
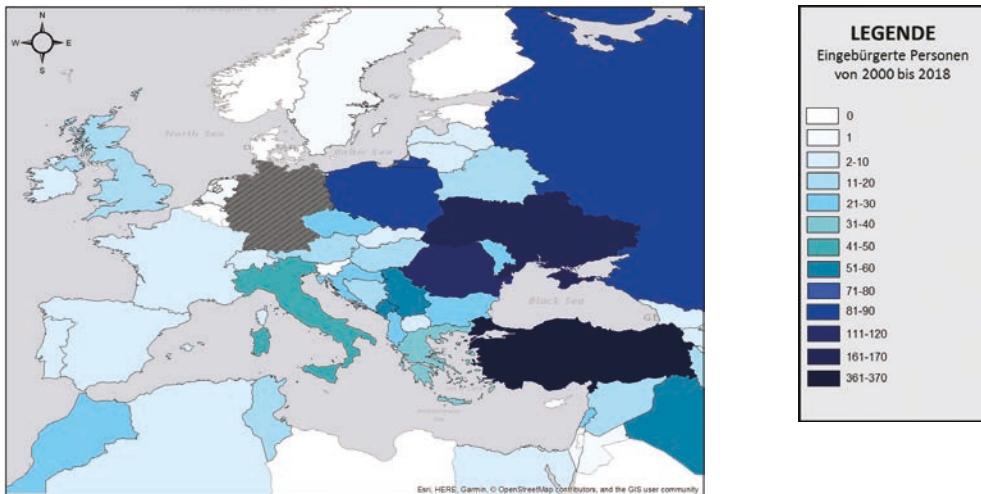


Abb. 4: „Herkunft“ der Eingebürgerten.



Platz	Land	Gesamt
1	Türkei	293
2	Ukraine	116
3	Rumänien	97
4	Polen	76
5	Kasachstan	70
6	Russland	69
7	Irak	54
8	Italien	41
9	Griechenland	40
10	Vietnam	36

Platz	Land	Männer
1	Türkei	164
2	Ukraine	49
3	Irak	35
4	Rumänien	29
5	Russland	27
6	Griechenland	23
7	Kasachstan	22
8	Polen	20
9	Italien	19
10	Tunesien	13

Platz	Land	Frauen
1	Türkei	129
2	Rumänien	68
3	Ukraine	67
4	Polen	56
5	Kasachstan	48
6	Russland	42
7	Vietnam	32
8	Italien	22
9	Irak	19
10	Griechenland	17

35	Vietnam	4
26	Tunesien	6

Abb. 6: Top-10 der Herkunftsländer (2005–2018).

Einbürgerungen – im Detail betrachtet

Der Blick des Autors als Migrationsforscher, welcher sich seit vielen Jahren mit Albanien beschäftigt, muss sich natürlich auch auf die entsprechenden Einbürgerungszahlen in diesem Kontext – insgesamt 26 – richten. Dort fand die stärkste Emigrationswelle bereits in den 1990ern statt, und so erklärt sich, dass 22 der 26

Einbürgerungen in die 2000er Jahre fielen. Die Einbürgerungspraxis deckt sich also mit Erkenntnissen zum albanischen Migrationssystem;²¹ der zeitliche Abstand zwischen Migration und Einbürgerung beträgt etwa zehn Jahre. Zwischen 2014 und 2017 waren dagegen überhaupt keine Einbürgerungen von Albanern mehr festzustellen. Ganz ähnlich scheint das im Falle der 71 kasachischen Staatsbürger – immerhin die fünftgrößte Gruppe in Bam-

berg – zu sein, von denen allein 52 zwischen 2007 und 2014, in den letzten drei Jahren allerdings nur noch je zwei, eingebürgert wurden.

Interessant sind die massiven Zunahmen bei vormals griechischen und italienischen Staatsangehörigen (insgesamt 40 bzw. 41 Personen). Nach 2010 bzw. 2013 wurden jeweils 31 Einbürgerungen vollzogen, was wohl eine Folgeerscheinung der gravierenden wirtschaftlichen Probleme dort ist.

Sehr speziell erscheint der Fall Großbritannien, denn auch wenn die Zahl der Einbürgerungen britischer Staatsbürger mit insgesamt 16 in fast 20 Jahren recht überschaubar ist, so entfielen 14 davon erst auf die letzten Jahre ab 2016. Persönliche Gespräche verdichten den vermehrt auch medial geäußerten Zusammenhang mit einer massiven Enttäuschung über den Brexit, die bedenklichen Begleiterscheinungen des Aushandlungsprozesses und v.a. die evtl. anstehenden völkerrechtlichen Konsequenzen für die dann im EU-Ausland lebenden Briten.

Ein weiteres, auf Details fixiertes Durchmustern der Urdaten würde sich rasch in Singularitäten in der Art verlieren, dass im Jahr 2017 beispielsweise je zwei Personen aus Nepal und Namibia eingebürgert wurden: es waren bislang die einzigen aus diesen Kontexten. Insofern ist anzumerken, dass bei einer Gesamtheit von gut 2.000 Fällen, aufgeschlüsselt in 96 Nationalitäten und verteilt auf (fast) zwei Jahrzehnte, eine differenzierte Analyse in der Tiefe rasch an ihre Grenzen stößt und der Einfluss von Einzel- oder Sonderfällen sehr groß wird.

Hauptherkunft, wie oben bereits erwähnt, ist mit 370 Einbürgerungsfällen (18,4%) die Türkei und das über fast alle betrachteten Jahre: lediglich 2005 war die Zahl aus der Ukraine Stammender gleich-

auf und 2003 sogar höher gewesen (16 gegen 12).

Interpretation und Fazit

Hinsichtlich der zentralen Befunde der Analyse kann davon ausgegangen werden, dass das Beispiel der Bamberger Einbürgerungsstrukturen mit jenen anderer deutscher Kommunen zumindest in Grundzügen korrespondiert: Es sei zusammenfassend verwiesen auf Phänomene wie das „nachholende“ Allzeithoch der Zahl der Einbürgerungen Anfang der 2000er Jahre, die im Durchschnitt gegebene Geschlechterbalance oder die – in Zusammenhang mit Zuwanderung und Migrationshintergrund zu erwartende – jüngere Altersstruktur der Eingebürgerten.

Darüber hinaus ist in Bamberg der Trend zu mehr regionaler bzw. räumlicher Diversität in Zusammenhang mit Einbürgerungen deutlich erkennbar: Die bisherigen Hauptherkunftsländer bzw. -kontakte (Türkei, Rumänien, Polen) zeigten in den letzten Jahren eine rückläufige Tendenz. Die tendenzielle Einseitigkeit hinsichtlich der Herkunft – viele Personen stammen aus ganz bestimmten, wenigen Ländern – scheint also immer geringer gültig. Umgekehrt ist das beobachtete Spektrum der individuellen Herkunftskontexte im Zeitverlauf deutlich breiter geworden. Als langfristige Folge werden bundesdeutsche Kommunen wie Bamberg vielfältiger. Der Prozess einer „Neuen Nationenbildung“²² schreitet voran; er ist Ausdruck von Globalisierung und global zunehmender Mobilität. Mit Blick auf Produktivität und Wohlstand ist Zuwanderung in Deutschland – Stichwort (Fach-)Kräftemangel – sogar eine existentielle Frage. Insofern sind Befürchtungen einer „Überfremdung“ in Zusammenhang mit Migration und v.a. mit Einbürgerungen völlig überzogen.

Daniel Göler ist Professor für Geographische Migrations- und Transformationsforschung an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Seine Forschungsinteressen liegen im Bereich der Stadt-, Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeographie sowie in interdisziplinären ‚Migration Studies‘ und post-sozialistischen Transformationen. Regionaler Fokus ist Ost- und Südosteuropa, aber auch Deutschland und Franken. Prof. Göler ist stellvertretender Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe Bamberg. Seine Anschrift lautet: Professur für Geographische Migrations- und Transformationsforschung, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Am Kranen 1, 96045 Bamberg, E-Mail: daniel.goeler@uni-bamberg.de.

Anmerkungen:

- 1 Der Beitrag basiert auf einer Festrede anlässlich der kommunalen Einbürgerungsfeier am 20. November 2018 im Spiegelsaal der Harmonie zu Bamberg.
- 2 Heckmann, Friedrich: Integration von Migranten. Einwanderung und neue Nationenbildung. Wiesbaden 2015, S. 279.
- 3 Wunderlich, Tanja: Die neuen Deutschen. Subjektive Dimensionen des Einbürgerungsprozesses (= Forum Migration, Bd. 9). Stuttgart 2005.
- 4 Vgl. Einbürgerungsrichtlinien des Bundes vom 15. Dez. 1977, EbRichtl Abschnitt 2.3 (Bundesministerium des Innern 1977), in: GMBI 1978, S. 27.
- 5 Vgl. Göler, Daniel/Köppen, Bernhard: Gastarbeiter reloaded? Anmerkungen zur EU-Binnenwanderung in der Schuldenkrise. Ein Editorial, in: Berichte. Geographie und Landeskunde, Bd. 89, H.1 (2015), S. 5–11, hier: S. 6.
- 6 Dank dafür gebührt der Stadt Bamberg und natürlich Fr. Riegelbauer und Hr. Riemer.
- 7 Lämmermann, Falk: Einbürgerung, in: Meier-Braun, Karl-Heinz/Weber, Reinhold (Hrsg.): Migration und Integration in Deutschland. Begriffe – Fakten – Kontroversen (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 1389). Bonn 2013, S. 117–119, hier: S. 117.
- 8 Heckmann, Friedrich: Einbürgerung und die Integration von Migranten, in: Jochum, Georg/Fritzemeyer, Wolfgang/Kau, Marcel (Hrsg.): Grenzüberschreitendes Recht – Crossing Frontiers. Festschrift für Kay Hailbronner. Heidelberg (u.a.) 2013, S. 301–312, hier: S. 302.
- 9 Vgl. Esser, Hartmut: Welche Alternativen zu »Assimilation« gibt es eigentlich?, in: IMIS Beiträge 23 (2004), S. 41–60.
- 10 Vor dem Jahr 2000 waren sogar 15 Jahre Aufenthalt obligatorisch. In den Einwanderungsgesellschaften USA (5 Jahre), Kanada (3) und Australien (2) sind die Fristen wesentlich kürzer. Entscheidend ist letztlich die Erwartung an den Effekt der Einbürgerung: Geht es um die Unterstützung der Integration von Migranten zu einem frühen Zeitpunkt oder um das Signal, es nun endlich ‚geschafft‘ zu haben?
- 11 Bundesamt für Migration und Flüchtlinge [BAMF]; www.bamf.de, letztmals aufgerufen am 19.11.2018.
- 12 BAMF, Stand 1.12.2015.
- 13 Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat: <https://www.bmi.bund.de/DE/themen/verfassung/staatsangehoerigkeit/optionspflicht/optionspflicht.html>, letztmals aufgerufen am 28.1.2019.
- 14 Heckmann: Einbürgerung (wie Anm. 8), S. 309.
- 15 Jakob, Maria: Einbürgerungsfeiern. Wie Zugehörigkeit praktiziert wird (= Migration und Integration, Bd. 3). Baden-Baden 2017, S. 84.
- 16 Heckmann: Integration (wie Anm. 2), S. 127ff.
- 17 Zum Vergleich wurden die Angaben bei Jakob: Einbürgerungsfeiern (wie Anm. 15), S. 73, sowie Angaben der OECD (Integration von Zuwanderern: Indikatoren 2015. OECD Publishing, Paris. <http://dx.doi.org/10.1787/9789264238855-de>. 2015, S. 210) herangezogen.
- 18 Jakob: Einbürgerungsfeiern (wie Anm. 15), S. 73.
- 19 Sarrazin, Thilo: Feindliche Übernahme. Wie der Islam den Fortschritt behindert und die Gesellschaft bedroht. München 2018.
- 20 Vgl. dazu SVR 2018: Fakten zur Einwanderung, S. 2. Der Anteil der in Deutschland lebenden Muslime wird danach, je nach Bevölkerungsgruppe, um das zwei- bis Dreifache überschätzt.
- 21 Dazu Göler, Daniel: From an Isolated State to a Migration Society – Transnationalism and Multilocality as Social Practise in Contemporary Albania, in: Jordan, Peter (Hrsg.): 10 Years of EU Enlargement. The Geographical Balance of a Courageous Step (= ISR-Forschungsbericht, Heft 42). Vienna 2017, S. 137–158.
- 22 Heckmann: Integration (wie Anm. 2).

„Hutzeln“ – Immaterielles Kulturerbe in der Kulturlandschaft des Steigerwalds

Hutzeln sind Dörrbirnen, die mit Stumpf und Stiel im traditionellen Verfahren in holzbeheizten Därren getrocknet werden. Die Birnen für die Hutzeln aus Fatschenbrunn (Landkreis Haßberge, Bayern) stammen nicht aus Plantagen, sondern aus eigenen, extensiv bewirtschafteten, naturbelassenen Streuobstbeständen bzw. Baumfeldern, die sich aus über 30 verschiedenen Sorten von bis zu 180 Jahre alten Hochstamm-Birnbäumen zusammensetzen.

Diese teilweise noch erhaltenen Baumfelder, in einer Rodungsinsel im Steigerwald gelegen, liefern die Birnen für die Hutzeln. Auf recht schmalen und z.T. terrassierten Flurstücken stehen noch heute Hunderte alter Obstbäume und prägen so eine einzigartige Kulturlandschaft. Seit 2018 gehören die Baumfelderwirtschaft und die Dörrobstherstellung in Fatschenbrunn zum Immateriellen Kulturerbe Bayerns und der Bundesrepublik Deutschland.

Baumfelderwirtschaft und Dörrobstherstellung in Fatschenbrunn im Steigerwald

Die Fatschenbrunner Baumfelder, die das „Rohmaterial“ für die Herstellung der Hutzeln liefern, sind aus wirtschaftlichen Notwendigkeiten heraus entstanden. Sie sind letztendlich als eine Reaktion auf eine besondere Flächenknappheit zu verstehen, die sich insbesondere in Realerbteilungs-

gebieten und reichsritterschaftlich (vom reichsunmittelbaren Niederadel) geprägten Räumen im 18. und 19. Jahrhundert abzeichnete. Sie stellen eine Form der Intensivierung des landwirtschaftlichen Anbaus in Regionen wie dem Steigerwald dar, in denen der einzelne Bauer oft nur sehr begrenzte Anbauflächen zur Verfügung hatte.¹

In Fatschenbrunn erlebte die Baumfelderwirtschaft eine Blütezeit im 19. und bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein.² Aufgrund der Höhenlage des Dorfes von 400 bis 442 m über dem Meeresspiegel steht die Baumfelderkultur in einem engen Zusammenhang mit der Verwendung robuster Obstsorten. Die angewandte Sortenvielfalt sollte konstante Erträge ermöglichen. Nahezu alle Ackerflächen waren mit Obstbäumen bestanden, sodass die Ortslage im Frühjahr sich in ein weißes Kleid gehüllt fand. „*Ein einziges Blütenmeer war das [...]*“, weiß der Fatschenbrunner Gottfried Niesner aus seiner Kindheit zu berichten.³

Für die stark wachsende Fatschenbrunner Bevölkerung (vor 1800: 180 Einwohner, 1855: 355 Einwohner) waren Trockenobst und Früchte ein wichtiger Bestandteil der täglichen Ernährung und des bäuerlichen Einkommens. So wurden die Fatschenbrunner (Birnen-)Hutzeln auf Märkten in Bamberg oder Nürnberg angeboten. Auf dem Main wurde das vitaminreiche Dörrobst in die Niederlande verschifft, um es dort als Schiffsproviant feilzubieten.

Die meisten Bauernhöfe hatten ihre ei-

gene Därre. 1849 gab es acht davon im Ort, 1968 waren es 32 Hutzeldärren. Nach dem 2. Weltkrieg und bis in die 1980er Jahre hinein wurden die Hutzeln von Großhändlern aufgekauft und an die Lebkuchenhersteller und Großbäckereien geliefert. Heute gibt es noch zehn Hutzeldärren im Ort, neun davon sind seit Jahrzehnten nicht mehr in Betrieb. Lediglich die Familie Hümmer übt das Handwerk des traditionellen Obstdörrrens noch aus.

Trotz der Höhenlage von über 400 m ü.NN boten sich in Fatschenbrunn (Landkreis Haßberge, Bayern) für den Obstbau günstige Bedingungen. Denn die Flur (Rodungsinsel) ist bis heute ringsum von Laubmischwald umgeben. Die Bäume halten die rauen Winde ab und sind auch

ein wirksamer Puffer gegen eintretende Spätfröste. Die angewandte Sortenvielfalt sollte konstante Erträge ermöglichen.

Während früh reifende Obstsorten in Baumgärten am Ort gepflanzt wurden, kamen in den Baumfeldern vorwiegend spät reifende Obstsorten zum Einsatz (Pflückreife September bis Oktober): Äpfel (unterschiedliche Sorten), Birnen, Zwetschgen und Kirschen. Verwendung fanden u.a. folgende Apfel- und Birnensorten: Herrnapfel, Landsberger Renette, Lederapfel (regional auch Grauapfel genannt), Hasenkopf, Winterbirne Gräfin von Paris, Schmähbirne, Pastorenbirne, Kongressbirne, Flaschenbirne (Bosc's Flaschenbirne), Frauenschinkelbirne, Gartenbirne, Wasserbirne oder auch die wohl bereits im



Abb. 1: Baumfeldbestand in Fatschenbrunn im Jahr 1953, dokumentiert über eine historische Luftbildaufnahme (Luftbildnr. 53007_4_875_29061953_22000).

Copyright: Bayerische Vermessungsverwaltung, 2017.

17. Jahrhundert in Frankreich bekannte Birnensorte Mollebusch.

Insgesamt gibt es über 30 verschiedene Birnensorten in Fatschenbrunn, die z.T. noch nicht bestimmt werden konnten. Die Bäume wurden als Hochstamm gezogen und selbst veredelt, „*gebelzt*“, wie man in Fatschenbrunn sagt. An Kirschen wurde u.a. Weißkirsche (Dönissens gelbe Knorpelkirsche) angebaut, die zu den Süßkirschen gehört.

Funktionsweise der Baumfelderwirtschaft

Die Baumfelder sind Ausdruck einer Etagenwirtschaft: unter den Obstbäumen baute man Getreide im Wechsel mit Kartoffeln und Rüben an. Es handelt sich somit um eine aus zwei Nutzungsstockwerken bestehende Landnutzungsweise, die den Ackerbau mit der Anpflanzung und Nutzung von Bäumen kombiniert. Hierfür wurden die Birn- und Apfelbäume versetzt in Reihe auf die Ackerflächen gepflanzt. Zwetschgen stockten auf Feld- und Wegrainen, und die Kirschbäume wuchsen an den Rändern der Felder. Dort konnten sie gut abgeerntet werden, ohne das Getreide, die angebauten Kartoffeln oder Rüben zu schädigen, da die Kirschen ja vor den Feldfrüchten reif waren. In jüngerer Zeit wurden Obstbaum-Nachpflanzungen eher an den Rändern der Felder vorgenommen.

Auf einem Hektar Land konnten – wie Ortsansässige zu berichten wissen – bis zu 28 Bäume stehen. Standen die Baumpflanzungen in einer Reihe, so verband ein schmaler Grünstreifen (z.B. aus Klee) die Obstbäume. War der Abstand zwischen den Bäumen größer, so umgab eine ovale Grüninsel die Gehölze. Der Gras- und Krautaufwuchs wurde mit der Sense ausgemäht und diente als Viehfutter.



Abb. 2: Fatschenbrunner Hutzeln.
Photo: Hannah Hümmer 2017.

Die hoch aufragenden Obstbäume ermöglichten eine weitgehend störungsfreie Bewirtschaftung des Ackerbodens. Die Beschattung des Oberbodens wirkte sich positiv auf das Kleinklima aus. Das Wurzelwerk hielt den Boden fest, steuerte der Erosion entgegen. Die Wurzeln der Bäume waren kein Hindernis im Ackerbau, weil sie, wenn von Anfang an geplügt wird, tiefer in den Boden eindringen, so dass keine Konkurrenz um Nährstoffe entsteht. Die Frage, ob die Bodenfruchtbarkeit durch die Baumfelderwirtschaft gesteigert werden konnte, wird derzeit in Forschungsprojekten beleuchtet.

Die Ernte des Obstes erfolgt damals wie heute von Anfang September bis Ende Oktober. Sobald der Großteil der Früchte reif ist, werden die Birnen mit bis zu 9 m langen hölzernen Schüttelstangen von den Bäumen geschüttelt und aufgesammelt. Früchte minderer Qualität finden für die Schnapsherstellung Verwendung.

Von der Kunst der Dörrrobsterstellung

Alle „Produktionsschritte“ erfolgen in Handarbeit. Die Früchte werden gewaschen und auf spezielle Gitter („Därrhärr-



Abb. 3 u. 4: Baumfelder in Fatschenbrunn.

Photos: Thomas Büttner 2015 u. 2017.

li“) aufgeschüttet. Dabei wird das Obst noch einmal kontrolliert und aussortiert. Nur qualitativ hochwertige Birnen werden verwendet. Dann werden die „Därrhärrli“ mit den Birnen in die Därre geschoben und bei max. 60° C über drei bis fünf Tage in der Holzfendärre getrocknet.

Die Beheizung erfolgt regenerativ mit Durchforstungsholz aus dem eigenen Wald. Die Trockenkammer wird über eine gemauerte Feuerung (200 x 50 x 50 cm) beheizt. Die Rauchgase werden über Nachheizrohre durch den Trockenraum zum Kamin geführt, um die Hitze effektiv zu nutzen. Die Birnen werden nicht dem Rauch ausgesetzt. Ca. 80 % der Vitamine bleiben so konzentriert (4:1) erhalten.

Alle sechs Stunden muss Holz nachgelegt werden. Dabei werden die frischen Birnen langsam von unten nach oben verbracht. Zwischendurch werden die bereits fertigen Hutzeln aussortiert und die restlichen zur weiteren Trocknung auf höher gelegene Gitter gelegt, um die unterschiedlichen Temperaturschichten im Ofen gezielt zum Trocknen der Früchte auszunutzen. Dabei dürfen die getrockneten Birnen nicht zu lange der Hitze und zu hohen Temperaturen ausgesetzt werden, um eine perfekte Konsistenz zu erzielen. Alles in allem erfordert der Betrieb einer Obst-Darre im traditionellen Verfahren sehr viel Fingerspitzengefühl und Wissen über die zu dörrenden Früchte und das Dörren an sich.

Niedergang der Baumfelderwirtschaft und Dörrobstherstellung

Nach dem 2. Weltkrieg und bis in die 1980er Jahre hinein wurden die Fatschenbrunner Hutzeln von Agrarhändlern (BayWa, Ruckdeschel und Niederstrasser) in großen Mengen aufgekauft und an die

Lebkuchenhersteller und Großbäckereien geliefert. In der Folgezeit ging das Gewerbe langsam ein, da der Markt zunehmend nach standardisierten Trockenfrüchten verlangte, die in vollautomatischen elektrischen Trocknungsanlagen hergestellt werden. Eine weitere Ursache war die Forderung der Abnehmer, sämtliche Stiele der Hutzeln zu entnehmen, zum anderen führten billige Importe aus Übersee und auch gestiegene Holzpreise zum Rückgang der traditionellen Herstellung von Dörrobst. Auch die sich für die Fatschenbrunner Bevölkerung öffnenden Verdienstmöglichkeiten in der Schweinfurter Großindustrie ließen die Herstellung von Hutzeln im Nebenerwerb zunehmend unattraktiv erscheinen.

Für die mit hohem Arbeitsaufwand traditionell hergestellten Hutzeln blieb nur ein Nischen-Markt für Kenner, der aber immer noch aus Fatschenbrunn beliefert wird. Ohne die Fortführung der Hutzelerstellung ist auch der Fortbestand der noch vorhandenen Baumfeldrelikte bedroht.

Mit dem Niedergang der Dörrobstherstellung verlor auch die Baumfeldkultur an Bedeutung. Auch die Rationalisierungsprozesse in der Landwirtschaft hatten nachteilige Auswirkungen auf die Baumeister. Denn mit dem Einsatz modernen Geräts veränderte sich auch die Art und Weise des Pflügens. Die Verwendung von Traktoren als Zugmaschinen, die sich ab der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts durchsetzte, ermöglichte ein weit tieferes Umbringen des Bodens, als es bis dato mit von Rindvieh oder Pferden gezogenen Pflügen möglich war. Dies hatte nachteilige Auswirkungen auf das Wurzelwerk der Obstbäume. Auch kamen zunehmend Mähdrescher bei der Getreideernte zum Einsatz. Dicht stehende Obstbäume auf



Abb. 5 u. 6: Obstdärre Pickel um 1975 und die Obstdärre der Familie Stapf um 2000 in Fatschenbrunn.
Quelle: Dorfbuch Fatschenbrunn.

den Baumfeldern und allgemein das herabhängende Astwerk erwachsen zu Störfaktoren bei der Getreideernte.

Beide Neuerungen hatten zur Folge, dass sich die Baumfelder nach und nach auflichteten bzw. der Obstbaumbestand gerodet wurde. Zahlreiche Baumfelder sind auch in Streuobstwiesen umgewandelt worden. Mit dem Rückgang der Baumfelder ist auch ein für die Population des Ortolans (Gartenammer) bevorzugter Lebensraum im Fortbestand bedroht. Im Rahmen des 2017 abgeschlossenen Flurbereinigungsverfahren und der daraus resultierenden Neuverteilung sind viele alte Obstbäume in ihrem Weiterbestand gefährdet.

Die Baumfelder sind heute bis auf wenige Standorte aus der fränkischen Kulturlandschaft verschwunden. Sofern die Flächen nicht gerodet wurden, sind sie in Streuobstwiesen umgewandelt worden. Reliktbestände lassen sich noch vornehmlich in den alten Realteilungsgebieten Frankens nachweisen, insbesondere im westlichen Mittelfranken, im östlichen Unterfranken und im westlichen Oberfranken. Im nördlichen Steigerwald finden sich noch Baumfeldstrukturen um Fatschenbrunn, Danzenfeld oder Unterschleichach (Gemeinde Oberaurach) wie auch in der Flur von Eltmann.

Fatschenbrunn zählt sicherlich zu den Orten im Steigerwald, wo die Relikte der Baumfeldwirtschaft noch am besten tradiert sind. Viele der alten Obstbäume haben sich noch bis heute erhalten können (über 300 Bäume mit einem Stammumfang von mehr als 60 cm!) und in diesem Zusammenhang über 30 verschiedene Birnensorten, davon viele nur lokal vorkommend!

Die sich in der Fatschenbrunner Feldflur verteilenden Baumfeldrelikte prägen

auf besondere Weise das Landschaftsbild und bieten ein großes Potenzial für den Natur- und Kulturtourismus. Die Baumfelder haben zugleich eine große naturschutzfachliche Bedeutung.

Wiederentdeckung der Hutzeln als kulinarisches Produkt

Waren die Hutzeln früher ein wichtiger Ernährungsbestandteil und Notvorrat für schlechte Zeiten, so werden sie jetzt mehr und mehr von Kennern und Feinschmeckern als Delikatesse und gesunde Alternative für Süßigkeiten geschätzt. Ausdauersportler und Wanderer verwenden sie als schnellen Energielieferanten. Die Fatschenbrunner Hutzeln werden nach wie vor in München auf dem Viktualienmarkt verkauft. Eine wachsende Zahl neuer Liebhaber wird über das Internet versorgt.

Der charakteristische Geschmack der Fatschenbrunner Hutzeln wird geprägt von den Relikten einer einzigartigen Kulturlandschaft und deren besonderen Birnbäumen. Der hocharomatische Geschmack der verschiedenen Birnensorten findet sich konzentriert in der Hutzeln wieder. Entsprechend der Vielzahl der Birnensorten reicht das Geschmacksspektrum von fruchtig-süß, über Vanille-Schokolade-Karamell- und Kakao-Noten bis hin zu herb-sauer und Bitteraromen. Die Konsistenz ist ebenfalls abhängig von Sorte und Trocknungsgrad: von fruchtig-fleischig bis fest-trocken.

Die Fatschenbrunner Hutzeln birgt ein großes kulinarisches Potenzial. Die Gastronomie hat die Hutzeln als Beilage zu Braten und als Dessert wiederentdeckt. Kochclubs beginnen, mit Hutzeln zu experimentieren.



Abb. 7 u. 8: Aufgeschnittene Hutzel und Hutzelbrot.



Photos: Hannah Hügger 2017.

Im Rahmen der Kirchweih gehören der Hutzelbraten bzw. mit Hutzeln gefüllte Gänse zum klassischen Festtagsessen. Das Hutzelbrot ist als traditionelles Lebensmittel allseits geschätzt. Es werden auch neu entwickelte Produkte aus Hutzeln angeboten, so z.B. Müsli, Desserts und Pesto, nicht zu vergessen Hutzellikör und Hutzelschnaps. Die alten wie neu kreierten Rezepte werden aktuell in einem Hutzelkochbuch zusammengetragen. Die Fatschenbrunner Hutzel wird zudem jährlich auf der „Kulinea“ vorgestellt.

2018 ist die Hutzel in die „Arche des Geschmacks“ von Slow Food aufgenommen worden.⁴ Mit der Etablierung Fatschenbrunn als einer der 100 Genussorte Bayerns soll die Wahrnehmung des Steigerwalddorfes als vielgestaltiger Genussort gestärkt werden.⁵

Ebenso erfolgte im Jahr 2018 die Aufnahme der Baumfelderwirtschaft und Dörrobstherstellung in Fatschenbrunn in das Bayerische Landesverzeichnis des Immateriellen Kulturerbes.⁶ Diese lebendige Tradition ist im gleichen Jahr auch in das Bundesverzeichnis des Immateriellen (lebenden) Kulturerbes aufgenommen worden.

Ausblick

Um die Hutzeltradition zu erhalten und fortzuführen, ist die Planung eines „Hutzel-Informationszentrums“ mit Därre, Hofladen, Hofcafé und Seminarräumen für Veranstaltungen in Planung. Das Amt für ländliche Entwicklung Unterfranken und die Lokale Aktionsgruppe (LAG) Haßberge e.V. haben die Ideen aufgenommen und Förderung in Aussicht gestellt. 2018/19 sind 100 Obstbäume nachgepflanzt worden, die mit Reißern der lokal vorkommenden Sorten veredelt wurden.

Am 2. Juni 2019 ist ein „Europäischer Kulturweg“ durch die Fatschenbrunner Flur eingeweiht worden, der u.a. die Baumfelderwirtschaft und Dörrrobstherstellung thematisiert. Der in Gründung befindliche „Verein zur Förderung der Fatschenbrunner Hutzeln und Kulturlandschaft“ soll die Nachhaltigkeit der vorgesehenen Maßnahmen gewährleisten. Mit Blick auf den Erhalt bzw. Weiterentwicklung der Baumfelderwirtschaft ist beabsichtigt, das Instrumentarium des Kulturlandschafts-Programms (KULAP) zu nutzen.

Franz Hümmer (Jg. 1953), geboren im Hutzeldorf Fatschenbrunn im Steigerwald. Von Kindesbeinen aufgewachsen mit der Tradition der Dörrobstherstellung, setzt er sich seit Jahren für den Erhalt und die Pflege der Fatschenbrunner Flur und der Relikte der Baumfelderkultur mit ihren uralten Birnbäumen ein. Daraus entstanden diverse Forschungsprojekte, u.a. das Erhaltungsprogramm für die seltenen und ortstypischen Birnbäume. Über die Region hinaus soll bekannt gemacht werden, dass Birnbäume ein wesentlicher Bestandteil der einzigartigen fränkischen Kulturlandschaft und die Hutzeln die Krönung aus dieser Wertschöpfungskette sind. Am 11.12.2018 wurden die Fatschenbrunner Hutzeln von der UNESCO in die Deutsche Liste des immateriellen Kulturgutes aufgenommen.

Seine Anschrift lautet: Markertsgrüner Weg 3, 97514 Fatschenbrunn, E-Mail: franz_huemmer@web.de.

Thomas Büttner (Jg. 1971), Dr. Ing. Landschaftsplanung. Studium der Landschaftsplanung u. Promotion an der TU Berlin zum Thema „Kulturlandschaft als planerisches Konzept. Die Einbindung des Schutzwertes historische Kulturlandschaft in der Planungsregion Oberfranken-West“. Seit 2002 als freischaffender Landschaftsplaner tätig; beruflicher Schwerpunkt: gutachterlich-planerische Tätigkeit (Kulturlandschaftsinventarisationen und -fachbeiträge) im Auftrag von Naturschutz u. Denkmalpflege, der Ländlichen Entwicklung u. von Wirtschaftsunternehmen. Seine Anschrift lautet: Eichkopfweg 26, 34326 Morschen, E-Mail: buero-dr-buettner@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Nach Hartmut Heller (Die Peuplierungspolitik der Reichsritterschaft als sozialgeographischer Faktor im Steigerwald [= Erlanger geograph. Arbeiten, Bd. 30]. Erlangen 1971, S. 46) beläuft sich um 1800 die landwirtschaftliche Nutzfläche, die eine Familie ernähren kann, auf 3,5 ha. Diese Größenordnung liegt an der untersten Grenze und ist nur mit dem Kartoffelanbau zu erreichen; Haslach, Hansjörg/Riedel, Berthold: Inventar der historischen Kulturlandschaft Walsdorf/Erlau. Kulturlandschaftsinventarisierung in der Ländlichen Entwicklung. Auftraggeber: Bereich Zentrale Aufgaben der Bayerischen Verwaltung für Ländliche Entwicklung zusammen mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (unveröffentlicht). Bamberg 1997; Gunzemann, Thomas: Das Baumfeld – ein fast ausgestorbenes Element der fränkischen Kulturlandschaft, in: Schönere Heimat 100, Heft 1/2011, S. 13–24, hier: 14–17. – Weitere Literatur zum Thema: Cassitti, P./Lucke, B./Bugla, B./Regelous,

A./Hofbauer, G./ Dix, A./Decoster, M./Petri, M.: The Archaeological Survey Project in Fatschenbrunn, Municipality of Oberaurach, Germany: A Case Study for the Reconstruction of Past Farming Regimes in the Late Medieval and Post-Medieval Era, in: International Journal of Historical Archaeology. June 2017, Volume 21, Issue 2, pp 389–419. Däumel, G.: Über die Landesverschönerung. Geisenheim 1961. Däumel, G.: Gustav Vorherr und die Landesverschönerung in Bayern, in: Beiträge zur Landespfllege 1 (1963), S. 332–376. Dix, A.: Baumfelder in Fatschenbrunn. Relikte eines historischen Agroforstsystems im Steigerwald“, in: Agrarsoziale Gesellschaft e.V. Ländlicher Raum, 68. Jg., Heft 1/2017, S. 38–39. Haslach, H./Riedel, B.: Die historische Kulturlandschaft von Walsdorf-Erlau, in: Bayerisches Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft u. Forsten (Hrsg.): Historische Kulturlandschaft (= Materialien zur Ländlichen Entwicklung in Bayern, Bd. 39). Mün-

- chen 2001, S. 33–52. Hofmann, J. A.: Obstlandschaften 1500 – 1800. Historische Geographie des Konsums, Anbaus und Handels von Obst in der Frühen Neuzeit (= Bamberger Geographische Schriften. Sonderfolge 11). Bamberg 2014. Reeg, T./Bemmern, A./ Konold, W./Murrach, D./Specker, H. (Hrsg.): Anbau und Nutzung von Bäumen auf landwirtschaftlichen Flächen. Weinheim 2009 (WILEY-VCH).
- 2 Mit dem Einsetzen forstlicher Reformen und der Herausbildung der modernen Forstwirtschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, deren Entstehung unter anderem durch die Debatte über die bestehende Holznot geprägt wurde, rückte die Baumfeldwirtschaft in den Fokus des wissenschaftlichen Interesses. Zentrale Figur war hierbei der Oberforstrath Heinrich Cotta (1763–1844) als Begründer einer privaten forstlichen Lehranstalt in Zillbach in der Rhön. In seinem 1819 erschienenen Werk „Die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau oder die Baumfeldwirtschaft“ dienten die fränkischen Baumfelder als erfolgreicher Beleg für den empfohlenen Anbau von Laub- und Nadelhölzern auf landwirtschaftlich genutzten Flächen. Gunzelmann: Baumfeld (wie Anm. 1), S. 20; Cotta, Heinrich: Die Verbindung des Feldbaus mit dem Waldbau oder die Baumfelderwirtschaft. Dresden [Arnold'sche Buchhandlung] 1819, 2. Fortsetzung, ebd. 1822. Durch die Landesverschönerungsbewegung des 19. Jahrhunderts, die in Bayern vor allem auf Ideen von Gustav Vorherr (1778–1848) beruhte und das Ansinnen verfolgte, das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden, erfuhr auch die Baumfeldkultur einen Aufschwung. Man war um eine umfassende Aufwertung des ländlichen Raumes in wirtschaftlicher, sozialer und ästhetischer Hinsicht bemüht. Neben der Pflanzung von Obstbäumen an Chausseen und Wegen wurden auch die Bestockung von Hutweiden mit Obstgehölzen und die Anlage von Baumfeldern als Maßnahmen eingefordert. Direkten Bezug auf diese Überlegungen nahm das 1856 unter dem Titel „Die Holzucht außerhalb des Waldes, zum Vortheile der ländlichen Ökonomen und zur landschaftlichen Verschönerung Bayerns. Für Grundbesitzer, Land- und Forstwirthe, Stadt- und Landgemeinden“ veröffentlichte Buch. (2. Auflage. München 1856. Das Buch von K. de Herigoyen erschien anonym, lediglich der Bildauthor E. N. Neureuther wurde namentlich genannt). Das Baumfeld wir hierbei als ein Mittel der Wahl beschrieben. Gunzelmann: Baumfeld (wie Anm. 1), S. 21; Bayerisches Landesamt für Umwelt, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege und Bayerischer Landesverein für Heimatpflege e.V. (Hrsg.): Baumfeld, in: Historische Kulturlandschaftselemente in Bayern. (= Heimatpflege in Bayern 4, Schriftenreihe des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege e.V.). München 2013, S. 51–53, hier S. 52. Als landwirtschaftliches Erfolgsmodell war die Baumfelderwirtschaft im nördlichen Steigerwald (Bamberger Raum, Mainatal, Aurachgrund) bis in die jüngere Vergangenheit fest verankert.
- 3 Büttner, Thomas: Baumfelderwirtschaft und Dörrobstherstellung als Immaterielles Kulturerbe. Beiträge aus dem Erzählcafé in Fatschenbrunn am 08.08.2017, ergänzt um inhaltliche Ausführungen. Fatschenbrunn/Morschen 2017 (unveröffentlichte Zusammenstellung).
- 4 „Das internationale Projekt ‚Arche des Geschmacks‘ der Slow Food Stiftung für Biodiversität schützt weltweit rund 4.880 regional wertvolle Lebensmittel, Nutztierrassen und Kulturpflanzen vor dem Vergessen und Verschwinden, die unter den gegenwärtigen ökonomischen Bedingungen am Markt nicht bestehen können oder ‚aus der Mode‘ gekommen sind. Mit dem Wissen, dass biologische Vielfalt regionale Wurzeln besitzt, bewahrt die ‚Arche des Geschmacks‘ das kulinarische Erbe der Regionen. Schwerpunkt der Arbeit ist das aktive Sammeln, Beschreiben, Katalogisieren und Bekanntmachen der Passagiere. Das Motto lautet: Essen, was man retten will! Denn: Was nicht gegessen wird, wird nicht nachgefragt, kann also nicht verkauft werden und wird deshalb nicht hergestellt. Die ‚Arche des Geschmacks‘ ist ein eingetragenes Warenzeichen von Slow Food International. Das Projekt wurde 1996 ins Leben gerufen, in Deutschland gibt es z. Zt. 72 Arche-Passagiere.“ Slow Food, online [URL: https://www.slowfood.de/biokulturelle_vielfalt/arche_des_geschmacks/].
- 5 Wer mit seinem Ort, seiner Gemeinde oder seiner Stadt offiziell vom Bayerischen Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten als Genussort ausgezeichnet werden wollte, musste sich als regionaler Zusammenschluss mit mehreren Kooperationspartnern bewerben. Vgl. 100 Genussorte Bayern, online. [URL: <https://www.100genussorte.bayern/wettbewerb/gewinner/>].

- 6 Seit 2013 ist die Bundesrepublik Deutschland Vertragsstaat des UNESCO-Übereinkommens zur Erhaltung des immateriellen Kulturerbes. Immaterielles Kulturerbe (IKE) steht für eine Vielfalt an lebendigen kulturellen Ausdrucksformen und gelebten Traditionen, die unmittelbar von menschlichem Wissen und Können getragen werden. Hierzu zählen u.a. gesellschaftliche Bräuche und Feste, handwerkliche Techniken oder

das Wissen und Praktiken im Umgang mit der Natur (z.B. Köhlerhandwerk oder genossenschaftlich ausgeübte Tätigkeiten als Ausdruck bürgerlichen Wirtschaftslebens). Vgl. Bayerisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, online [URL: <http://www.stmwk.bayern.de/kunst-und-kultur/unesco-kulturerbe/immaterialies-kulturerbe.html>].

Doris Dürr

Das neue FRANKENBUND-Mitglied „Kulturverein Wittighausen e.V.“ stellt sich vor

Im Jahr 2005 wurde der „Jugend- und Kulturverein e.V.“ von Margarete Gessner, 2. Vorstand des Vereins, mit neun Personen gegründet. Der Zweck des Vereins ist die Förderung der Heimatpflege und Heimatkunde, der Erhalt und die Pflege kultureller Kleindenkmale sowie verschiedene kulturelle Betätigungen und die Erstellung einer Ortschronik. Im März 2011 trat die Interessengemeinschaft „Historische Bilder“ dem Kulturverein bei. Seitdem habe ich das Amt der Vorsitzenden inne.

2013 erhielt der Verein den jetzigen Namen „Kulturverein Wittighausen e.V.“ mit denselben Zielen. Der Verein hat heute knapp 40 Mitglieder. Ehrenamtlich tätig und engagiert sind davon ca. 20 Personen.

Pflege und Erhalt kultureller Denkmale

Hier seien ein paar Beispiele unserer bisherigen Aktivitäten genannt: Anträge zur Förderung der Restaurierung der Kreuzigungsgruppe gegenüber der Kirche (2006–2011) sowie die Restauration einiger Bildstöcke wurden bewilligt und auch vom Denkmalamt bezuschusst. Beim alten Ge-

meinde- und Feuerspritzenhauses aus dem Jahr 1826 wurde 2009 der historische Text auf dem Eckstein restauriert. Beim Hinterglasbild der Gedenktafel der gefallenen Soldaten wurde 2007 der Bilderrahmen restauriert und die Inschrift aufgefrischt.

2013 wurde das Geographische Informationssystem (GIS) Kompetenzzentrum am Landratsamt Tauberbischofsheim gegründet. Mittlerweile sind alle Kleindenkmale und denkmalamtlich erfassten Objekte der Gesamtgemeinde auf Erhebungsbögen des GIS erfasst sowie fotografiert worden und können seit 2015 im Internet eingesehen werden.

Seit einigen Jahren hat sich Bürgermeister Bernhard Henneberger mit dem ortsansässigen Allgemeinarzt Dr. Reiner Saltin, beide nun im Ruhestand und Mitglieder des Kulturvereins, zusammengetan. Sie haben ein neues Hobby entdeckt, das mit Ruhe nicht viel gemein hat. Beide bilden quasi die Abteilung Bildstöcke, die sich aktiv um die Erhaltung, Reinigung und Renovierung dieser Denkmäler kümmert. Bisher haben sie fast alle Bildstöcke und Kreuze in den vier Ortsteilen gesäubert

*Abb. v.r.n.l.: Frau Doris Dürr, 1. Vorsitzende des Kulturvereins Wittighausen e.V., und der 1. Bundesvorsitzende Dr. Paul Beinhofer nach der Unterzeichnung der Beitrittsvereinbarung.
Photo: Alois Hornung.*



und saniert, wozu Anträge zur Sanierung beim Denkmalamt gestellt, aber auch eng mit Fachbetrieben zusammengearbeitet wird. Außerdem bezuschusst der Verein jede Privatperson, die Eigentümer eines Kleindenkmals ist, mit einem Geldbetrag, wenn er dieses sanieren möchte. Die Herren Dr. Saltin und Henneberger haben inzwischen vier Photobücher erstellt, die eine „vorher-nachher“-Dokumentation sowie die Beschreibung der Bildstücke umfassen. Für die Einreichung dieser Dokumentation und die Würdigung ihrer Arbeit hat der Verein am 9. Oktober dieses Jahres den Sonderpreis Kleindenkmal zum Kulturlandschaftspris 2019 vom Schwäbischen Heimatbund verliehen bekommen.

Erstellung einer Ortschronik

Leider scheiterte die Herausgabe einer Dorfchronik nach sieben Jahren Arbeit im Jahre 2008. Obwohl alle Recherchen schon (von Chronist Meinhold Lurz) zusammengetragen und eine Rohfassung fertiggestellt waren, konnte man sich bei verschiedenen Punkten nicht einigen. Daraufhin begann

2010 ein Mitglied des Vereins, der Grafikdesigner ist, mit der Planung verschiedener Hefte zu speziellen Themen. Mittlerweile liegen 32 dieser Wittighäuser Hefte vor. Auch wenn sich der Verein nicht mit diesen Arbeiten, die Eigenproduktionen von Herrn Edgar Braun sind, schmücken kann, unterstützten wir mit historischen Photos und Hintergrundwissen. Im Fall des Heftes „Bildstücke“ gewährten wir auch finanzielle Unterstützung.

Ebenfalls das Erstellen eines Kochbuchs mit alten und überlieferten Rezepten konnte abgeschlossen und zum Weihnachtsmarkt 2006 angeboten werden. In den Jahren 2010 und 2011 wurden Jahreskalender mit historischen Aufnahmen aus der Gemeinde gedruckt. 2018 hat Karl Endres, der Mitglied des Vereins ist und vor Jahren Mitautor der Chronik Poppenhausens war, ein Heft über die Pfarrkirche St. Martin in Poppenhausen initiiert.

Heimatpflege und Heimatkunde

2012 trafen sich die Vorstände des Kulturvereins mit dem Bürgermeister, um Gel-

der aus dem Leader-Programm für die Realisierung eines Bildstock- und Kapellenwanderweges zu beantragen, der noch im selben Jahr auf den Weg gebracht wurde. Bei der offiziellen Eröffnung des Weges am 11. Mai 2014 hielt Prof. Wolfgang Brückner im Dorfgemeinschaftshaus einen Einführungsvortrag über Bildstöcke.

Kulturelle Betätigungen

Regelmäßig finden durch den Verein Führungen statt, so z.B. durch die Sigismundkapelle mit „Schmankerln am Abend“ und begleitet von Liedern, die ein Mitglied des Vereins auf dem Dudelsack spielt, oder zur Keltenschanze mit „Schmankerln aus dem Wald“ (Bärlauchpesto) und Lagerfeuerromanik sowie Kirchenführungen in Poppenhausen bzw. Unterwittighausen. Auch eine Ausstellung in der Wartehalle des Bahnhofs zum Thema „150 Jahre Bahnhof Wittighausen“ wurde für zwei Wochenenden angeboten. Das zieht weitere Initiativen zum Bahnbau in den Orten entlang der Bahnstrecke nach sich.

Wir organisierten zudem verschiedene musikalische Auftritte in der Kirche. Der

St. Petersburger Knabenchor war zweimal unser Gast, ebenso die Chöre Inselmut und Viaticis. 2016 initiierte eine Dame aus dem Ort zusammen mit der 1. Vorsitzenden zwei Trachten-Nähkurse mit erneuerten Trachten des Ochsenfurter Gau es unter der Leitung von Gabriele Ilius, Würzburg. Des Weiteren organisierten wir selbst Ausstellungen mit historischen Fotos aus der Gemeinde (mit Kaffeenachmittag) und sind stets beim jährlichen Ferienprogramm der Gemeinde mit dabei. Ebenso beteiligen wir uns bei Veranstaltungen anderer Vereine. Durch gemeinsame Angebote zusammen mit dem Naturschutzbund und der Frauengemeinschaft wird seit neuestem der Versuch gestartet, mehr Interessierte an vielfältigeren Angeboten zu gewinnen. So veranstalteten wir z.B. kürzlich eine Kräuterwanderung zu Maria Himmelfahrt, denn der Kräuterbuschen gehört ja zu unserem Brauchtum.

Durch den nun erfolgten Eintritt beim FRANKENBUND wünscht sich der Verein ein gutes Miteinander von Gleichgesinnten und eine Erweiterung des Wissens in kultureller bzw. geschichtlicher Hinsicht.

Kerstin Haug-Zademack

Das neue FRANKENBUND-Mitglied „Tauberfränkische Heimatfreunde e.V.“ Tauberbischofsheim stellt sich vor

Unser Verein wurde im Jahre 1964 gegründet. Seine satzungsgemäße Hauptaufgabe ist die Betreuung des Tauberfränkischen Landschaftsmuseums im Kurmainzischen Schloss zu Tauberbischofsheim, das am 5. Juli 1970 unter Einbeziehung früherer

Sammlungen an verschiedenen anderen Orten eröffnet werden konnte. Das Haus hat ca. 1.000 Quadratmeter Fläche und beherbergt 20 Räume. Die Sammlungen repräsentieren die Siedlungsgeschichte von etwa 6.000 Jahren, von der Jungsteinzeit

Abb. v.r.n.l.: Frau Kerstin Haug-Zademack, 1. Vorsitzende der Tauberfränkischen Heimatfreunde e.V., und der 1. Bundesvorsitzende Dr. Paul Beinhofen nach der Unterzeichnung der Beitrittsvereinbarung.

Photo: Alois Hornung.



über die Alemannische und Karolingische Zeit bis zum 20. Jahrhundert. Der Schwerpunkt liegt auf der Wohnkultur und Arbeitswelt des tauberfränkischen Raumes von der beginnenden Neuzeit bis an die Schwelle unserer Zeit.

Das Museum wird rein ehrenamtlich geführt. Etwa 50 Vereinsmitglieder führen die Aufsicht während der Öffnungszeiten. Das Museum ist jedes Jahr von Palmsonntag bis einschließlich 1. November an den Werktagen außer Montag nachmittags und an Sonn- und Feiertagen vor- und nachmittags geöffnet. Dazu ist im sog. Limbachhaus in Rathausnähe eine kleine Dokumentation zur Stadtgeschichte sowie eine Stube zur Erinnerung an die ehemalige jüdische Bevölkerung der Stadt eingerichtet worden, die auf Anfrage besucht werden kann.

Regelmäßige Veranstaltungen des Vereins sind neben zwei Besichtigungsfahrten jährlich einige größere Vorträge zur Geschichte der Region sowie von Fall zu Fall die Ausrichtung von Ausstellungen im Jahresverlauf. Außerdem gibt es eine regelmäßige Ausstellung in der Adventszeit, die der Verein organisiert.

Eine kleine Gruppe von Vereinsmitgliedern hat in zehnjähriger kontinuierlicher Arbeit den Bestand des Museums mithilfe eines Inventarisierungsprogrammes aufgenommen und dabei etwa 5.000 Gegenstände bearbeitet. Ein weiterer Schwerpunkt der Arbeit ist es, schadhafte Gemälde oder Möbel fachgerecht restaurieren zu lassen.

Der Verein hat heute etwas über 200 Mitglieder. Seit März 2016 ist Kerstin Haug-Zademack die 1. Vorsitzende.

Keller, Wilhelm Otto: **650 Jahre Messerecht. Messen und Märkte in Miltenberg.** Miltenberg [Mainlanddruck Paul Zöller] 2017, 159 S., zahlr. Karten u. Abb.

Mit der Persönlichkeit des Erzbischofs Gerlach von Nassau (1322–1371) verbindet sich der zielstrebige und beharrliche Ausbau der Machtposition des Erzstiftes Mainz im territorialen Gefüge des spätmittelalterlichen Reiches. Als treuer Parteigänger Kaiser Karls IV., der seinem Reichserzkanzler 1356 in der Goldenen Bulle die Leitung der Königswahl und das ausschlaggebende Letztstimmenrecht bestätigte, erkannte er die wirtschaftlichen Chancen für die Gebiete des ehemaligen Oberstiftes Mainz, die sich aus der geographischen Lage als Durchgangsland für die Frankfurter Messewaren ergaben.

Die auf seinen Vorschlag hin ergangene Verleihung des Messerechtes für die kurmainzische Amtsstadt Miltenberg durch Kaiser Karl VI. im Jahre 1367 gehört zu den zukunftsweisenden und bis heute wirkungsmächtigen Entscheidungen des Landesherrn. Die vorliegende, reich bebilderte Abhandlung, die die Geschichte der Messen und Märkte Miltenbergs bis in die Gegenwart nachzeichnet, berücksichtigt jedoch

nur ansatzweise den Kontext einer ambitionierten landesherrlichen Wirtschaftspolitik. So waren es neben den Messen und Märkten vor allem das Stapelrecht (1367/1368) und die Mainzölle, die die aufstrebende Stadt zu einem wichtigen Faktor im Rahmen der Mainzer Staatsfinanzen machten und den „*kometenhaften Aufstieg*“ (S. 14) begünstigten.

Mit viel Liebe zum Detail und unter Heranziehung zahlreicher archivalischer Quellen skizziert der Verfasser die Entwicklung der Miltenberger Jahrmärkte und des Wochenmarktes sowie die verschiedenen Anläufe 1928 und 1947, die letztlich zur Etablierung der Michaelismesse als dem größten Volksfest am bayerischen Untermain führten. Die erhebliche Erweiterung der Messe und ihre Kombination aus Wirtschaft und Vergnügungsplatz sind wesentliche Faktoren dieser Erfolgsgeschichte. Vor diesem Hintergrund ist ein überaus anregendes, lesenswertes und informatives Büchlein entstanden, das als ein gelungener Beitrag zur Feier des 650. Jahresstages bewertet werden sollte und das zugleich das historische Bewusstsein schärft, indem es auf die Anfänge im 14. Jahrhundert verweist.

Johannes Schellakowsky

The advertisement features a graphic of a pie chart divided into three colored segments: light blue, pink, and yellow. The yellow segment contains the slogan "Wir drucken alles für Sie!" (We print everything for you!). Below the graphic, the company's address is listed: Heissenbergstraße 3, 97076 Würzburg. To the right, contact information is provided: Telefon 09 31/2 76 24 and Telefax 09 31/2 76 25. Further to the right, the email address info@halbigdruck.de and the website www.halbigdruck.de are listed. The logo for halbigdruck consists of the word "halbigdruck" in a bold, lowercase sans-serif font, followed by "offset" and "digital" in a smaller font, with a small graphic element between them. Below this, the logo for EGLMAIER VERLAG is shown, featuring the word "EGLMAIER" in a stylized, blocky font above "VERLAG". Text below the logo reads "Fachverlag für Handel Behörden und Industrie".

Bernhard Wickl

Nachruf auf Bundesfreund Hans Wörlein (1932–2019)

Mit Bundesfreund Hans Wörlein hat nicht nur die Gruppe Nürnberg, sondern der gesamte FRANKENBUND am 11. September 2019 ein hochgeachtetes Mitglied, einen überall geschätzten Gesprächspartner, einen treuen Freund und einen liebenswürdigen Menschen verloren. Wir alle werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Geboren wurde Hans Wörlein am 3. Juni 1932 in Fürth, wo er auch die Oberrealschule besuchte und 1951 sein Abitur ablegte. Schon sein Kunstlehrer am Gymnasium, Wilhelm Funk, lenkte das Interesse des Schülers Hans Wörlein auf fränkische Geschichte und Kunst. Damit war der Grundstein gelegt für die bis zu seinem Lebensende andauernde Beschäftigung des Verstorbenen mit diesen Themen. Neben dem Studium der Pharmazie an der Universität Erlangen besuchte Hans Wörlein das von Professor Dr. Fritz Fichtner (1890–1969) geleitete Seminar für Christliche Kunst und Archäologie, wo er sein Wissen über die fränkische Heimat immer weiter vertiefte.

Anlässlich einer Besichtigung der Plassenburg, bei der sich Hans Wörlein als sachkundiger Fremdenführer erwies, kam der Kontakt mit dem FRANKENBUND zustande, dem er schließlich am 1. Januar 1959 beitrat. Ab 1974 war er Vorsitzender der Gruppe Nürnberg-Erlangen, als Bezirksvorsitzender von Mittelfranken lange Zeit auch Mitglied der Bundesleitung. In all den Jahren hat Hans Wörlein für den gesamten FRANKENBUND und ganz besonders natürlich für die Gruppe Nürnberg Herausragendes geleistet und sich höchste Verdienste erworben.

Ein Wort des tief empfundenen Dankes an Frau Inge Wörlein darf an dieser Stelle nicht fehlen. Durch ihre tatkräftige Betreuung und ihre liebevolle Fürsorge ermöglichte sie es ihrem Mann, auch dann noch am Vereinsleben teilzunehmen, als seine Kräfte bereits schwanden. So konnte er noch im Juni 2019 im Rollstuhl bei einer Führung im Neuen Museum Nürnberg anlässlich des Bauhausjubiläums dabei sein.

Nachruf

Die Gruppe Nürnberg des Frankenbundes e.V. trauert um ihren Ehrenvorsitzenden

Hans Wörlein

1932 – 2019

der Jahrzehntelang als Vorsitzender unsere Frankenbundgruppe geprägt hat. Mit seinem umfangreichen Wissen und seiner liebenswürdigen Art konnte er viele Menschen für fränkische Kunst, Kultur und unseren Verein begeistern. Sein Tod reißt eine kaum zu schließende Lücke, und wir können nur versuchen, unsere Arbeit für den Frankenbund in seinem Sinne fortzuführen.

Wir werden Hans Wörlein nicht vergessen.

Unser tiefes Mitgefühl gilt seinen Angehörigen.

Für die Gruppe Nürnberg des Frankenbundes e.V.

Dr. Bernhard Wickl
1. Vorsitzender



Wilfrid Muscat
Kassenwart

Peter A. Süß

Die Gruppe Würzburg trauert um Gertrud Endres

Nach längerer Krankheit, aber dennoch überraschend ist am 12. November 2019 Frau Gertrud Endres, die langjährige Stellvertretende Schatzmeisterin der Würzburger Gruppe des FRANKENBUNDES, im Alter von 75 Jahren verstorben. Gertrud Endres erblickte am 7. März 1944 in Würzburg das Licht der Welt und war nach ihrer Ausbildung zur Industriekauffrau bei der alteingesessenen Würzburger Stahl- und Maschinenbaufirma Noell tätig, wo sie auch ihren späteren Gatten kennenlernte. Im Jahr 1993 fand sie zusammen mit ihrem leider bereits 2008 verstorbenen Gatten Walter den Weg in die Reihen des FRANKENBUNDES. 2003 erklärte sich das Ehepaar bereit, im Rahmen der Vorstandschaft der Würzburger Gruppe Verantwortung zu übernehmen: Walter Endres s.A. übernahm die Aufgabe des 1. und seine Gattin die Position des 2. Schatzmeisters.



Zum Wohle der Würzburger FRANKENBUND-Gruppe übte Gertrud Endres diese Funktion auch nach dem Verlust ihres Mannes bis zu ihrem eigenen Hinscheiden, mithin über 16 Jahre lang, äußerst tatkräftig, umsichtig und gewissenhaft aus. Unermüdlich und gründlich kümmerte sich Frau Endres um ihre Aufgaben als 2. Schatzmeister. Dabei nahm sie stets sich nicht selbst wichtig und wirkte lieber im Hintergrund in der Stille. Dank ihrer wertvollen Tätigkeit kann die Gruppe Würzburg ihre Arbeit nicht nur auf wohlgeordnete Finanzen gründen, sondern besitzt auch einige Rücklagen, die der Gruppe regelmäßige Kulturfördermaßnahmen erlauben.

Neben ihrer Tätigkeit als Kassier, die vor allem in der akribisch-genauen Buchhaltung und Führung der Mitgliederliste lag, übernahm Gertrud Endres im Rahmen des Vorstandes aber auch manche organisatorische Aufgabe, wenn sie Interessierte mit dem Programm des FRANKENBUNDES versorgte, Anmeldelisten führte, telefonische Auskünfte erteilte und in den Urlaubszeiten sogar regelmäßig in der Bundesgeschäftsstelle aushalf.

Als kleines äußeres Zeichen der Dankbarkeit für ihre langjährige Treue unserer Vereinigung gegenüber konnten wir ihr anlässlich der Barbarafeier 2018 das goldene Bundesabzeichen des FRANKENBUNDES für 25-jährige Mitgliedschaft ans Revers heften. Mit Gertrud Endres verliert die Würzburger FRANKENBUND-Gruppe aber nicht nur eine engagierte und verlässliche Mitsstreiterin für die fränkische Sache, deren Fehlen bei der Vorstandarbeit schmerzlich zu spüren sein wird. Vielmehr ist durch ihren Tod auch eine freundliche und herzensgute Person von uns gegangen, die bei vielen Gelegenheiten Zeugnis von ihrer feinen Art, ihrer Menschlichkeit und Bescheidenheit abgelegt hat. Ihren Sachverstand, ihre ruhige, überaus pflichtbewusste Art, aber auch ihre angenehme Gesellschaft werden wir bei unseren Sitzungen, Vorstandstreffen und Veranstaltungen sehr vermissen. Ihrer Familie gilt unser ganzes Mitgefühl und uns die selbstverständliche Pflicht, ihr Andenken in Ehren zu bewahren.

Bericht über den 90. Bundestag des FRANKENBUNDES am 19. Oktober 2019 in Marktbreit

Bei ruhigem, aber leider trübem Herbstwetter traf sich der FRANKENBUND am 19. Oktober 2019 in Marktbreit am Main zum 90. Bundestag. Die Gruppe Marktbreit/Ochsenfurt unter ihrem engagierten Vorsitzenden, Bundesfreund Peter Wesselowsky, hatte die Veranstaltung, die in der Diele des Marktbreiter Rathauses stattfand, zusammen mit der Bundesgeschäftsführerin organisiert. Nach dem üblichen Begrüßungsfrühstück begann der vormittägliche Festakt, dessen große Besucherschar nur wenige Plätze auf der Rathausdiele frei ließ. Die musikalische Umrahmung der Veranstaltung übernahm ein Trio aus Mitgliedern der örtlichen Gruppe, das aus Karin Winkler (Flöte), Werner Rosenberger (Klavier) sowie Herbert Reusch (Violine) bestand und Werke von Arcangelo Corelli bzw. Georg Philipp Telemann musizierte.



Abb. 1: Blick in die Marktbreiter Rathausdiele während der Festversammlung des 90. Bundestages.

Photo: Alois Hornung.



Abb. 2: Ein aus Mitgliedern der Gruppe Marktbreit/Ochsenfurt bestehendes Trio umrahmte den Festakt musikalisch.

Photo: Alois Hornung.



Abb. 3: 2. Bürgermeister Biebelriether bei seinem Grußwort an den Bundestag.

Photo: Alois Hornung.

Der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Regierungspräsident a.D. Dr. Paul Beinhofer, begrüßte die zahlreich zum Bundestag erschienenen Gäste herzlich, darunter vor allem den 2. Bürgermeister der Stadt Marktbreit Herbert Biebelriether, der den verhinderten 1. Bürgermeister Erich Hegwein vertrat. Er bedankte sich für die Gastfreundschaft und brachte seine Freude über die großzügige kostenlose Bereitstellung der Rathausdiele sowie die Einladung zu den nachmittäglichen Führungen in Marktbreit zum Ausdruck. Dr. Beinhofer stellte in seiner Ansprache die zentrale Bedeutung der ehrenamtlichen Tätigkeit heraus und unterstrich, dass der FRANKENBUND seine Aufgabe hier als Bewahrer und auch Antreiber sehe. In seinem Grußwort hieß der 2. Bürgermeister Biebelriether die Gäste herzlich in den Mauern seiner Stadt willkommen und wies darauf hin, dass der FRANKENBUND in geradezu vorbildlicher Weise die Forderung Golo Manns umsetze, kulturelle Werte müssten gelebt und bewusst gemacht werden.

An das Grußwort schloss sich der Festvortrag von Dr. Hans-Ludwig Oertel (Marktbreit, früherer Akademischer Direktor am Institut für Klassische Philologie der Universität Würzburg) zum Thema: „*Porta et Corda. Die Erbhuldigung 1745 in Bildtafeln im Rathaus zu Marktbreit*“ an. Darin beschrieb er die aus Anlass der Erbhuldigung an den Fürsten Joseph I. Adam von Schwarzenberg im Jahr 1745 geschaffenen Gemälde: Die damals zu seinem pompös inszenierten Besuch in Marktbreit entstanden Bilder zieren heute die Wände der Rathausdiele, auf der die Festveranstaltung stattfand. Er berichtete nicht nur von den aufwendigen Huldigungsfeierlichkeiten zu Ehren des Marktbreiter Landesherrn, sondern ging vor allem auf die symbolisch-emblematischen Darstellungen und lateinisch-deutschen Inschriften auf den Tafeln ein.

Ein weiterer Höhepunkt des 90. Bundestages war anschließend die Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES für das Jahr 2019 an den Bamberger Ortsnamenkundler Dr. Joachim Andraschke, dessen Verdienste in der Forschung und als populärer Wissenschaftsvermittler der 1. Bundesvorsitzende besonders betonte. Die Laudatio auf den Preisträger, die hier im Anschluss abgedruckt ist, hielt der 2. Bürgermeister der Stadt Bamberg, Dr. Christian Lange. Unser neuer Kulturpreisträger bedankte sich mit herzlichen Worten für die Ehrung.

Daran anschließend wurde Bundesfreund Josef Huthöfer von Herrn Dr. Beinhofer für sein langjähriges Engagement in der Gruppe Bad Neustadt des FRANKENBUNDES



Abb. 4: Dr. Hans-Ludwig Oertel bei seiner Festansprache.

Photo: Alois Hornung.

Stadtführung, die den Delegierten die wichtigsten Sehenswürdigkeiten Marktbreits näherbrachte. Unter anderem konnten wir das Innere des berühmten Mainkranes besichtigen und sogar dessen hölzerne Räderwerk in Bewegung setzen. Für die Nicht-Delegierten wurde während der Dauer der anschließenden Tagung auch eine Führung durch das Museum Malerwinkelhaus angeboten.

Um 15.00 Uhr begann dann die Delegiertenversammlung des 90. Bundestags des FRANKENBUNDES in der Rathausdiele. Der 1. Bundesvorsitzende Dr. Beinhofer gab zunächst den Jahresbericht der Bundesleitung für 2018 ab. Anschließend legte Schatzmeister Peter Feuerbach den Kassenbericht vor, dem der Kassenprüfungsbericht folgte. Alle Berichte wurden zustimmend zur Kenntnis genommen, so dass die Bundesleitung einstimmig entlastet werden konnte.

Nun erfolgte die Neuwahl der Bundesleitung, bei der die Posten des Stellvertretenden Schriftleiters (Frau Dr. Friedrich sollte wegen ihrer vielfältigen anderen Aufgaben entlastet werden) sowie des Stellvertretenden Bezirksvorsitzenden für Oberfranken (Herr Porsch stellte sich aus Zeitgründen nicht mehr zur Wahl) neu zu besetzen waren. Für Frau Dr. Friedrich rückte Herr Johannes Schellakowsky M.A. (Würzburg) und für Herrn Porsch Herr Wilhelm Scholz (Baunach) in die Bundesleitung des FRANKENBUNDES nach. Auch zwei neue Kassenprüfende Gruppen waren nach dem Rückzug der bisherigen Funktionsträger zu wählen. Als Kassenprüfende Gruppen wurden Würzburg und

mit dem Silbernen Bundesabzeichen geehrt. Er ist bereits seit 1971 Mitglied unseres Vereins, fungierte von 1977 bis 1981 als 2. Vorsitzender der Gruppe und parallel dazu auch als Kassier, was er bis 2019 – mithin über 40 Jahre lang – ausübte. Außerdem hat er die Gruppe Bad Neustadt regelmäßig als Delegierter auf unseren Bundestagen vertreten.

In seinem Schlusswort ließ schließlich der stellvertretende Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES Siegfried Stengel, der den leider erkrankten 2. Bundesvorsitzenden Prof. Dr. Werner K. Blessing in dieser Aufgabe vertrat, die gesamte Festveranstaltung noch einmal Revue passieren. Er wünschte mit der gesamten Festversammlung Professor Blessing eine gute Besserung und bedankte sich nochmals für die gute Vorbereitung bei der Gruppe Marktbreit/Ochsenfurt und ihrem Vorsitzenden Peter Wesselowsky.

Nach dem Festakt begaben sich alle Teilnehmer in das in der Bahnhofstraße gelegene Gasthaus „Michels Stern“, um gemeinsam das Mittagessen einzunehmen. Dort begann dann nach Tisch eine gemeinsame



Abb. 5: Bundesfreund Josef Huthöfer (r.) aus Bad Neustadt/Saale erhielt das Silberne Bundesabzeichen für besondere Verdienste um seine Gruppe aus der Hand des 1. Bundesvorsitzenden.

Photo: Alois Hornung.

der Historische Verein Schweinfurt gewählt. Um nicht ganz auf die Expertise von Frau Dr. Friedrich verzichten zu müssen, wurde sie als Vertreterin der Gruppen in die neue Bundesleitung berufen. Alle anderen Positionen werden weiterhin von den bisherigen Inhabern ausgefüllt. Die Wahl aller Amtsträger erfolgte einstimmig.

Unter Tagesordnungspunkt 6 stand schließlich die Aufnahme zweier neuer Vereine in unseren Bund an: Aus der Region Tauberfranken wünschten der „Kulturverein Wittighausen e.V.“ sowie die „Tauberfränkischen Heimatfreunde Tauberbischofsheim e.V.“, dem FRANKENBUND als selbständige Gruppe beizutreten. Die beiden 1. Vorsitzenden der Vereine, Frau Doris Dürr (Wittighausen) und Frau Kerstin Haug-Zademack (Tauberbischofsheim), stellten den Delegierten ihre beiden Gruppierungen ansprechend vor. Das darin bezeugte beachtliche Engagement der neu aufzunehmenden Vereine, dem großer Respekt und Anerkennung zu zollen sind, erschien dem Bundestag mehr als lobenswert. (In diesem Heft können die beiden Präsentationen unter der Rubrik „Aktuelles“ nachgelesen werden.) Die Delegierten verliehen ihrer Wertschätzung



Abb. 6: Die Delegierten wurden durch Marktbreit geführt.

Photo: Alois Hornung.

Abb. 7: Die Bundesleitung auf der Delegiertenversammlung des 90. Bundestages.

Photo: Alois Hornung.



Ausdruck, indem sie den Aufnahmegesuchen in der folgenden Abstimmung einstimmig stattgaben. So konnten die Vorsitzenden den jeweiligen Aufnahmektakt rechtlich verbindlich durch ihre Unterschriften unter den Beitrittsvertrag vollziehen.

Die Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen gab sodann einen Überblick über die Veranstaltungen des Gesamtbundes im kommenden Jahr: Am 21. März 2020 veranstalten wir die 73. Bundesbeiratstagung – wahrscheinlich in Aschaffenburg – als interne Fortbildungstagung der Gruppenvorsitzenden und der Bundesleitung. Am 9. Mai 2020 soll eine Orgelwanderung von Stegaurach nach Bamberg und zurück führen. Dabei werden ein Orgelkonzert im Bamberger Dom besucht und die Stegauracher Orgel vorgeführt. Vom 17. Juli bis zum 18. Oktober 2020 wird unsere, aus sechs Modulen bestehende Jubiläumsausstellung „Franken um 1920“ zunächst im Würzburger „Museum für Franken“ stattfinden. Diese Ausstellung wandert dann vom 21. November 2020 bis zum 28. Januar 2021 in das Landratsamt Bamberg. Die mittlerweile gut eingeführte Oberfränkische Regionalfahrt soll am 19. September 2020 von Bamberg nach Werneck, zur Erdunkstelle Fuchsstadt und zur Musikakademie Hamelnburg sowie nach Bad Kissingen führen. Unter dem Datum des 10. Oktober 2020 ist unsere Jubiläumsfeier zum hundertjährigen Bestehen des FRANKENBUNDES in der Schönbornhalle des „Museums für Franken“ geplant. Anschließend wird die Bayerische Staatsregierung zu einem Staatsempfang einladen. Wegen der begrenzten Sitzplatzkapazität wird eine vorherige Anmeldung erforderlich sein. Für den 7. November 2020 ist der 9. Fränkische Thementag zum Thema „Bildstücke in Franken“ (in Werneck und im Fränkischen Bildstockzentrum Egenhausen) angesetzt. Der 91. Bundestag des FRANKENBUNDES soll schließlich am 21. November 2020 im Landratsamt Bamberg/Oberfranken organisiert werden. Wegen der zahlreichen anderen Veranstaltungen im Jubiläumsjahr wird es keine unterfränkische Regionalfahrt auf dem Main geben.

Außerdem berichtete die Bundesgeschäftsführerin von der mittlerweile begonnenen Neukonzeption des Internet-Auftritts des FRANKENBUNDES. Zum einen konnten passende Mitarbeiter sowohl für die inhaltlich-graphische als auch die technisch-prakti-

sche Umsetzung der Seite gefunden werden. Einige Details der Planungen und ein erster Zeitplan wurden dem Bundestag vorgestellt.

Unter dem Tagesordnungspunkt Verschiedenes wurde das Wort nicht gewünscht. Da am Ende der Beratungen auch keine Anträge oder Wünsche an die Delegiertenversammlung vorlagen, konnte sich der 1. Bundesvorsitzende zum Schluss bei allen Delegierten und der gesamten Bundesleitung für ihr Erscheinen sowie den erfolgreichen Verlauf der Beratungen bedanken und den 90. Bundestag des FRANKENBUNDES schließen. PAS

Christian Lange

**Laudatio auf Herrn Dr. Joachim Andraschke anlässlich
der Kulturpreisverleihung des FRANKENBUNDES
am 19. Oktober 2019 in Marktbreit**

Was haben die Kinder und Jugendlichen eigentlich zu Zeiten gemacht, in denen es noch keine Handys und Tablet-PCs gab? Richtig: Sie haben gelesen!

Und genau so ist der in diesem Jahr zu ehrende Heimatkundler im Kern auch zu seiner Berufung gekommen. Ein Buch über die frühe Geschichte der Deutschen fesselte ihn und zog ihn thematisch so in seinen Bann, dass ihn die Faszination dieses Themas nicht mehr losließ.

Seit seiner Jugendzeit eignete sich Joachim Andraschke vielfältige Kenntnisse an – zu nennen sind insbesondere die fränkische Landeskunde und die deutsche Geschichte, aber eben auch die Namenskunde und Archäologie. Von daher war es nur konsequent, dass er an der Otto-Friedrich-Universität in Bamberg ein Studium der Geschichte aufnahm, konkret der mittelalterlichen Geschichte beim unvergessenen Prof. Dr. Gerd Zimmermann (1924–2013), der vielen von Ihnen sicher als Vorsitzender des Historischen Vereins Bamberg noch in guter Erinnerung ist. Zu seinen Studienfächern gehörten aber auch die Neuere/Neueste Geschichte und die ältere deutsche Sprachwissenschaft. Ziel war der Magister-Abschluss sowie das Staatsexamen für das Lehramt für Geschichte und Deutsch am Gymnasium.

Daneben besuchte Joachim Andraschke – dies war damals aufgrund völlig anderer Studienordnungen noch möglich – Seminare und Übungen in den Fächern Volkskunde, Geographie und Archäologie. Bereits während des Studiums war er für das Haus der Bayerischen Geschichte und ein dort angesiedeltes Flurnamenprojekt tätig und transkribierte darüber hinaus ein umfangreiches Lehenbuch von 1468 im Auftrag eines Professors, weil er sich bereits im Studium umfangreiche paläographische Kenntnisse vom Mittelalter bis in die neueste Zeit und damit im wahrsten Sinne des Wortes Schlüsselqualifikationen angeeignet hatte, ohne die archivalische Quellen überhaupt nicht erschlossen und als Bausteine für Aussagen über die Vergangenheit verwendet werden können.

Das Thema seiner Magisterarbeit waren Wüstungen in Oberfranken – und hier liegt nun sein eigentlicher Forschungsschwerpunkt: die fränkische Namenskunde, die Ono-

mastik, also die Beschäftigung mit der Bedeutung, Herkunft und Verbreitung von Eigennamen, von Personennamen und Ortsnamen. Auf diesem Feld machte sich Andraschke einen Namen. Diesem Thema blieb er verbunden und wurde 2015 mit einer Dissertation „Die germanisch-frühdeutschen Ortsnamen des Regnitz- und Obermaingebietes“ bei Rolf Bergmann mit der Note „magna cum laude“ in Bamberg promoviert.

Von seinem Doktorvater Rolf Bergmann, der im Jahre 1977 als Ordentlicher Professor für deutsche Sprachwissenschaft und ältere deutsche Literatur an die Universität Bamberg berufen wurde und sich hier insbesondere mit den Gebieten des Althochdeutschen, des Geistlichen Dramas, der Namensforschung und der Sprachgeschichte beschäftigte, stammte sicher die Begeisterung Joachim Andraschkes für die Namensforschung. Ihr blieb er in seinen bisherigen Arbeiten und in seinen auch von ihm selbst projektierten Vorhaben für künftige Forschungen, die vielleicht wiederum Neuland betreten werden, stets treu.

À propos Neuland: der Text eines vor wenigen Jahren populären Songs des Liedermachers Heinz Rudolf Kunze *Eigene Wege sind schwer zu beschreiben, sie entstehen ja erst beim Gehen* trifft auf Andraschke sicher in besonderem Maße zu. Nicht immer waren und sind seine Ansätze im Einklang mit den gerade auf diesem Gebiet der Namensforschung etablierten vermeintlichen oder auch tatsächlichen Größen, die sich immer wieder in Kritik an seinen Ansätzen übten.

Aber Wissenschaft lebt von der dis-putatio, dem in verschiedene Richtungen gewandten Denken, dem Äußern dieser Gedanken in der fachwissenschaftlichen Öffentlichkeit und dem auch kontroversen Erörtern und sich aneinander Reiben im wissenschaftlichen Wettstreit, anders ausgedrückt von der Vielfalt und sicher auch vom Aufeinanderprallen der Meinungen. Nur so ist Fortschritt statt Gleichklang, nur so Entwicklung in neue Richtungen möglich. Gerade dazu leistet Joachim Andraschke seit vielen Jahren einen wichtigen Beitrag, wofür ihm zu Recht die heute zu verleihende Ehrung gebührt. In diesem positiven Sinne ist Joachim Andraschke ein wahres „Trüffelschwein“, das Quellen und Informationen findet, zusammenträgt und erklärt.

In der Vergangenheit war er in einem von mir selbst zum Druck gebrachten Forschungsprojekt an der Universität Bamberg (Missionierung und Christianisierung im



Abb. 1 (v.l.n.r.): Stellvertretender Bundesvorsitzender Siegfried Stengel, Dr. Joachim Andraschke und Dr. Christian Lange, 2. Bürgermeister der Stadt Bamberg.

Photo: Alois Hornung.

Bamberger Bistumsgebiet) eingebunden. Zwei Jahre lang arbeitete er als wissenschaftlicher Angestellter im Archiv des Erzbistums Bamberg, erstellte als Auftragsarbeit eine Chronik für die Gemeinde Priesendorf (Lkr. Bamberg) sowie eine Festschrift für die Marktgemeinde Eggolsheim (Lkr. Forchheim). Dabei habe ich ihn als einen immer fleißigen, findigen und mit viel Ideenreichtum sowie Kreativität vorgehenden Heimatkundler kennengelernt, mit dem zusammenzuarbeiten, viel Freude bereitet hat.

Im Rahmen von Werkverträgen arbeitete Joachim Andraschke an Orts- und Flurnamenbüchern, aber auch zu wirtschaftsgeschichtlichen Themen an Transkriptionsarbeiten von Ego-Dokumenten, an Häuser- und Familienchroniken und auch immer wieder als Referent beim Historischen Verein und bei Volkshochschulen. Er selbst ist in zahlreichen Vereinen Mitglied, natürlich beim FRANKENBUND, aber auch beim Historischen Verein Bamberg, dem Colloquium Historicum Wirsbergense, dem Historischen Verein Landkreis Haßberge e.V., dem Verband für Archäologie in Bayern, dem Freundeskreis Haus der Bayerischen Geschichte sowie dem Fränkische Schweiz Verein.

Last, but not least sei seine ehrenamtliche Tätigkeit als Mitarbeiter der Bodendenkmalpflege (Abteilung Archäologie) erwähnt. Andraschke hat bislang ein beeindruckendes Werk vorgelegt mit insgesamt 49 Titeln, die angefangen bei Aufsätzen über Katalogbeiträge bis hin zu selbständig erschienenen Schriften reichen. Zudem machte er als selbstständiger Historiker immer wieder von sich reden und betreibt unter der Bezeichnung „Nomina franconica“ das Institut für ostfränkische Namenforschung, Genealogie und Landeskunde. Es ist ihm ein Anliegen, seine Erkenntnisse in Vorträgen, Diskussionen und Workshops allgemeinverständlich vorzutragen und damit Begeisterung für die fränkische Geschichte zu wecken.

Mit dem Kulturpreis des FRANKENBUNDES soll also heute eine Person ausgezeichnet werden, die sich intensiv mit der fränkischen Geschichte auseinandergesetzt hat und weiter beschäftigt. Der zu Ehrende versteht es, durch Vorträge, Exkursionen und Begehungen seine wissenschaftlichen Erkenntnisse in ganz Franken vorzustellen. Dadurch trägt er zur fränkischen Landeskunde bei und begeistert Fränkinnen und Franken immer wieder auf's Neue für ihre eigene Heimat und deren Vergangenheit. Ich gratuliere dem FRANKENBUND daher zu seiner Entscheidung, den Kulturpreis des Jahres 2019 an Herrn Dr. Joachim Andraschke zu vergeben!



Abb. 2 (v.l.n.r.): Der 1. Bundesvorsitzende Dr. Paul Beinhofer übergibt den Kulturpreis des FRANKENBUNDES 2019 an Dr. Joachim Andraschke, Bamberg. Photo: Alois Hornung.

Wechsel in der stellvertretenden Schriftleitung der Zeitschrift „FRANKENLAND“

Im Rahmen des 90. Bundesstages des Frankenbundes am 19. Oktober 2019 in Marktbreit wurde Herr Johannes Schellakowsky M.A. von der Delegiertenversammlung als Nachfolger von Dr. Verena Friedrich zum stellvertretenden Schriftleiter der Zeitschrift „FRANKENLAND“ gewählt. Der 1. Bundesvorsitzende, Regierungspräsident a.D. Dr. Paul Beinhofer, dankte Frau Dr. Friedrich, der Vorsitzenden der Gruppe Würzburg, für ihr langjähriges Engagement als stellvertretende Schriftleiterin der Zeitschrift und für die ausgezeichnete Zusammenarbeit mit dem Schriftleiter. Zum Nachfolger wählten die Delegierten den gebürtigen Würzburger Johannes Schellakowsky M.A., der seit 2017 Beisitzer im Vorstand der Gruppe Würzburg ist.

Herr Schellakowsky studierte in Würzburg die Fächer Geschichte, Germanistik und Anglistik und schloss sein Studium 1992 mit dem Magister Artium ab. Nach beruflichen Stationen an der Universität Würzburg, dem Hessischen Landtag, dem Hessischen Ministerium der Finanzen und dem Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst ist er seit 2019 in der Hessischen Staatskanzlei tätig. Darüber hinaus hat Herr Schellakowsky einen Lehrauftrag im „English Language Programme“ der Philosophischen Fakultät der Universität Würzburg. Zu seinen Interessens- und Arbeitsgebieten gehören die Geschichte der Frühen Neuzeit, insbesondere die Adels- und Ständegeschichte, die Bildungs- und Universitätsgeschichte, die Geschichte Brandenburg-Preußens und seiner Provinzen sowie die Geschichte Würzburgs und Frankens. Seit 2012 ist er u.a. Mitherausgeber des Jahrbuchs für Schlesische Kultur und Geschichte und kann umfassende Erfahrung im Bereich der redaktionellen Arbeiten und der Herausgeberschaft von Publikationen vorweisen.

Die Bundesleitung heißt Herrn Schellakowsky herzlich in ihren Reihen willkommen und hofft auf viele Ideen zur Weiterentwicklung unseres Vereines für fränkische Landeskunde und Kulturpflege. Auch der Schriftleiter freut sich sehr auf eine gute, vertrauliche Zusammenarbeit mit seinem neuen Stellvertreter und auf viele Anregungen für die Zeitschrift!



Abb.: Der neue stellvertretende Schriftleiter Johannes Schellakowsky M.A. neben seiner Vorgängerin Dr. Verena Friedrich M.A. auf der Delegiertenversammlung des 90. Bundesstages.

Photo: Alois Hornung.

Der Terminkalender des Gesamtbundes für das Jahr 2020

Neben den Kulturprogrammen unserer Gruppen vor Ort bietet der FRANKENBUND überregionale Veranstaltungen an; im Mittelpunkt des kommenden Jahres stehen Veranstaltungen zum 100-jährigen Bestehen des FRANKENBUNDES:

21. März: **Bundesbeiratstagung** – eine interne Fortbildungstagung für die Gruppenvorsitzenden und die Bundesleitung
9. Mai: **Orgelwanderung** von Stegaurach nach Bamberg und zurück mit Orgelkonzert im Bamberger Dom und Vorführung der Orgel in der Stegauracher Pfarrkirche
5. Juli: **Tag der Franken** in Haßfurt
17. Juli – 18. Oktober: **Jubiläumsausstellung** „Franken um 1920“ im Museum für Franken/Würzburg
19. September: **Oberfränkische Regionalfahrt:** Werneck–Erdfunkstelle–Musikakademie Hammelburg–Bad Kissingen; Abfahrt in Bamberg
10. Oktober: **Jubiläumsfeier** mit Festakt und Staatsempfang ab 18 Uhr in der Schönbornhalle – Museum für Franken/Würzburg
Wg. begrenzter Sitzplatzkapazität ist eine vorherige Anmeldung in der Bundesgeschäftsstelle erforderlich.
7. November: **9. Fränkischer Thementag:** Bildstöcke in Franken (Arbeitstitel) in Werneck und im Fränkischen Bildstockzentrum Egenhausen
21. November **91. Bundestag** im Landratsamt Bamberg
21. November – 28. Januar 2021: **Jubiläumsausstellung** im Landratsamt Bamberg

Im Jahr 2020 fällt die **Mainschiffahrt** aus!

Weitere Informationen zu den einzelnen Veranstaltungen finden Sie demnächst im FRANKENLAND. Für Fragen steht die Bundesgeschäftsstelle unter: 0931-5 67 12 oder per E-Mail unter: info@frankenbund.de bereit!

INHALT

Zu diesem Heft	3*
„Volksmusik in Franken heute“	5*
<i>Kilian Moritz</i> Volksmusik in Franken heute – Eine Bestandsaufnahme	6*
<i>Manfred Ländner</i> Vom Gerchla bis zu sinfonischer Blasmusik	30*
<i>Friedhelm Brusniak</i> Chormusik in Franken und multikulturelle Identität	35*
<i>Peter Näder</i> MAINPOP: Die Populärmusikförderung des Bezirkes Unterfranken	47*
<i>Stefanie Zachmeier</i> Das Volk und die Volksmusik – eine gestörte Beziehung? Anregungen für eine Paartherapie	52*
<i>Eberhard Schellenberger</i> Volksmusik und das Leben der Menschen von heute – aus der Sicht eines Journalisten	61*
<i>Werner Aumüller</i> On Air! – Von der Studio-Aufnahme bis zur Radio-Sendung	64*
Bücher zu fränkischen Themen	67*

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Finanzen und Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Werner Aumüller	Bayerischer Rundfunk (BR Heimat-Studio Franken) Wallensteinstraße 117, 90431 Nürnberg werner.aumueller@br.de
Prof. Dr. Friedhelm Brusniak	Ordentlicher Professor und Lehrstuhlinhaber für Musikpädagogik an der Universität Würzburg i.R. Präsident des Fränkischen Sängerbundes Fränkischer Sängerbund e.V. Bahnhofstraße 30, 96450 Coburg friedhelm.brusniak@uni-wuerzburg.de
Prof. Dr. Stefan Kummer	em. Inhaber des Lehrstuhls für mittlere und neuere Kunstgeschichte der Universität Würzburg Dubliner Straße 82 b, 97084 Würzburg stefan.kummer@uni-wuerzburg.de
Manfred Ländner	MdL, Präsident des Nordbayerischen Musikbundes Schwarze Äcker 85, 97273 Kürnach buero@mdl-laendner.de
Prof. Kilian Moritz, LL.M.	Professor für Journalismus und Medien an der Hochschule für angewandte Wissenschaften Würzburg-Schweinfurt Hauptstraße 40, 97288 Theilheim kilian.moritz@online.de
Peter Näder	Populärmusikbeauftragter Bezirk Unterfranken MAINPOP – Geschäftsstelle der Populärmusik- förderung des Bezirks Unterfranken Bayerische Musikakademie Hammelburg Am Schlossberg, 97762 Hammelburg info@mainpop.de
Eberhard Schellenberger	Bayerischer Rundfunk (BR-Studio Mainfranken) Bahnhofplatz 2, 97002 Würzburg Eberhard.Schellenberger@br.de
Stefanie Zachmeier	Musikerin, Moderatorin, Mundartautorin Kulturpreisträgerin des FRANKENBUNDES Innerer Kleinreuther Weg 16, 90408 Nürnberg steffi@zachmeier.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Zu diesem Heft:

*Liebe Leser der Zeitschrift
FRANKENLAND!*

Das Sonderheft der Zeitschrift FRANKENLAND, das Sie gerade in Händen halten, präsentiert Ihnen die eingereichten informativen Beiträge des 8. Fränkischen Thementages des FRANKENBUNDES „Volksmusik in Franken heute“, den die Bundesleitung am 14. September 2019 in Grünsfeld in Tauberfranken veranstaltete. Die Schriftleitung bedauert sehr, dass es beim Erscheinen dieser Ausgabe des FRANKENLANDES zu nicht von Schriftleitung, Satz und Druck zu verantwortenden Verzögerungen gekommen ist. Umso mehr freuen wir uns, dass nun ein Heft vorliegt, das Ihnen fast alle auf der Tagung gehaltenen Referate zum Thema „Volksmusik in Franken heute“ zugänglich macht.

Wer schon einmal ein fränkisches Wirtshaussingen, ein sich in den letzten Jahren vielfach verbreitendes Veranstaltungsformat, erlebt hat, weiß, dass die von manchen aus Gründen ihrer Vereinnahmung durch die Nationalsozialisten kritisch beäugte Volksmusik dennoch von vielen Zeitgenossen sehr geschätzt wird und mit einem weniger retrospektiven Blick sicher auch weiter ihre Freunde haben wird. Dafür spricht auch die Stimmung, die herrscht, wenn Kapellen und Orchester bei Volksfesten oder Stadtfestivals aufspielen. Dieses immer noch bzw. wieder zu beobachtende Interesse an Volksmusik, veranlasste den FRANKENBUND sich auf seinem diesjährigen Thementag mit der fränkischen Volksmusik zu befassen.

Getagt wurde im tauberfränkischen Städtchen Grünsfeld, und als Tagungsleiter hatte

die Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES Herrn Professor Kilian Moritz LL.M. von der Hochschule für angewandte Wissenschaften Würzburg-Schweinfurt gewonnen. Ihm war es gelungen, eine recht repräsentative Auswahl an Referenten für das zu behandelnde Phänomen einzuladen: So reichte das ausgebreitete Themenspektrum nach einer ausführlichen einleitenden Bestandsaufnahme, die Prof. Kilian Moritz selbst übernommen hatte, von Blasmusik (Manfred Ländner) und Chorgesang (Prof. Friedhelm Brusniak) über die Populärmusikförderung des Bezirkes Unterfranken (Peter Náder) bis hin zu einem emotionalen Plädoyer für eine erneuerte Liebe zur Volksmusik (Stefanie Zachmeier M.A.). Am Morgen der Tagung wurde auch ein Blick auf die Volksmusik aus der Warte zweier Mitarbeiter des Bayerischen Rundfunks geworfen: der Journalist Eberhard Schellenberger versuchte herauszuarbeiten, was Zeitgenossen von Volksmusik heute erwarten (dürfen), um sie aktuell und ansprechend zu erhalten, und der Redakteur Werner Aumüller schilderte den Weg von einem mitreißenden Auftritt zu einer tontechnisch perfekten Studioaufzeichnung, die schließlich im Radio gesendet werden kann.

Am Nachmittag erläuterte Franz Josef Schramm vom Bayerischen Landesverein für Heimatpflege, der in der Beratungsstelle für Volksmusik tätig ist, wie Konzept und Praxis der Volksmusikpflege zwischen Tradition und Gegenwart umgesetzt werden. Es ist schade, dass dieser Beitrag der Schriftleitung

nicht zum Abdruck zur Verfügung gestellt werden konnte.

Während der Vortragspausen spielte die Akkordeonistin Sinisa Ljubojevic Volksmusik zur Umrahmung. Auch ein von Professor Moritz geleiteter „Workshop“ zur Medienarbeit von Musikgruppen wurde angeboten, bevor ein Podiumsgespräch mit dem fränkischen Dialekt-Liedermacher Wolfgang Buck unter dem Titel „Und was ist, wenn meine Sprache fränkisch und meine Musik amerikanisch ist?“ den Fränkischen Thementag abschloss.

Somit können Sie, verehrte Leser, bei der Lektüre dieses Sonderhefts Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND ein recht dichtes und vielgestaltiges Bild des fränkischen Volksmu-

sikgeschehens gewinnen. Die Schriftleitung wünscht Ihnen allen viel Vergnügen und zahlreiche Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND.

Ihr
Dr. Peter A. Süß

Wir bedanken uns für großzügige Unterstützung unserer Tagung bei Hans Thomann, CEO der Thomann GmbH, **thomann**
Burgebrach-Treppendorf. MUSIC IS OUR PASSION

Wichtiger Hinweis für Kaufinteressierte:

Das vorliegende, aber auch andere Hefte der Zeitschrift FRANKENLAND erhalten Sie gerne zum Preis von **5,00** Euro (zzgl. **2,50** Euro Versandgebühr) über die Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES. Bitte wenden Sie sich zur Bestellung schriftlich oder fernmündlich an die **Bundesgeschäftsstelle** in der Stephanstraße 1, 97070 Würzburg, Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06; E-Mail: info@frankenbund.de.

Volksmusik in Franken heute – Eine Bestandsaufnahme

Mit einer Bestandsaufnahme am Beginn einer Fachtagung soll für gewöhnlich der Status Quo umfassend beschrieben werden. Dies möchte ich gerne tun und versuchen, die Situation der „Volksmusik in Franken heute“ aus verschiedenen Blickwinkeln möglichst umfassend zu beleuchten.

„Heimat ist in“

Seit einigen Jahren ist zu beobachten, dass der Begriff ‚Heimat‘ eine Renaissance erlebt. In einer digitalisierten, globalisierten Welt mit all den rasanten technischen Entwicklungen geben uns vertraute Dinge wie die Volksmusik, die Trachten und die Bräuche der eigenen Region einen gewissen Halt. Der heimische Dialekt, den man gemeinsam mit Menschen der eigenen Region spricht, ist für viele Menschen identitätsstiftend. Dass junge Leute heute wieder in Trachten (wie ‚authentisch‘ diese auch sein mögen) auf Feste gehen, hätten wir vor 20 bis 30 Jahren wohl kaum vermutet.

Was ist Volksmusik und was nicht?

Eine Definition, „was ist Volksmusik und was ist keine Volksmusik?“ wurde schon oft versucht. Von Journalisten wird man in Interviews auch regelmäßig danach gefragt. Aber hier ist es wie in vielen Bereichen der Kunst und Kultur: Es ist äußerst schwierig, eine allgemein zutreffende, trennscharfe Definition zu formulie-

ren. So wird in Deutschland zwischen E-Musik (ernster Musik) und U-Musik (Unterhaltungsmusik) unterschieden. An den Extrempolen sind wir uns einig: Eine Aufführung einer Wagner-Oper am Grünen Hügel, ein Sinfoniekonzert oder Uraufführungen auf den Donaueschinger Musiktagen gelten nach einhelliger Meinung als E-Musik. Die Stimmungsmusik im Bierzelt, das Popkonzert oder die TV-Schlagersendung rechnen wir hingegen zur U-Musik. Was ist aber, wenn klassische Musik effektvoll auf der Bühne einer TV-Unterhaltungsshow inszeniert wird? Ist das denn mehr E- oder mehr U-Musik? Wozu zählen wir ein Mozart Divertimento, wo doch der Begriff auf das italienische „divertire“, zu Deutsch „unterhalten, vergnügen“, zurückgeht? Wir sehen also, dass eine trennscharfe Abgrenzung nicht möglich ist. Ähnlich verhält es sich mit dem Versuch, den Begriff ‚Volksmusik‘ abzutrennen.

Persönlich kenne ich bis heute keine Definition, die mich rundum überzeugt hätte, zumal sich auch in der Volksmusik Werte und Zeitgeschmack wandeln. Dennoch will ich einen Versuch wagen und ein paar Kriterien aufzählen, die zumindest eine Annäherung an den Begriff ‚Volksmusik‘ ermöglichen sollen. Aus meiner Sicht ist der Dialekt einer Region, der häufig in Volksliedern zu hören ist, ein Kriterium. (Interessanterweise singen relativ viele fränkische Gesangsgruppen eher Hochdeutsch, besonders bei geistlichen Volksliedern.) Weitere Kriterien sind wohl das freie Musizieren ohne Noten (was ein Mindestmaß an Können bei Instrumentalisten

erfordert), ferner die Harmonik und die Melodik, die uns hier in Franken vertraut vorkommen. Das in Südbayern verbreitete dreistimmige Singen und die dort typischen Saitenmusik-Besetzungen sind hier in Franken eher selten. Das aus dem Alpenraum verbreitete Jodeln ist in Franken unüblich.

Mit dem Begriff ‚Volksmusik‘ assoziiere ich eher akustische Instrumente und weniger synthetische Sounds (und schon gar nicht das bei vielen kleineren Partybands verbreitete stupide Abspielen von Playbacks). Bemerkenswerterweise ist das Klavier in der ‚fränkischen Volksmusik‘ praktisch nie zu hören: Wohl, weil es für den mobilen Einsatz ungeeignet ist; vielleicht auch, weil es früher eher dem Bürgertum und weniger dem einfachen Volk zugeordnet wurde.

Ein wichtiges Kriterium für ‚Volksmusik‘ ist meines Erachtens, dass diese Musik von vielen Menschen aktiv gesungen bzw. musiziert wird und nicht nur auf einer Bühne oder im Bierzelt konzertant aufgeführt oder in einer TV-Show inszeniert wird und vom Publikum nur rezipiert wird. (Im Fernsehen gibt es ‚traditionelle Volksmusik‘ eher in dokumentarischen Formaten; häufiger zu sehen ist aber die ‚kommerzielle Volksmusik‘ in volkstümlichen Unterhaltungsshows.) Wenn sich heutzutage viele Sangesfreudige zu Wirtshaus-Singen treffen, zählen wir das wohl zur ‚Volksmusik‘, wenn gleich dort nicht nur überlieferte Volkslieder, sondern vielfach auch kommerzielle Schlager und Evergreens geschmettert werden.

Wenn man als Musikant bei geselligen Veranstaltungen live spielt, so habe ich die Erfahrung gemacht, kommen die überlieferten, alten Volkslieder durchaus gut an. Bei einem breiten, heterogenen Publikum sind es aber oft die allgemein bekannten

Gassenhauer, die über alle Gruppen hinweg das Publikum wirklich in Stimmung bringen. Bei „Griechischer Wein“ oder „Über den Wolken“ singen viele Leute lauthals mit (wenn auch nur beim Refrain wirklich textsicher). Party- und Stimmungsbands begeistern in den Festzelten oft tausende Zuhörer mit diesen allseits bekannten Hits. Sind sie daher vielleicht sogar die wirklichen ‚Volkslieder‘ unserer heutigen Zeit?

Als sofort erkennbares Kriterium (oder Indiz) für ‚traditionelle‘ oder ‚echte Volksmusik‘ galt irgendwie auch die Kleidung. Ganz selbstverständlich trugen Volksmusikanten und Volkmusikantinnen oder Volkssänger und Volkssängerinnen bei ihren Auftritten eine traditionelle Tracht (für Musikanten war das „rote Westle“ das Minimum). Als dann die ersten Volksmusikgruppen ganz normal und in ziviler Alltagskleidung auftraten (ich denke bspw. an die Fränkischen Straßenmusikanten, die oberfränkische Gruppe Dreyschlag in den 1990er Jahren oder an die Frankenbänd aus Nürnberg), war das ungewohnt, vielleicht sogar ein bisschen revolutionär.

Woher kommt fränkische Volksmusik?

Aus wessen Feder stammt die Musik, die wir als ‚fränkische Volksmusik‘ bezeichnen? Stammt sie wohl eher von fränkischen Komponisten oder ist sie (in ironischer Anlehnung an die romantische Vorstellung) irgendwo im Wald auf dem feuchten Mutterboden gewachsen?

Viele heutige ‚Volkslieder‘ und ‚Volksmusikstücke‘ stammen ursprünglich aus der Hochkultur und wurden vom Volk dankbar aufgenommen, oft verändert („umgesungen“) und verbreitet. Man spricht hier von „gesunkenem Kulturgut“.¹

Was wäre, wenn Musikanten und Sänger heute ganz aktuelle Chart-Hits bearbeiteten? Vielleicht den Text in ihren Dialekt übertrügen und im Polka-Stil spielen? Es wäre nichts Anderes als das, was ihre musikalischen Vorfahren früher auch gemacht haben. Spätestens seit den Global Krynnern, die mit großem Erfolg internationale Hits und Evergreens im Oberkrainer Stil interpretierten, ist es angesagt, Stile zu mischen und somit Neues zu schaffen.

Es mag aus heutiger Sicht ein bisschen seltsam erscheinen, aber es war wirklich über viele Jahre die weit verbreitete Ansicht, dass nur das ‚echte Volksmusik‘ sei, wo man nicht (mehr) wusste, wer es komponiert hat. Von Emil Händel (1928–2019), meinem geschätzten Freund und Amtsvorgänger als Volksmusikredakteur beim Bayerischen Rundfunk in Nürnberg, lernte ich als junger Redaktionsmitarbeiter: „*Beim Archivieren von Volksmusikstücken, da schreiben wir bei ‚Komponist‘ immer ‚ein Volksgut.‘*“ So lautete seine Vorgabe. Diese Ansicht war damals weit verbreitet und ist heute überholt. Auf manchen der blauen Karteikarten aus den 1980er, 1990er Jahren, mit denen die Volksmusikstücke archiviert wurden, stand in Emil Händels Handschrift fast warnend „selber gestrickt“ oder auch „selber gestrickt, aber akzeptabel“. Ich möchte dies nicht abtun, aber es war halt die Denkweise dieser Zeit (wenngleich mir die ablehnende Haltung gegenüber „neu gemachten“ Volksliedern schon damals etwas komisch vorkam).

Weit gefasster Volksmusik-Begriff

Den vielfach eher eng gefassten Begriff ‚Volksmusik‘ fasse ich weiter und beziehe ausdrücklich all die Chöre und Blaskapellen in Franken mit ein. Die vielen, vielen Mitglieder, die in den Dörfern und

Städten Frankens in Chören, Blaskapellen und Blasorchestern singen und musizieren, sind eine wahre Volksbewegung und rechtfertigen es, unter dem Begriff ‚Volksmusik‘ subsummiert zu werden. Warum bei früheren Sänger- und Musikantentreffen die örtlichen Blaskapellen und Chöre oft ausgegrenzt wurden, habe ich nie verstanden. Ich habe noch das fallbeilartige Urteil im Ohr: „*Das ist keine Volksmusik!*“ Punkt. Damit war dann jegliche Diskussion beendet.

Gelegentlich ist das Argument zu hören, dass Chöre nicht zur Volksmusik gehören, weil sie nach fertigen Chor-Arrangements singen würden. Das gleiche Argument wird auch vereinzelt den Blaskapellen vorgehalten. Dem möchte ich entgegnen: Viele (vielleicht sogar die meisten?) Volksmusikgruppen, die zur ‚echten Volksmusik‘ gezählt werden, singen und spielen nach festen Arrangements. Nur wenige Volksmusikgruppen spielen wirklich ‚frei Schnauze‘ und ohne Noten, da dies ein hohes instrumentales Können erfordert. Wirklich frei gesungen wird eher im Wirtshaus und beim geselligen Beisammensein, aber weniger beim konzertanten Vortrag auf der Bühne. Hier ist die Grundlage vieler volksmusikalischer Sangesdarbietungen, ähnlich wie bei Chören, ein geschriebenes Arrangement (auch wenn dieses dann beim Auswendig-Singen nicht mehr gebraucht wird).

Bei den Blaskapellen, nicht nur in Franken, dürfte Böhmisches Blasmusik vermutlich das meist gespielte Repertoire sein. Populär wurde sie durch den Perfektionisten Ernst Mosch und seine legendären Original Egerländer Musikanten. Er brachte als Vertriebener die Musik aus seiner Heimat mit und bereicherte die hiesige Musiklandschaft. (Es ist häufig so: Wenn Menschen verschiedener Kulturkreise zuein-

anderkommen, entsteht regelmäßig etwas Neues und Spannendes.) Viele Blaskapellen eifern seinem weichen Klang und seiner blitzsauberen Musizierweise nach. Ist Böhmisches Blasmusik daher nun schon ‚fränkische Volksmusik‘? Das ist sie vielleicht nicht, aber sie ist für Musikkapellen und Zuhörer ein fester Bestandteil bei Festen und Konzerten.

Erstes Ergebnis

Zusammenfassend stelle ich fest: Dies alles sind nur Annäherungsversuche, und jedes der Kriterien alleine für sich betrachtet kann auch für andere Musikrichtungen gelten (bspw. wird auch Jazz frei musiziert). Ich freue mich, dass die früheren Grabenkämpfe um die Deutungshoheit, was ‚echte Volksmusik‘ ist und was nicht, weitgehend der Vergangenheit angehören. Zumal der Begriff ‚Volksmusik‘ außerhalb der traditionellen Volksmusik-Szene von weiten Teilen der Bevölkerung eh ganz anders gesehen wird, nämlich in Richtung der kommerziellen, volkstümlichen Unterhaltungsmusik. Ein Grund dafür waren wohl die zahlreichen TV-Formate wie „Frühlingsfest der Volksmusik“ oder der „Musikantenstadl“ mit all den „Stars der Volksmusik“.

Abb. 1: Traditionelle Volksmusik vor idyllischer Kulisse: Die Fränkischen Straßenmusikanter im August 2017 beim 20. Sänger- und Musikantentreffen auf dem Schwanberg (Landkreis Kitzingen), veranstaltet von der Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik Bezirk Unterfranken in Kooperation mit der Communität Casteller Ring.

Foto: Winfried Worschbeck.



Ein Blick zurück

Heute ist kaum mehr vorstellbar, wie erbittert gestritten und gekämpft wurde, was ‚echte Volksmusik‘ sei und was nicht. Ebenso wurde diskutiert, welche harmonischen Erweiterungen noch zu Volksmusik passen würden und welche strikt abzulehnen seien. So publizierte Volker Derschmidt 1988 die Schrift „Der Baß in der alpenländischen Volksmusik“, in der er eines der zwei Kapitel der „Subdominantitis“ widmet. Dort beklagte er diese als „Seuche“, die „sich in letzter Zeit mit zunehmender Rasanz [...] eingenistet [hat]“.

Er führt zu dieser „Seuche“ aus: „Ich habe sie [...] mit einem recht medizinisch klingenden Namen versehen. Die Diagnose lautet: Subdominantitis! (zu Deutsch etwa: IV-Stufen-Sucht). Wenn der Vergleich nicht so geschmacklos wäre, könnte man tatsächlich auffällige Parallelen zu Aids feststellen:

- Sie breitet sich unaufhaltsam (?) aus;
- Sie befällt auch Prominente;
- Einmal davon befallen, ist sie sehr schwer wieder anzubringen. ‚Befallene‘ verteidigen sie oft mit Händen und Füßen.
- Und letztlich: Die weitere Ausbreitung kann meiner Meinung nach nur eingedämmt werden

- a) durch Aufklärung der ‚Risikogruppen‘, aber auch der ‚Normalverbraucher‘,
- b) durch Beschneidung auf die Wurzeln und Verzicht auf Sondereffekte!“

nur bei denen, die sie noch nicht gut gemacht und live erlebt haben.“

Soweit der Einblick, mit welch harten Bandagen damals gekämpft wurde, um die traditionelle, ‚echte Volksmusik‘ rein zu halten.² Musikantinnen und Musikanten scheren sich heute nicht mehr um solch dogmatische Vorgaben, was auch gut so ist! Gerade die harmonischen Neuerungen sind es doch, die traditionellen Volksmusikstücken neuen Pfiff geben können. Das gleiche gilt für neue rhythmische Ideen, neue Instrumentierungen und neue, zeitgemäße Texte. Ist es nicht schön, dass neben den neu gemachten Arrangements auch althergebrachte „*Stückli*“ weiterhin so erklingen, wie sie früher gespielt wurden?

Das Image der Volksmusik

Volksmusik polarisiert, wobei gleichgültig ist, ob wir von kommerzieller Volksmusik sprechen oder von authentischer, traditioneller Volksmusik. Da Volksmusik in weiten Bevölkerungskreisen polarisiert (entweder man mag sie und liebt sie sogar oder aber man läuft davon und schaltet ab), findet sie bspw. im Formatradio kaum statt (siehe auch unten: „Volksmusik in den Medien“). Meine persönliche Beobachtung über Jahrzehnte hinweg ist, dass LIVE gespielte, ‚handgemachte‘ Volksmusik breite Bevölkerungskreise begeistert – selbst junge Leute, die sonst mit ihr wenig am Hut haben! Wenn die Situation passt, die Lokalität gefällt, nette Menschen dabei sind und Musikanten und Musikantinnen ihr Handwerk verstehen, springt regelmäßig der Funke über. Selbst ‚Volksmusik-Allergiker‘ sind dann oft begeistert. Daher lautet meine These: „*Ein angestaubtes Image hat die Volksmusik meist*

Die Akteure der Volksmusik in Franken

Die Zuhörer

Das sind die Menschen, die diese Musik mögen und hören, egal ob in der Live-Veranstaltung, ob von Tonträgern, im Radio oder Internet. Ohne Publikum gibt es in der Regel auch keine Musik, weil die meisten Musikgruppen nicht nur für sich im stillen Kämmerlein musizieren möchten, sondern ihr Können auch zum Besten geben wollen.

Die Aktiven

Die Hauptakteure der Volksmusik in Franken sind natürlich die aktiven Musikanten und Musikantinnen sowie die Sänger und Sängerinnen. (Der urheberrechtlich korrekte Begriff „ausübende Künstler“ wirkt in diesem Kontext etwas fremdartig.) Sei es als Solist, in kleineren Formationen („a klenns Blechle“, Stubenmusik, Dreigesang...) oder in größeren Blaskapellen, Blasorchestern oder Chören. Man kann diese Ensembles aufteilen in solche mit weltlichem und solche mit geistlichem Repertoire (Kirchenchöre, Posaunenchöre...). Die einen sind eher traditionell orientiert und spielen (überwiegend oder ausschließlich) überliefertes Repertoire. Die anderen sind offen für Neuerungen. Sie schaffen neue Musikstücke und Lieder oder arrangieren überlieferte Musiken neu, oft in Kombination mit anderen Musikrichtungen. (Hier ist oft die Rede von „Crossover“, „Tradimix“ oder „Volxmusik“.) Natürlich gibt es Gruppen, die beides spielen, also weltlich und geistlich oder auch traditionell und auch modern. Jeder darf musizieren, wie er mag. Und das ist gut so!

Die Volksmusikpflege

Einen wertvollen Beitrag für den Erhalt und die Pflege der Volksmusik in Franken leistet der Bayerische Landesverein für Heimatpflege e.V. Eine Vielzahl von Notenpublikationen, die vom „Landesverein“, so die umgangssprachliche Abkürzung, initiiert, in Auftrag gegeben und vertrieben werden, sind vielen Musik- und Gesangsgruppen eine wertvolle Hilfe. Vor Ort in Franken tätig sind die beiden hauptamtlichen Volksmusikberater Franz Josef Schramm (Eibelstadt, Landkreis Würzburg; zuständig für die Bezirke Mittel- und Unterfranken) und Carolin Pruy (Bad Berneck, Landkreis Bayreuth; zuständig für Oberfranken).

Auf Bezirksebene sind es die hauptamtlichen Bezirksheimatpfleger mit jeweiligem Mitarbeiterstab und den Fördergeldern, mit denen sie volksmusikalische Projekte finanziell unterstützen. Die zahlreichen ehrenamtlichen Kreisheimatpfleger leisten direkt vor Ort in den Städten, Landkreisen und Gemeinden unermüdlich Basisarbeit.

Zu erwähnen ist weiterhin die Forschungsstelle für Fränkische Volksmusik der Bezirke Unter-, Mittel- und Oberfranken mit Sitz in Uffenheim. Ins Leben gerufen wurde sie einst vom unvergessenen Dr. Horst Steinmetz auf Schloss Walkershofen und dann lange Jahre geleitet von Dr. Armin Griebel. Seit 2018 trägt Dr. Heidi Christ in der Forschungsstelle für Volksmusik die Verantwortung.

Die drei Arbeitsgemeinschaften Fränkische Volksmusik

Einen ganz wesentlichen Anteil am Gediehen und Wachsen der Volksmusik in Franken hat die Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik („die ARGE“) mit ih-

ren selbstständigen Vereinen in den drei fränkischen Bezirken. Seit gut 40 Jahren leisten Volksmusikbegeisterte (damit meine ich alle diese Bereiche: Musik, Gesang und Tanz, aber auch Trachten und Mundart) großartige Arbeit. Einige Veranstaltungen wurden neu ins Leben gerufen (z.B. wurde die „Fränkische Weihnacht“ im großen Saal des Regentenbaus Bad Kissingen von Ludwig Moritz begründet). Zahllose Sänger- und Musikantentreffen, Singstunden, Tanzabende, konzertante geistliche Singen und gesellige Wirtshaussingen wurden durchgeführt.

In den Anfangsjahren der „ARGE“ war die Begeisterung riesig, weil viele verschollene geglaubte Lieder, Musikstücke und Tänze wiederentdeckt wurden. Nicht selten war es die oft zitierte verstaubte Kiste mit Notenhandschriften vom Dachboden, die ausgegraben und von eifrigen Arrangeuren für heutige Besetzungen als Musiknoten eingerichtet wurden. (Ob es immer tatsächlich originär Stücke aus den fränkischen Regionen und aus der Feder von örtlichen Volksmusikanten oder vielleicht nur händische Abschriften von gedruckten Noten waren, die bspw. ein Militärmusiker mit in seine Heimat gebracht hatte, ist ein anderer Aspekt.)

Besonders hervorheben möchte ich die zahlreichen Publikationen der Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik. Beispielhaft sei auf die 18 Bände der „Lieder aus Franken“ der ARGE Unterfranken verwiesen. Gesammelt und eingerichtet wurden diese Hefte vom „Rhöner Schulmeister“ Ludwig Moritz, in enger Zusammenarbeit mit dem damaligen Bezirksheimatpfleger Dr. Reinhard Worschel, der sich erfolgreich für die Finanzierung durch den Bezirk Unterfranken einsetzte.

Des Weiteren haben die handlichen „Liederheftli“ im Westentaschenformat mit

überliefertem Liedgut viele Freunde und weite Verbreitung gefunden. Sie entstanden in Zusammenarbeit mit der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik der Bezirke und dem Bezirk Unterfranken. Die bislang vier Heftchen enthalten weltliche Wirtshauslieder, allgemeine geistliche Lieder durch das Jahr (Titel: „Du meine Seele singe“) und adventliche Lieder („O freudenreicher Tag“). Mit einem Preis von gerade mal zwei Euro sind die Hefte sehr preisgünstig und wurden bislang rund 40.000 Mal verkauft (Stand Herbst 2019). Ermöglicht wird der günstige Preis durch viel ehrenamtliches Engagement der Macher in der Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik Bezirk Unterfranken, aber auch, da keine urheberrechtlichen Tantiemen anfallen (Gebühren für die Abdruckrechte), weil nur gemeinfreie bzw. GEMA-freie Lieder enthalten sind. Hierauf wurde von den Machern der Hefte streng geachtet. „Gemeinfrei“ bedeutet, dass die Urheber (Komponisten und Texter) dieser Lieder vor mehr als 70 Jahren verstarben oder dass bspw. ein lebender Urheber auf eine Vergütung verzichtet. „GEMA-frei“ bedeutet, dass der Urheber nicht Mitglied bei der GEMA oder einer ausländischen Verwertungsgesellschaft ist.

Diesem Preisvorteil steht der Nachteil gegenüber, dass aktuellere Lieder zu allermeist fehlen, nämlich dann, wenn der Urheber GEMA-Mitglied ist und somit Kosten für die Abdruckrechte und u.U. später GEMA-Tantiemen bei der öffentlichen Aufführung anfallen würden. Bekannte, aktuelle Chart-Hits fehlen aus diesem Grund auf jeden Fall. In der Sangespraxis (Wirtshaus-Liedersingen etc.) wird dies oft als Manko empfunden, da heutzutage weit verbreitete, allgemein bekannte und gern gesungene, moderne Lieder und

„Songs“ in diesen Liedheften nicht enthalten sind. Ungeachtet dieses Mankos halte ich diese Liederheftchen für ein lobenswertes Projekt.

Natürlich arbeiten viele dieser „Akteure der Volksmusik“ regelmäßig Hand in Hand. („Landesverein“ mit den „ARGEs“ oder „ARGE“ mit „Bezirk“ etc.)

Anmerkung: Bei den Recherchen für die Tagung stieß ich auf die „Arbeitsgemeinschaft Deutscher Schlager & Volksmusik e.V.“ Trotz der Namensähnlichkeit ist diese inhaltlich ganz anders ausgerichtet als die Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik und bezieht sich auf kommerzielle Volksmusik (auch „volkstümliche Musik“ oder „volkstümlicher Schlager“ genannt).

Volksmusik in Franken – Die Akteure Volksmusik-Ausbildung

Ich konnte für die Tagung nicht jede Musikschule in Franken anfragen, in welchem Umfang speziell volksmusikalische Inhalte angeboten werden. Stichprobenartig habe ich den Eindruck, dass dies an Musikschulen in Franken weniger der Fall ist. Auch in den Berufsfachschulen für Musik, an denen ja speziell für das Laienmusikwesen ausgebildet wird, sind nach meinen Recherchen die Volksmusik-Angebote eher dünn gesät. Positiv hervorzuheben ist die Max Keller Schule, Berufsfachschule für Musik in Altötting in Oberbayern, an der die Ausbildung zum „Staatlich geprüften Ensembleleiter/Chorleiter mit Schwerpunkt Bairische Volksmusik“ angeboten wird. Warum gibt es so etwas nicht in Franken?

Im Bereich der Ausbildung an Universitäten, Musikhochschulen und Akademien zeigen österreichische Institute, was möglich ist. Den speziell volksmusikalischen Angeboten in Klagenfurt (Kärtner

Abb. 2: Die Band „Kellerkommando“ mit ihrem Frontmann David Saam (Bamberg) erreicht mit einem Mix aus traditioneller fränkischer Volksmusik, Rap-Gesang und modernen Beats ein großes Publikum, hier 2013 beim Open-Air „Das Fest“ in Karlsruhe.

Foto: Warner Music Central Europe.



Landeskonservatorium), in Linz an der Anton Bruckner Privatuniversität, in Graz an Universität und Konservatorium, in Salzburg am Mozarteum, in Krems an der Donau-Universität und in Kärnten in der Volksmusikakademie Lesachtal stehen im deutlich bevölkerungsreicheren Bayern nur die Angebote in München und Würzburg sowie ferner die 2019 gegründete Volksmusikakademie im niederbayerischen Freyung gegenüber. Musikalischer Leiter ist der Kulturmanager Roland Pongratz, der auch für „drumherum – Das Volksmusikspektakel“ in Regen verantwortlich ist und dies schon 1998 ins Leben rief.

An der Hochschule für Musik München wird der Bachelor-Studiengang Volksmusik und an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg der Master of Arts (Ethnomusikologie) als musikwissenschaftliches Studium angeboten. Die ehemalige Abteilung Musikethnologie an der Universität Bamberg wurde hingegen geschlossen.

Ein Angebot wie das der Sibelius-Akademie Helsinki, die ein „Department of Folk Music“ betreibt, wäre auch hier in Franken wünschenswert. Bislang gibt es so etwas aber nicht.

Gerne genutzt werden die Volksmusik-Seminare, die regelmäßig bspw. an der

Bayerischen Musikakademie in Hammelburg abgehalten werden, ebenso der traditionelle Pfingst-Wochenlehrgang in Pappenheim im Altmühltafel.

Die breit gefächerten volksmusikalischen Angebote in Südbayern und Österreich tragen längst viele Früchte: Die Breite an hochqualifizierten Musikern und Musikerinnen, die sich ohne Berührungsängste unvoreingenommen der traditionellen Musik ihrer Region zuwenden, ist hervorragend.

Die Medien

Zu den Akteuren der Volksmusik in Franken gehören auch die Medien in den Gattungen Radio, TV, Print und Online. Regionale Zeitungen berichten gedruckt (Print) und online über das Kulturleben in der Gegend, sowohl mit Vorankündigungen als auch mit Nachberichten. Lokal- und Regionalzeitungen liefern hier einen wesentlichen Beitrag zur Informationsvielfalt und fördern regionale Kultur. (Da von Musikgruppen, Blaskapellen, Chören und Volksmusik-Veranstaltern immer wieder die Klage zu hören ist: „*Nie wird über unsere Veranstaltung berichtet!*“, findet am Ende dieser Tagung ein Workshop zum Thema Presse- und Öffentlichkeitsarbeit statt,

dessen Titel lautet: „Wie kriege ich unsere Aktivitäten in die Medien?“) Auf „Volksmusik in den Medien“ möchte ich weiter unten noch ausführlich eingehen.

Soziale Medien

Neben den klassischen, redaktionellen Medien (Zeitungen, Zeitschriften, Radio und Fernsehen) gibt es seit einigen Jahren die sozialen Medien mit rasant ansteigenden Nutzerzahlen. Für jüngere Musikanten und Sänger sind die sozialen Medien eine Selbstverständlichkeit, die sie rege nutzen, um auf ihre Aktivitäten hinzuweisen.

Wie das idealerweise aussehen kann, ist am Beispiel „Psycho-Chor der Uni Jena“ zu sehen. Es ist unglaublich, wie vorbildlich und professionell dieser Chor bestehend aus Hobbysängern und -sängerinnen alle digitalen Kanäle bespielt, um eine treue Fan-Basis aufzubauen. Man lasse sich das auf der Zunge zergehen: Ein Laienchor schafft es, dass seine Chor-Videos auf YouTube in knapp acht Jahren über fünf Millionen (!) mal aufgerufen werden. Auf ihren Instagram-Kanal laden die Chormitglieder regelmäßig Inhalte hoch, so dass es für die ‚Community‘ regelmäßig etwas Neues zu sehen gibt. Auf der Website des Chors sind unter „Kontaktiert uns“ mehrere Telefonnummern angegeben, auch die Handynummern des Vorstandes und die persönliche E-Mail-Adresse des Dirigenten etc. Das vermittelt mir die Botschaft, dass sie auch wirklich erreichbar sein wollen. (Im Gegensatz zu manchen Internetseiten von Musikgruppen, wo bloß eine einzige Festnetznummer angegeben ist, die dann u.U. nur schwer irgendwann abends erreichbar ist.)

Von manchen ‚reiferen Volksmusikanten und Volksmusikantinnen‘ ist hie und da zu hören: „Des Internet-Zeuch brauch

mer net.“ Aber: um musikalischen Nachwuchs zu erreichen, sind diese digitalen Kommunikationswege ein wichtiges Werkzeug. So liegen in der Mediennutzung junger Menschen unangefochten das Internet und das Smartphone auf den ersten beiden Plätzen: Über 90 Prozent der befragten Jugendlichen nutzen sie täglich. Die klassische Zeitung und Zeitschriften liegen mit fünf Prozent täglicher Nutzung weit abgeschlagen auf hinteren Plätzen.³

Viele jüngere Musikgruppen, jedoch auch einige ältere, aber noch jung gebliebene, spielen routiniert auf dieser digitalen Klaviatur. Dagegen besteht hier eindeutig bei manchen Musikgruppen noch Nachholbedarf.

Musik-Streamingdienste

Inzwischen gibt es zwar eine schier unüberschaubare Zahl von Musik-Streaming-Angeboten zu allen noch so ausgefallenen Musikrichtungen und unter „www.radio.de“ gibt es auch das Genre „German Folklore“. Aber speziell zu Volksmusik aus unseren, den fränkischen Regionen habe ich nichts gefunden.

Volksmusik in den Medien

Der Begriff ‚Volksmusik‘ wird, wie oben geschildert, in recht unterschiedlicher Weise verwendet. Dass eine trennscharfe Abgrenzung und Definition meines Erachtens nicht möglich ist, habe ich bereits ausgeführt. Der Einfachheit halber möchte ich bei den Medienangeboten einerseits von ‚kommerzieller Volksmusik‘ (auch ‚volkstümliche Unterhaltungsmusik‘ oder ‚volkstümliche Schlager‘ genannt) und andererseits von ‚regionaler, traditioneller Volksmusik‘ sprechen. Dass Fernsehsendungen mit volkstümlicher Unterhaltungs-

musik und Schlagern weit häufiger im Programm zu sehen sind, als solche mit traditioneller Volksmusik, ist allgemein bekannt.

Unterschied öffentlich-rechtlicher und privater, kommerzieller Rundfunk

Beim Thema „Volksmusik in den Medien“ gibt es große Unterschiede zwischen den Programmangeboten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks (hier in Bayern der BR) und denen der kommerziellen Rundfunksender. (Der Begriff Rundfunk umfasst Radio und Fernsehen einschließlich der Online-Angebote der Rundfunkanbieter)

Bei den großen kommerziellen Fernsehsendern, die sich an die junge, werbe-relevante Zielgruppe (14–49 Jahre) richten, spielt Volksmusik, egal welcher Art, praktisch keine Rolle. Ob und in welchem Umfang in den lokalen, privaten Fernsehsendern Volksmusik gesendet wird, habe ich nicht weiter untersucht.

Bei den kommerziellen Radiosendern ist, neben dem landesweiten Anbieter Antenne Bayern, das Angebot geprägt von vielen regionalen und lokalen Sendern. Bei diesen Anbietern hier in Franken kommt Volksmusik (fast) nicht vor. Statt der vielfach versprochenen Musikvielfalt (mit Behauptungen wie „Nur bei uns: viel mehr Abwechslung!“) klingt die Musikauswahl dieser Sender landauf, landab mehr oder weniger gleich.

Woran liegt das? Sie werden oft von ein und denselben Musikberatern gecoacht, die durch die Lande ziehen und den Lokalsendern die mehr oder weniger gleichen Ratschläge zur Musikauswahl geben. Das legitime Ziel für diese werbefinanzierten Sender ist es, das Radioprogramm musikalisch auf den „Mainstream“ zu

trimmen und eine möglichst hohe Reichweite (= hohe Werbeeinnahmen) zu erzielen. Dabei ist regionale Musik nicht vorgesehen (sie wird in der Regel von den Marktforschern auch gar nicht abgefragt), sondern immer nur die gleichen, schon tausend Mal gesendeten Chart-hits (denn: „Wir spielen nur die besten Hits.“). Somit klingen viele kommerzielle Lokalsender in Bezug auf die Musikauswahl praktisch gleich.

Wenn ein regionaler Musiker einen regionalen Musiktitel einem regionalen Radio-Privatsender anbietet, bekommt er gerne die Antwort: „*Tolle Musik! ...passt aber leider nicht in unser Musikformat*“. (Denn: „Wir spielen ja nur die allergrößten Hits!!“) Kommerzielle Lokalsender (mit Betonung auf „lokal“) lassen hier eine Möglichkeit ungenutzt, sich gegen große, landesweite Radio-Mitbewerber abzutrennen. (Und sei es nur als reiner Web-Stream, den man ergänzend zum UKW-/DAB-Angebot laufen ließe. Dies wäre ein echter Beitrag zur oft behaupteten Programmvielfalt durch die Lokalradios. Das zusätzliche Web-Stream-Angebot „Local Heroes“ des Würzburger Lokalsenders Radio Gong mit lokalen Bands wurde leider eingestellt.)

Bei meinen Recherchen stieß ich als positives Beispiel auf Extra Radio Hof, einen kommerziellen Lokalsender. Dieser sendet, neben der üblichen ‚Mainstream-Formatmusik‘, regelmäßig am Sonntagvormittag ein zweistündiges Programm mit wirklich regionaler Musik, von Schlager bis hin zu traditioneller und neu gemachter Volksmusik. Der Musiker und Sänger Philipp Simon Goletz (der „Frankensima“) moderiert diese Sendung; Erwin Lipsky (Regnitzlosau) liefert die fachliche Beratung bezüglich der regionalen Volksmusik.

Volksmusik im Bayerischen Rundfunk

Der Bayerische Rundfunk fördert seit vielen Jahrzehnten die Volksmusik in einzigartiger Weise. Mir ist kein anderer Rundfunkssender in Deutschland bekannt, der nur annähernd so beständig und nachhaltig die regionale Volksmusik in den Regionen fördert. Für Musikanten und Musikantinnen sowie Sänger und Sängerinnen war und ist es ein großer Anreiz, „ins Radio oder gar ins Fernsehen zu kommen“.

Neben den Sendeplätzen in Radio, Fernsehen und Internet, die der BR auch mit regionaler Volksmusik bestückt (Volksmusik im weiteren Sinne verstanden), produziert er auch Musikaufnahmen in den sendereigenen Tonstudios. Häufig sind dies Produktionen, die sich Laiengruppen nur schwer leisten könnten und die für die kommerzielle Musikindustrie wenig attraktiv sind. Daher erfüllt der BR als gebührenfinanzierter Sender auch hiermit seinen öffentlich-rechtlichen Auftrag.

Gelegentlich wird die These vertreten, dass der Rundfunk bei den Studioaufnahmen durch die Tonmeister und deren Regieanweisungen in die Musizierpraxis der Gruppen (unzulässig) eingreifen und somit die „echte Volksmusik“ verfremden würde. In der Regel greifen Tonmeister (Aufnahmeleiter) aber nur insoweit in die Aufnahmen ein, in dem sie Fehler (falsche Töne...) beheben oder an der Intonation feilen.

Der Wechsel der Volksmusik im Radio von Bayern 1 hin zu BR Heimat

Viele Jahre war die traditionelle Volksmusik im Radio auf Bayern 1 zuhause: Aus der Sendung „Am Abend in der Stub'n“ wurde die „Bayern 1 Volksmusik“, die abends (zuletzt ab 19.05 Uhr) eine Stunde lang gesendet wurde. Der Heimatspie-

gel wurde früh morgens auf Bayern 2 gesendet.

Nun muss man auch als der Volksmusik zugeneigter Mensch erkennen, dass Volksmusik sehr polarisiert. Pointiert formuliert kann man sagen: Es gab viele Radiohörer, die bis 19 Uhr das Oldie-Formatradio Bayern 1 hörten und dann, wenn um 19.05 Uhr die Volksmusik kam, fluchtartig das Programm verließen und weg schalteten. Daneben gab es (nicht so viele) Radiohörer, die gezielt um 19.05 Uhr Bayern 1 einschalteten, um eine Stunde lang regionale, traditionelle Volksmusik zu hören. Die sinkenden Hörerzahlen auf Bayern 1, aber auch die Ergebnisse einer externen Beratungsfirma (Brand Support – Media Research & Consulting) gaben den Anlass zu einer grundlegenden Programmreform.

Die Erkenntnis dieser Beratungsfirma (auf Basis von Befragungen bei Bayern 1-Stammhörern, Gelegenheitshörern, genannt „Weitesten Hörerkreis“ [WHK] und „Potenzialhörer“) lautete: „*Bayern 1 hat bei seinen WHK Hörern und den Potenzialhörern ein klares und starkes Musikimage. Es steht hauptsächlich für ‚Traditionelle Volksmusik‘ und ‚Deutsche Schlager Oldies‘.*“

Dies sind aber beides sehr polarisierende und für viele potenzielle Radiohörer eher abschreckende Musikrichtungen. Sie wurden von vielen Befragten mit Bayern 1 assoziiert, obwohl auf Bayern 1 schon lange praktisch keine deutschen Schlager-Oldies mehr gesendet wurden und obwohl auf Bayern 1 die traditionelle Volksmusik nur in der Nebensendezzeit ab 19 Uhr für eine Stunde lief. Für ein Radioprogramm, das als Massenprogramm viele Hörer in Bayern erreichen soll, war diese Situation unbefriedigend. (Lediglich für die kommerziellen Mitbewerber am Radiomarkt war dieser tägliche Stilbruch auf Bayern 1 eine Freude.)

Durch die Digitalisierung und die Frequenzvielfalt im Digitalradio DAB+ war es möglich, neben den bestehenden UKW-Programmen neue digitale Audio-Angebote zu starten: Zum einen als Webstream im Internet (alle großen Radiosender bieten parallel zu ihren ‚klassischen Radioprogrammen‘ eine Vielzahl an Webstreams zu verschiedenen Musik-Genres); zum anderen als Digitalradio-Programme über DAB+.

So startete an Mariä Lichtmess 2015 das 24-Stunden-Volksmusik-Radioprogramm BR Heimat im Digitalradio DAB+. Für die Volksmusikfreunde gibt es seit dem rund um die Uhr Volksmusik (wenn auch über weite, weite Strecken weiß-blau gefärbt und mit sehr wenig Musiken aus Franken; dazu aber unten mehr).

Konsequenterweise zog auch die Sendung „So schön klingt Blasmusik“ von Bayern 1 um auf das BR Heimat Programm.

Für die Schlager-Fans, deren Musik auch aus Bayern 1 entfernt wurde, startete auf DAB+ der Schlagersender Bayern Plus (teilweise in Kooperation mit der MDR Schlagerwelt).

Ich sehe diese strategische Entscheidung der BR-Programm-Macher und des Rundfunkrates des BR als richtig an: Die Hörerzahlen von Bayern 1 sind in Folge dieser Programmreform stark angestiegen (aktuell ist Bayern 1 Marktführer in Bayern, obwohl er zuvor weit hinter dem Mitbewerber Antenne Bayern lag). Und das, obwohl sicherlich auch ehemalige Bayern 1-Hörer hin zu den neuen Digitalwellen BR Heimat und Bayern Plus gewechselt haben. Die Hörerzahlen von BR Heimat liegen tagsüber bei „stabil 50.000 Hörern“, so die Medienforschung des BR; die Tagesreichweite liegt aktuell bei 170.000 Hörern. Dies sind für einen reinen Digitalradiosender hervorragende Zahlen!



Abb. 3: Der Aalbachtal-Express aus Uettingen spielt als Coverband Party- und Stimmungsmusik, hier auf dem Kiliani-Volksfest in Würzburg.

Foto: Andreas Kneitz.

Gewinner sind m.E. auch die Volksmusik-Hörer: Statt bislang nur einer Stunde Volksmusik abends auf Bayern 1 und dem Heimatspiegel morgens auf Bayern 2 können sie nun durchweg Volksmusik hören (wenn auch, wie gesagt, sehr viel aus Südbayern und dem Alpenraum kommt und nur ‚a wengala‘ was aus Franken).

Die Klangqualität des Digitalradios DAB+ ist der des analogen UKW weit überlegen. Lästige Frequenzwechsel auf längeren Autofahrten entfallen. Je nach Standort kann man viele verschiedene Radioprogramme empfangen. Digitale Radiogeräte gibt es inzwischen für wenig Geld zu kaufen. In unserer immer mehr digitalisierten Welt wirkt die mangelhafte analoge UKW-Technik immer mehr wie ein überholtes Relikt aus früheren Zeiten. DAB+ hat als Übertragungstechnik noch einen sehr großen Vorteil gegenüber dem (besonders unter jungen Hörern) sehr verbreiteten Audio-Streaming über das Internet (Spotify etc.). Dabei bekommt jeder Hörer seine persönlichen, individuellen Musiken über das Internet übertragen. Jeder bekommt sein eigenes ‚digitales Musikpäckchen‘ als Einzelleferung zugestellt. Dafür sind riesige, zu kühlende Serverfarmen nötig, die inzwischen gigantische Strommengen fressen. (Beim datenintensiven und massenhaften Videostreaming, bspw. über Netflix, ist das Energie- und somit auch CO2-Problem noch viel größer.)

Der Bayerische Rundfunk und die Volksmusik aus Franken

Was der Bayerische Rundfunk seit vielen Jahren für die traditionelle und regionale Volksmusik leistet, ist in Deutschland einmalig. Ebenso ist die journalistische Berichterstattung des BR meines Erachtens

hervorragend. Auch aus den entlegenen Regionen des Freistaats berichten die BR-Regionalstudios mit den zahlreichen Lokalkorrespondenten seriös und fundiert. Dieses ausdrückliche Lob möchte ich meiner folgenden Kritik voranstellen.

Regelmäßig ist der Vorwurf zu hören, dass das Radioprogramm BR Heimat, aber auch das Bayerische Fernsehen ein überwiegend südbayerisch-alpin ausgerichtetes Radio- bzw. Fernsehprogramm ist. Aus dem Funkhaus München wird dann stets behauptet, das sei ja nur ein diffuses Gefühl, „...und außerdem gibt es ja den Franken-Tatort im Fernsehen!“, so die Standard-Antwort.

BR Heimat – eine Programmanalyse

Bei einem nüchternen Fakten-Check sind die Ergebnisse aber eindeutig. Blicken wir zuerst auf das Radioprogramm BR Heimat (das ich grundsätzlich für eine tolle und richtige Einrichtung halte). Rund ein Drittel der Bevölkerung des Freistaates Bayern lebt in Franken. Somit zahlen die Franken wohl rund ein Drittel der Rundfunkgebühren, die der BR bekommt.

Von der Vorstellung, dass daher das Programm von BR Heimat einen ungefähr daran angelehnten Anteil an Musikern aus Franken enthalten könnte, ist die Sendepraxis allerdings meilenweit entfernt. Da die Franken ja ihre Stunde Volksmusik zwischen 18 und 19 Uhr haben (das ist die Zeit, in der die Radionutzung generell zurückgeht), ist im Rest des Tagesprogramms über weite Strecken (nahezu) nichts aus Franken zu hören. Wer tagsüber BR Heimat hört und auch mal was aus Franken genießen möchte, hat in der Regel verloren. Es gibt Sendestunden, in denen eher Musikern aus Österreich, Tirol und Südtirol zu hören sind als Musikern

aus Franken. Dabei heißt der Sender BR Heimat und nicht „BR Südbayern und Alpenraum“.

Ich betone: Natürlich sind die Musiken aus Südbayern und dem Alpenraum in der Regel hervorragend gespielte Musiken! Ich höre sie grundsätzlich gerne! Aber ich möchte im Programm BR Heimat immer wieder mal Musiken aus meiner fränkischen Heimat und in meinem regionalen Dialekt hören. Damit bin ich aufgewachsen, damit bin ich sozialisiert und fühle mich dem verbunden.

Ein Tag mit BR Heimat

Zur Vorbereitung der Tagung habe ich viele Tage und Wochen sehr viel BR Heimat gehört. Zum Beleg für meine These „Musik aus Franken kommt auf BR Heimat viel zu kurz“ habe ich exemplarisch am Samstag, den 31. August 2019, ab 6.00 Uhr morgens BR Heimat gehört. Von 6.00 bis 18.00 Uhr, also zwölf Stunden lang, liefen laut der Playliste auf der Internetseite von BR Heimat 172 Musiktitel. Davon waren, nach meiner Zählung, nur sechs Titel aus Franken. Bis 14.30 Uhr war kein Ton aus Franken zu hören. Das sind 111 (!) Musiktitel hintereinander, bei denen ein Drittel des Sendegebietes und seine regionale, musikalische Kultur ignoriert wurden. Das halte ich für ein Un ding.

Von 18.00 bis 19.00 Uhr (das ist im Tagesverlauf der üblichen Mediennutzung nur noch Nebensendezeit, da dann eher das Fernsehen genutzt wird) lief eine Stunde „Fränkisch vor sieben“ mit 23 Musiktiteln aus Franken. Von 19.00 bis 24.00 Uhr liefen dann (laut der Internetseite von BR Heimat und abzüglich der Operetten-Sendung) 52 Musiktitel. Davon war kein einziger aus Franken!

Somit waren nur rund ein Zehntel der gesendeten Musikstücke an diesem Tag aus Franken. Somit hat, wer gerne fränkische Volksmusik hört und auch gerne mal den Dialekt seiner Region auf BR Heimat hören möchte, Pech gehabt, wenn er nicht genau dann einschaltet, wann bspw. eine Stunde „Fränkisch vor sieben“ läuft. Oder er muss halt einfach mal 111 Musiktitel lang warten...

Werfen wir einen Blick darauf, wie üblicherweise Musiken für Radioprogramme ausgewählt werden. Es gibt sogenannte Rotationsregeln, nach denen bei praktisch allen professionellen Radiowellen die Musiken ausgewählt werden. Für ein großes „oldie-based“ Hitradio, das mit dem Werbeslogan („Senderclaim“) „Die größten Hits der 70er und 80er“ wirbt, gelten für die Musikauswahl folgende Rotationsregeln:

- Immer Wechsel der Jahrzehnte,
- keine zwei Rock-Titel nacheinander,
- nicht mehr als zwei Frauen in Folge,
- max. ein deutschsprachiger Titel in der Stunde,
- Interpreten-Wiederholungen erst nach vier Stunden,
- Titel-Trennung bspw. 14 Stunden (d.h., derselbe Titel darf erst nach 14 Stunden wiederholt werden).

Dass ein Drittel der Hörerschaft über weite Sendestrecken musikalisch ignoriert wird, ist bei sonstigen Radioprogrammen undenkbar. Allerdings stecken auf BR Heimat hinter den Rotationsregeln nicht irgendwelche internationalen Bands und nicht irgendwelche abstrakten Musiksparten, sondern die Bewohner und Gebührenzahler sowie die Musikgruppen eines wesentlichen Teils des Sendegebietes. Die kulturellen Besonderheiten Frankens werden über weite Strecken ignoriert.

Für die Freunde der Chormusik sieht es auf BR Heimat ganz düster aus: Obwohl allein der Fränkische Sängerbund mit über 1.500 Chören und weit über 40.000 Mitgliedern eine wahre Massenbewegung ist, ist er auf BR Heimat fast nicht zu finden. An diesem o.g. Sendetag habe ich auf BR Heimat gar keinen Chortitel gehört. Ich halte das für einen Fehler.

Warum werden nicht für das reguläre Tagesprogramm von BR Heimat Rotationsregeln eingeführt, die für jede Stunde gelten (Sondersendungen ausgenommen)? Diese könnten sich grob an den Regionen des ganzen (!) Freistaates ausrichten und gerne auch hier und da die Musiken aus Österreich, Tirol und Südtirol beinhalten.

Jedes andere Radioprogramm hat so etwas. So ist es zum Beispiel eine Freude, das Programm von Bayern Plus zu hören und mit zu verfolgen, wie ausgewogen und abwechslungsreich die Musikauswahl innerhalb des für diesen Sender vorgegebenen Formates ist.

Sendungen auf BR Heimat mit „Festlicher Volksmusik“ enthalten regelmäßig praktisch ausschließlich südbayerisch-alpine Musiken. Gerne sind Musiken aus Österreich dabei. Und wenn gesungen wird, dann wird nur gejodelt. Ich persönlich habe in dieser Sendung noch keinen Titel aus Franken gehört. Warum ist „Festliche Volksmusik“ gleich „nur südbayerische Musik“? Ich möchte betonen, dass sehr viele tolle Volksmusikaufnahmen aus Südbayern auf BR Heimat laufen! Es ist aber ein Unding, dass ein Drittel des Sendegebietes vielfach über weite Strecken ignoriert wird.

Bei der Analyse des Radioprogramms Antenne Bayern fällt auf, dass die „Bayern-Reporter“ konsequent über den Tag verteilt aus allen Regionen des Freistaates berichten. So haben die Hörer in allen Re-

gionen das Gefühl, das Antenne Bayern auch ihre Interessen vertritt. Selbst die Kandidaten von „Bauer sucht Frau“ auf RTL sind regelmäßig über das gesamte Sendegebiet verteilt, damit sich möglichst jede Region einmal wiederfindet.

Wenn die in ganz Unterfranken erscheinende Main-Post bspw. über das Wirtschafts-Sterben berichtet, dann sind alle Regionen des Verbreitungsgebietes vertreten (im Text und als Fotostrecke), damit sich alle Leser wiederfinden.

Auf Bayern 1 bekommen die Hörer aller bayerischer Regionen über den „News-Flash“ stündlich direkt nach den Hauptnachrichten und zur halben Stunde relevante Informationen aus ihren Regionen. Alle Bayern 1-Hörer des Sendegebietes werden bedient, den ganzen Tag über. Auf BR Heimat ist dies leider nicht so.

Bayerisches Fernsehen – Rubrik Heimat

Der Bayerische Rundfunk bietet in seiner Mediathek in der Rubrik „Videos“ unter dem Titel „Bayerische Musik: Von Heimatsound bis Volksmusik“. Am 7. September 2019 bspw. sind dort 20 Videos zu finden (Länge jeweils zwischen 43 und 90 Minuten), bei denen man erwarten könnte, dass mehr oder weniger alle Regionen des Freistaates an die Reihe kämen. Doch leider ist dies weit gefehlt.

Zu sehen sind bspw. „Rund um den Wilden Kaiser“, „Im Schwangau“ (2 Folgen), aus Immenstadt (Allgäu), „Von Kaufbeuren ins Mindeltal“, „Zsammg’sput im Murnauer Tal“ (2 Folgen), „Münchner Wirtschaftsmusik“, „Musikantentreffen im Werdenfelser Land“, „Trachtler- und Musikantentreffen in Holzhausen“ (Niederbayern), „Südliche Steiermark“ (Österreich), „Musikantentreffen in Bozen“ (Italien). Von

den 20 in der BR-Mediathek angebotenen TV-Sendungen sind alle aus Südbayern oder gar aus der Steiermark in Österreich und aus Südtirol (Italien). Aus Franken, das zum Freistaat Bayern gehört und Sendegebiet des Bayerischen Rundfunks ist, kommen: 0 Videos. In Worten: NULL!

**„Wenn der Bayerische Rundfunk
Dialektbegriffe überregional
verwendet, dann sind dies immer
oberbayerische Begriffe.“**

Eine wichtige Feststellung vorab: Im Digitalzeitalter mit sozialen Netzwerken, den dortigen Filterblasen, Echokammern und „Fake-News“, die rasend schnell verbreitet werden, ist es unerlässlich, dass es unabhängigen Journalismus gibt. Dieser muss informieren, auf Missstände hinweisen und kritisch berichten. Daher halte ich den öffentlich-rechtlichen Rundfunk für unabdingbar. Die flächendeckende Berichterstattung des BR mit seinen Regionalstudios und zahlreichen Journalisten und Journalistinnen aus den bayerischen Regierungsbezirken ist ein elementarer Bestandteil der Medienvielfalt. Soweit das Lob.

Mein Vorwurf an den BR lautet jedoch: „Wenn der Bayerische Rundfunk Dialektbegriffe überregional verwendet, dann sind dies immer oberbayerische Begriffe.“ Sendungen des BR heißen bspw.: „jetzt red i“, „Das Betthupferl“, „Dahoam is dahoam“, „Habe die Ehre“, „Zsammg’sputz“. Im Videoblog zu „Dahoam in Bayern“ spricht die charmante Moderatorin urigen bairischen Dialekt. Ihre Themen in den über 100 Folgen sind bspw.: Deandldrahn, Zwoagsang, Boarisch singa, Blasmusik, Schuahplattln, Paradeisl, Goaßlschnoizn, Oiastoussn, Apfelkiachal... Meine Frage: Gibt es ein ähnliches BR-Format auf Fränkisch? Ich kenne zumindest keines.

Ganz selbstverständlich kündigt mir die sympathische „Station-Voice“ von BR Heimat das „Nachtliacht“ und „BR Heimat auf d’Nocht“ auf Bairisch an. (Es gäbe alternativ viele andere Dialekte in Bayern, aber auch hier tut der BR so, als gäbe es nur einen Dialekt in Bayern.)

Das Buch zur Geschichte des BR trägt den bairischen Titel „Ein bissel was geht immer“. Bei Werbekampagnen wird ausschließlich bairischer Dialekt verwendet. Bayern 3 warb auf „Boarisch“ mit „Ois easy“. BR-Werbepostkarten zum Thema „Film fördern. Film leben“ sind, wenn sie im Dialekt geschrieben sind, stets oberbayerisch formuliert: „Sag a moi, red i auswärts“ oder „Sorry ge! Des Ganze is a bissl suboptimal glaufen.“ Produkte aus dem BR Shop sind regelmäßig mit bairischem Dialekt versehen: „Lausbua“, „Kaffeehaferl, das“, „Host mi?“, „Hock die hera, dann sammma mehra“. „Das Wörterbuch – Mundart aus ganz Bayern“ trägt den bairischen Titel „Host mi?“⁴ Wer im BR-Shop einen Artikel mit oberpfälzischem oder fränkischem Dialekt findet, möge mich informieren. Ich bin gespannt.

**„Die Werte des Bayerischen
Rundfunks“ – „Public Value“**

Wie passt dies zu den Werten, denen sich der Bayerische Rundfunk selbst verpflichtet? Auf seiner Website beschreibt der BR den „Bayernwert“ folgendermaßen: „Mit unseren Programmen im Fernsehen, Radio oder auf BR.de erreichen wir alle Menschen in Bayern. Egal, ob Sie in der Nähe von Lindau, Rosenheim, Abensberg, Cham, Kulmbach, Schwabach oder in Aschaffenburg wohnen, ob Ihre Familie schon seit Generationen in Bayern lebt oder Sie erst vor kurzem nach Bayern gezogen sind, zeigen wir Ihnen ein Bayern, wie es war, ist und



Abb. 4: Die „gute, alte Volksmusik“ und der Sendestart des Digitalprogramms BR Heimat im Februar 2015 schafften es, dass nach kurzer Zeit in vielen Märkten die Digitalradios ausverkauft waren.

Foto: Bayerischer Rundfunk.

wie es sich verändert. [...] Wir wollen Ihnen eine Heimat geben, die so lebenswert und vielfältig ist wie Bayern.“

Zum „Gesellschaftswert“ heißt es auf BR.de: „Wir leisten mit unseren Programmen im Fernsehen, Radio und auf BR.de einen Beitrag für den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Das ist unser Gesellschaftswert.“ Diesem Anspruch, den der BR an sich und seine Programme stellt, wird er in den o.g. Punkten nicht gerecht.

Volksmusik und GEMA

Ein Dauerbrenner ist das Thema Volksmusik und GEMA. Statt der früheren erbitterten Glaubenskriege ‚pro und contra GEMA‘ findet heute eine zunehmend sachlich-rationale Diskussion mit einem Grundverständnis für die jeweils andere Seite statt. Da hierbei, auch in der Medienberichterstattung, öfter Dinge durch einander gebracht werden, erlaube ich mir, vorab einige Begrifflichkeiten zu klären.

Jedes Musikstück (der urheberrechtlich korrekte Begriff „Musikwerk“ erscheint mir in diesem Artikel und im Kontext mit Volksmusik etwas sperrig) ist urheberrechtlich geschützt, vorausgesetzt es hat die ur-

heberrechtlich erforderliche Schöpfungshöhe (dies ist in der Regel der Fall) und vorausgesetzt, der Urheber ist noch nicht länger als 70 Jahre tot. Danach ist ein Werk gemeinfrei (also frei für die Nutzung durch die Allgemeinheit) und darf ohne Beschränkungen kostenfrei genutzt, vervielfältigt, öffentlich aufgeführt und bearbeitet werden. (Eine nicht unwesentliche Bearbeitung eines gemeinfreien Werkes, bspw. eines traditionellen Volksmusikstücks, ist wiederum bis 70 Jahre nach dem Tod des Bearbeiters urheberrechtlich geschützt. Die Gemeinfreiheit des Originalwerkes bleibt hiervon unberührt.)

Für die öffentliche Nutzung eines Werkes steht dem Urheber gemäß § 32 UrhG (Urheberrechtsgesetz) die angemessene Vergütung zu. Dabei ist es ganz egal, ob der Urheber seine Rechte selbst wahrnimmt (also nicht GEMA-Mitglied ist) oder ob er seine Rechte zur Wahrnehmung der Verwertungsgesellschaft GEMA oder einer anderen, ausländischen Verwertungsgesellschaft übertragen hat. Ich kenne Fälle (aus dem Medienbereich), wo Urheber, die nicht bei der GEMA sind, für die Nutzung ihrer Musikwerke von dem Rundfunksender, der ihre Musik ohne vorherige Lizenzvereinbarung gesendet hat, hinterher individuell per Anwaltsschreiben die ihnen zustehende Vergütung eingefordert und auch bekommen haben. (Als ‚angemessene Vergütung‘ orientiert man sich dann am GEMA-Tarif.)

Das bedeutet, dass GEMA-frei nicht automatisch vergütungsfrei heißt! Nach gelgendem deutschen Recht hat der Urheber stets Anspruch auf angemessene Vergütung, wenn sein Werk öffentlich aufgeführt wird und daraus wirtschaftlicher Nutzen gezogen wird. Es gilt der Grundsatz, dass der Urheber stets an den wirtschaftlichen Früchten seines Schaffens zu beteiligen ist.

Allerdings darf jeder Urheber seine Werke vergütungsfrei anderen zur Verfügung stellen. Das ist jedem Urheber selbst überlassen. Im Volksmusik-Bereich (ich meine hier den Bereich „traditionelle, nicht-professionelle Volksmusik“) ist es weit verbreitet, dass Urheber von ihrem rechtlichen Anspruch auf angemessene Vergütung keinen Gebrauch machen. Diese Musikanten freuen sich, wenn ihre „*Musikstücklich*“ oder Lieder einfach so gesungen und musiziert werden. Ich betone: Natürlich ist das ihr gutes Recht! Das kann jeder handhaben, wie er möchte.

Wir haben festgestellt: „GEMA-frei“ heißt nicht zwingend „kostenlos“ oder „vergütungsfrei“. Die GEMA ist als Verwertungsgesellschaft nur für das Inkasso und die anschließende Ausschüttung an die Urheber zuständig. Sie wickelt als Treuhänderin für die Urheber das ab, was diese in der Praxis bei all den denkbaren Nutzungsarten kaum leisten können. Dass die GEMA bei der Wahrnehmung der Rechte der Urheber ggf. robust und mit Nachdruck auftreten muss, liegt in der Natur der Sache: Für die Urheber, die sie vertritt, sind die GEMA-Tantiemen oft die Haupteinnahmen, von denen sie leben. Auf der anderen Seite möchten die Nutzer (Veranstalter...) die Ausgaben für die Nutzung musikalischer Werke möglichst gering halten.

Musikverlage, die Noten drucken und vertreiben (bspw. Chornoten oder Noten für Blaskapellen und Blasorchester), sind regelmäßig Mitglied der GEMA. Für sie sind die GEMA-Tantiemen ein ganz wesentlicher Teil ihres Geschäftsmodells. (Hier sei nochmals auf die vielen GEMA-freien Notenpublikationen des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, der Forschungsstelle für Volksmusik und der Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik,

auch in Zusammenarbeit mit den Regierungsbezirken hingewiesen. Die dort abgedruckten Noten und Texte dürfen öffentlich aufgeführt werden, ohne dass hierfür GEMA-Tantiemen fällig werden.)

GEMA-Kosten – Gerüchte und Fakten

Unlängst beschwerte sich ein Musikant bei mir mit den Worten: „*Wenn beim Tanzabend dann die GEMA noch 300 Euro kostet, dann rentiert sich das doch nicht mehr.*“ Woher er diese Zahlen hat, weiß ich nicht. Vorab sei klargestellt: Diese Zahl stimmt nicht; sie ist viel zu hoch gegriffen.

Die GEMA hat für die Vielzahl der möglichen Nutzungsarten eine ebenso große Zahl von verschiedenen Tarifen aufgestellt. (Da die GEMA als Monopolist der staatlichen Aufsicht durch das Deutsche Patent- und Markenamt [DPMA] unterliegt, müssen alle GEMA-Tarife jeweils durch das DPMA geprüft und frei gegeben werden.)

Als „Fakten-Check“ möchte ich ein paar für die Volksmusik-Szene gängige Nutzungsarten aufzeigen und beispielhaft die tatsächlich anfallenden GEMA-Kosten benennen. (Natürlich habe ich diese Zahlen von der GEMA auf ihre Richtigkeit prüfen lassen. Alle folgenden Preise sind netto, zzgl. 7 % Umsatzsteuer.)

Für einen Tanzabend mit 200 qm Saalfläche und bis zu 5 Euro Eintritt sind an die GEMA (abzüglich eines 20-prozentigen Gesamtvertrag-Nachlasses) letztendlich 75,49 € an Gebühren zu entrichten. Wenn nur ein kleiner Teil der gespielten Musikstücke GEMA-Repertoire ist, kann dieser Preis reduziert werden (dazu unten mehr).

Beim sog. Stadtfest-Tarif („Tarif U-ST - Unterhaltungsmusik im Freien“) belaufen

sich die Kosten auf 84,30 Euro pro 500 qm Fläche. Abzüglich eines 20-prozentigen Gesamtvertragsnachlasses, den Veranstalter bekommen, wenn sie Mitglied in einem Verband sind, der einen solchen Gesamtvertrag mit der GEMA geschlossen hat, belaufen sich die GEMA-Gebühren damit auf 67,44 Euro pro 500 qm Veranstaltungsfläche.

Für eine Veranstaltung mit „Unterhaltungs- und Tanzmusik mit Musikern“ (= GEMA-Tarif UV) sind bis acht Stunden Veranstaltungsdauer in einem Veranstaltungsraum mit 300 qm und 6 Euro Eintritt insgesamt (nach Abzug des 20-prozentigen Nachlasses) 152,30 Euro an die GEMA zu entrichten.

Volksmusik und GEMA – ein spezieller ewiger Streitpunkt

Ein regelmäßiger Streitpunkt zwischen GEMA und Volksmusik-Veranstaltern ist die Berechnung der GEMA-Gebühren, wenn nur ein (kleiner) Teil des aufgeführten Musikrepertoires GEMA-pflichtig ist. Die GEMA geht bei der Tarifgestaltung davon aus, dass bei Musikveranstaltungen überwiegend oder ausschließlich GEMA-Repertoire aufgeführt wird. Dies ist bei sonstigen Musikveranstaltungen mit Unterhaltungsmusik ja auch regelmäßig der Fall. Bei ihrer Arbeit stützt sich die GEMA auf die sog. GEMA-Vermutung, die die deutsche Rechtsprechung entwickelt hat.

Das Verwertungsgesetzengesetz (VGG), das den gesetzlichen Rahmen für die Arbeit der Verwertungsgesellschaften wie der GEMA festlegt, normiert in § 39:

(1) Berechnungsgrundlage für die Tarife sollen in der Regel die geldwerten Vorteile sein, die durch die Verwertung erzielt werden. [...]

(2) Bei der Tarifgestaltung ist auf den Anteil der Werknutzung am Gesamtumfang des Verwertungsvorgangs und auf den wirtschaftlichen Wert der von der Verwertungsgesellschaft erbrachten Leistungen angemessen Rücksicht zu nehmen.

Bei einer „konzertähnlichen Volksmusikveranstaltung“ mit ganz wenig GEMA-Repertoire wendet die GEMA nicht den normalen Konzerttarif (U-K), sondern den für Wortkabarett geltenden Tarif U-K I 1.3 analog an. Dabei fallen je 5 Minuten gespieltem GEMA-Repertoire 10 Prozent des Tarifsatzes an. Ab 50 Minuten GEMA-Repertoire gilt der reguläre Tarif U-K (= Unterhaltungs-Konzert).⁵

Bei der Anwendung der für die Volksmusik-Szene oft als unpassend empfundenen GEMA-Tarife kommt es regelmäßig zu kontroversen Diskussionen, bspw. wenn bei einer langen Volksmusik-Veranstaltung nur eine Hand voll GEMA-pflichtiger Stücke öffentlich aufgeführt wird und der o.g. Konzerttarif ungeignet scheint. Ich denke hier an mehrtägige Großveranstaltungen wie das „drumherum – Das Volksmusikspektakel“ in Regen. Hier ist der o.g. „Wortkabarett-Tarif“ (U-K I 1.3), der sonst bei Veranstaltungen mit teilweise GEMA-Repertoire angewendet wird, nicht praktikabel. Die aktuell gültigen Tarife scheinen hier wenig tauglich, da sie kaum auf die speziellen Gegebenheiten von Volksmusik-Veranstaltungen angepasst sind.

Vielleicht wäre ein GEMA-Tarif hilfreich, der bei den Kosten für die Veranstalter bspw. abgestuft in 10 Prozent-Schritte unterteilt ist und jeweils an den Anteil der GEMA-pflichtigen Werke einer Musikveranstaltung gekoppelt ist. Das hieße bspw.: Wenn nur 30 Prozent der gespielten Musikstücke tatsächlich

GEMA-Repertoire wären (und der Rest GEMA-freie Werke), dann fielen auch nur 30 Prozent des betreffenden GEMA-Tarifs an. Diese Regelung wäre für alle leicht verständlich und würde manche Streitigkeiten vermeiden.

Allerdings lehnt die GEMA eine solche „pro rata-Regelung“ ab, also eine Berechnung der GEMA-Gebühren nach dem zeitlichen Anteil des GEMA-Repertoires an einer Veranstaltung im Bereich der Unterhaltungsmusik, da sie diese „*in allen Tarifen wegen der Gleichbehandlung einführen müsste[n]*“. Sie befürchtet einen viel höheren Verwaltungsaufwand, da sie somit „*letztendlich [...] jede Veranstaltung prüfen und neu berechnen*“ müsste.⁶

„Singen zum eigenen Werkgenuss“

Ein weiterer Streitpunkt ist die Frage, ab wann es sich um eine öffentliche und somit GEMA-pflichtige Musikdarbietung handelt (und somit Urheberrechtsabgaben zu zahlen sind). Die Abgrenzung ist u.U. schwierig und gelegentlich Gegenstand juristischer Auseinandersetzungen. So urteilte das Amtsgericht Köln (Urteil vom 27. September 2007; Aktenzeichen 137 C 293/07) folgendermaßen, ich zitiere hier aus den Leitsätzen:

„Das Singen beim Kommerz einer studentischen Verbindung, insbesondere auch des Deutschlandliedes, verletzt keine Urheberrechte.“

Weiter führt das AG Köln aus:

„Hierbei handelte es sich insbesondere nicht um eine Darbietung im Sinne des § 19 Abs. 2 UrhG, sondern um ein eigenes, dem Werkgenuss dienendes Singen und Musizieren, das urheberrechtsfrei ist.“

Somit mussten für diese Veranstaltung keine Gebühren an die GEMA entrichtet

werden. Dieses Urteil wird gelegentlich pauschal zitiert, um zu argumentieren, dass Wirtshaus-Liedersingen stets GEMA-frei seien. Wenn Leute einfach so für sich miteinander singen, also aus Spaß an der Freud Lieder schmettern („*zum eigenen Werkgenuss*“), dann stimme ich dem persönlich voll umfänglich zu!

Wenn aber ein Wirtshaus-Liedersingen als Veranstaltung vorab extra in den Medien angekündigt wird, wenn die Begleitmusikanten u.U. noch honoriert werden und der Wirt dank dieser Veranstaltung an diesem Abend deutlich mehr Umsatz macht, dann frage ich mich, ob hier nicht doch die Urheber der gespielten Werke die ihnen zustehende angemessene Vergütung bekommen sollten. Der Grundsatz, nach dem Urheber stets an den wirtschaftlichen Früchten ihres Schaffens zu beteiligen sind, würde meines Erachtens ansonsten unterlaufen.

Häufig taucht die Frage auf, ab wie vielen Teilnehmern oder Gästen eine Veranstaltung mit Musikdarbietung öffentlich und somit GEMA-pflichtig ist. Hier gilt die alte Juristen-Weisheit: Es kommt auf den Einzelfall an. Einschlägig ist § 15 Abs. 3 UrhG:

„Die Wiedergabe ist öffentlich, wenn sie für eine Mehrzahl von Mitgliedern der Öffentlichkeit bestimmt ist. Zur Öffentlichkeit gehört jeder, der nicht mit demjenigen, der das Werk verwertet, oder mit den anderen Personen, denen das Werk in unkörperlicher Form wahrnehmbar oder zugänglich gemacht wird, durch persönliche Beziehung verbunden ist.“

Das Kriterium der Öffentlichkeit kann schon bei relativ kleinen Veranstaltungen gegeben sein. Es gibt aber keine starre Teilnehmerzahl als Grenze. Auch eine Veranstaltung mit 600 Gästen und Live-



Abb. 5: Ein Würzburger Elektro-Fachmarkt wirbt für Digitalradio-Geräte: „Bayern 1 hat Volksmusik aus dem Programm genommen“. Foto: Kilian Moritz.

Band kann nicht öffentlich und somit nicht GEMA-vergütungspflichtig sein, so das Amtsgericht Bochum (Urteil vom 20. Januar 2009, Az. 65 C 403/08). Es ging um eine türkische Hochzeit, zu der der Bräutigam und die Braut je 300 Familienmitglieder, Freunde, Bekannte und Nachbarn eingeladen hatten, die alle „aus schließlich persönlich eingeladene Gäste“ waren, die „persönlich untereinander verbunden“ seien. Im Ergebnis sei davon auszugehen, so das Gericht, dass dies „eine nicht öffentliche Veranstaltung war, so dass für die hierbei erfolgte Musikwiedergabe ein Gebührenanspruch der Klägerin (Anm.: der GEMA) nicht entstanden ist.“

Volksmusik und GEMA – ein Plädoyer für Ehrlichkeit

Natürlich sind die Musikanten, Sänger, Wirte und Veranstalter grunderhliche Leut! Dennoch passiert es nicht selten, dass Musikveranstaltungen als „absolut

GEMA-frei“ deklariert werden ...und dann doch allerlei GEMA-Repertoire öffentlich aufgeführt wird. Die Urheber und Verlage dieser Werke werden somit um die ihnen gesetzlich zustehende angemessene Vergütung gebracht.

Beispiele gibt es zahlreiche, die ich aber hier in Schriftform nicht dauerhaft dokumentieren und schon gar niemanden bloßstellen möchte. Angefangen von „überlieferten, ganz bestimmt GEMA-freien Musikstücken“, die nachweislich rechtsverletzend urheberrechtlich geschützte Melodien enthalten bis hin zur ‚Kreativität‘, die manche bei der GEMA-Anmeldung an den Tag legen, wenn es bspw. um die Größenangabe einer Veranstaltungsfläche geht.

Volksmusik und GEMA – ein Ratschlag

Manchem Musikveranstalter möchte man raten, sich in Bezug auf Musikrechte und GEMA-Tarife kundig zu machen. Die

Möglichkeit des Gesamtvertrag-Nachlasses in Höhe von 20 Prozent (siehe Liste der Gesamtvertragspartner auf der Website der GEMA) oder die Möglichkeit eines weiteren Nachlasses bei Veranstaltungen, die religiösen, kulturellen und sozialen Belangen dienen (§ 39 Abs. 3 VGG), lassen viele Veranstalter aus Unkenntnis ungenutzt. Ferner gibt es die sog. „Angemessenheitsregelung (Härteregelung)“: Wenn die Bruttoeinnahme aus einer Veranstaltung im Einzelfall in grobem Missverhältnis zur Höhe der an die GEMA zu zahlenden Pauschalvergütungssätze steht (sprich: die Veranstaltung ist gefloppt), dann gewährt die GEMA auf schriftlichen Antrag einen Nachlass. Das alles sollten Veranstalter wissen.

Volksmusik und GVL

Neben den Rechten am Werk, also der Komposition, haben die ausübenden Künstler ebenso wie die Tonträgerhersteller ein Leistungsschutzrecht inne. Für live auftretende Musiker und Sänger (= ausübende Künstler) ist das über die Gage abgegolten. Wenn ihre Leistung aber zweitverwertet wird, also wenn ihre Darbietung als Tonaufnahme bspw. im Radio oder Fernsehen gesendet wird, können sie über die GVL (Gesellschaft zur Verwertung von Leistungsschutzrechten) Tantiemen bekommen.

Was hat nun die GVL mit der Volksmusik zu tun? Sie hat mehr damit zu tun, als man auf den ersten Blick glauben mag. Wenn Musikaufnahmen bspw. von CDs im Radio gespielt werden, bekommt der Tonträgerhersteller (= die ‚Plattenfirma‘) von der GVL Geld für diese Nutzung seiner Aufnahmen. Aber nur dann, wenn der betreffende Radiosender auch von der GVL erfasst wird.

Das heißt in unserem Fall: Bayern 1 wird von der GVL erfasst, folglich bekommen die Tonträgerhersteller über die GVL für die Sendung ihrer Musikaufnahmen Tantiemen ausgeschüttet. Der Digitalsender BR Heimat dagegen wird von der GVL nicht erfasst (da er bislang nicht genügend Hörer hatte), weswegen die Tonträgerhersteller für die Sendung ihrer Volksmusik-Aufnahmen auf BR Heimat keine Gelder von der GVL ausgeschüttet bekommen. (Siehe „Anlage zum Verteilungsplan“ auf www.gvl.de.)

So lange die Volksmusik im Radio auf Bayern 1 lief, erhielten die Tonträgerhersteller für die eine Stunde Volksmusik am Tag Tantiemen von der GVL ausgeschüttet. Nun läuft auf BR Heimat Volksmusik rund um die Uhr, also rund 24 Mal so viel wie vorher. Da BR Heimat aber (im Gegensatz zu Bayern 1) nicht von der GVL erfasst wird, erhalten die Tonträgerhersteller nun nicht 24 Mal so viel Tantiemen von der GVL, sondern gar keine Tantiemen. Diesen Missstand beklagen kleine wie große Plattenfirmen: Trotz massiv gestiegener Sendeeinsätze ihrer Musikaufnahmen im Radioprogramm des BR sind die GVL-Einnahmen drastisch eingebrochen. Und wenn die Volksmusik-Plattenfirmen diese Einnahmen nicht mehr haben, fehlt dieses Geld an anderer Stelle, und es werden dann u.U. weniger neue Volksmusik-Aufnahmen produziert.

Für die Erfassung eines Radioprogramms sind „*die Erlöse des Senders, interne Kosten der Auswertung des Senders und die Reichweite entscheidend*“ (so in einer E-Mail der GVL an einen großen Tonträgerhersteller). „*Ausnahme sind lediglich Sender, die zur Auswertung ausgewählt werden, wenn sie größtenteils Nischen-Repertoire senden.*“

Wenn BR Heimat kein Nischen-Repertoire sendet, welcher Sender tut es dann?

Außerdem liegen die o.g. Hörerzahlen von BR Heimat (Tagesreichweite laut Media Analyse 2019 Audio II: 170.000 Hörer, obwohl der Sender nur über DAB+ und Internet zu empfangen ist!) über denen vieler Sender, die ganz selbstverständlich von der GVL erfasst werden. Schließlich ist BR Heimat für Tonträgerhersteller mit Schwerpunkt auf regionaler Volksmusik aus Bayern der einzige Radiosender, der ihre Aufnahmen spielt. Es gibt also keine anderen Radiosender, über die das Nicht-Erfassen von BR Heimat durch die GVL kompensiert werden könnte.

Daher habe ich bei der GVL den Antrag gestellt, künftig den Volksmusiksieder BR Heimat mit in die Liste der von der GVL ausgewerteten Radiosender aufzunehmen. Darüber soll bei der nächsten Gesellschafterversammlung im Juni 2020 beraten und entschieden werden. Letztendlich sind die GVL-Einnahmen ein wichtiger Bestandteil der Gesamtkalkulation für Tonträgerhersteller, auch für die, die Volks- und Blasmusik-CDs produzieren.

Fazit und Ausblick

Heimat ist in! Das steht außer Frage. Doch gelingt es der (traditionellen) „Volksmusik“ unserer Region auch heute noch viele Menschen zu begeistern? Einiges spricht dafür (der Boom der Wirtshaus singen bspw.), einiges spricht dagegen. Mit großer Begeisterung wurden in den 1980er Jahren viele vergessen geglaubte Volkslieder, Volkstänze und Musikstücke wiederentdeckt und landauf, landab aufgeführt. Doch scheint heute der Schwung

etwas erlahmt zu sein. Die Zahl der Volks tanzabende und der Sänger- und Musikan tentreffen ist rückläufig. Manche Volks musikveranstaltung hat eher museal-kon zertanten Charakter.

Aber wo liegen die Ursachen? Werben und trommeln die Volksmusikanten zu wenig für ihre Sache? Oder hat eine zu sehr starr bewahrende Volksmusikpflege zu lange Neuerungen blockiert? Wurden die großen musikalischen Massenbewe gungen Chor und Blasmusik zu lange außer Acht gelassen? Sind die fränkische Volksmusik und der fränkische Dialekt zu wenig in den Medien präsent? Warum sind bei manchen fränkischen Weinfesten die einzigen im Dialekt gesungenen Lieder oberbayerisch? (Wie es klingt, wenn fränkische Sängerkehlen krampfhaft ver suchen Bairisch nachzumachen, kann sich jeder vorstellen...) Oder liegt es nur daran, dass die Blas- und Stimmungskapellen zu wenig für ihre Bedürfnisse passen des Notenmaterial mit fränkischen Titeln finden? Hat die regionale Volksmusik in unseren Musikschulen und Musikhoch schulen einen zu geringen Stellenwert?

Gelingt es der Volksmusik, im Alltag der Menschen hier in Franken wieder mehr Fuß zu fassen? Alle diese Fragen wollten wir in der Tagung „Volksmusik in Franken heute“ des FRANKENBUNDES mit Experten und Expertinnen, Funktionären und Funktionärinnen, Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, Musikanten und Musikantinnen, Sängern und Sängerinnen und sonstigen Volksmusikbegeis terten besprechen. Ich erinnere mich an spannende Vorträge und lebhafte Diskus sionen!

Prof. Kilian Moritz, LL.M. (geb. 1965 in Bad Kissingen) wuchs in Gefäß in der Rhön in einem musikalischen Elternhaus auf. Sein Vater Ludwig Moritz gründete 1979 die Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik Bezirk Unterfranken, war Volkslied-Sammler und leitete über 20 Jahre die Rhöner Schulmeister, denen auch seine Mutter Martha angehörte. Kilian Moritz studierte Musik in Würzburg (1986–1990; Kontrabass) und in Nürnberg (1990–1993; Tuba), ferner einige Semester Volkskunde an der Universität Würzburg. 1990–2000 war er beim Bayerischen Rundfunk im Studio Franken in Nürnberg zuerst als freier Mitarbeiter, dann ab 1993 als festangestellter Redakteur für Volksmusik tätig. Von 2000–2010 war er Leiter der TV-Musikproduktion beim Hessischen Rundfunk (ARD) in

Frankfurt. 2001/02 absolvierte er berufsbegleitend das Kontaktstudium Kulturmanagement an der Universität Ludwigsburg, ferner von 2004–2006 den Masterstudiengang Medienrecht an der Universität Mainz. Von 2010–2012 war er Professor für Hörfunk- und Kulturjournalismus an der Hochschule Ansbach. Seit 2012 ist er Professor für Journalismus und Medien an der Hochschule für angewandte Wissenschaften Würzburg-Schweinfurt. Als „Rhöner Läushammel“ präsentierte er ab 1982 bei rund 800–900 Auftritten fränkische Volksmusik im In- und Ausland. Sein aktuelles Musikensemble heißt „Kilian, Kolonat und TonArt“. Er lebt mit Frau und drei Kindern in Theilheim bei Würzburg. Seine Anschrift lautet: Hauptstraße 40, 97288 Theilheim, E-Mail: kilian.moritz@online.de.

Anmerkungen:

- 1 Nach Hans Naumann, in: Primitive Gemeinschaftskultur. Beiträge zur Volkskunde und Mythologie. Jena 1921.
- 2 Wenn der Autor dieser Publikation den Vergleich zur Krankheit Aids geschmacklos findet, warum setzt er ihn dann dennoch in die Welt?
- 3 JIM-Studie für das Jahr 2018; befragt wurden Jugendliche zwischen 12 u.19 Jahren.
- 4 Website BR-Shop, Aufruf v. 18.09.2017.
- 5 E-Mail der zuständigen GEMA-Direktion v. 30.11.2019 an den Autor.
- 6 Ebd.

Manfred Ländner

„Vom Gerchla zur sinfonischen Blasmusik“

Herr Manfred Ländner, Präsident des Nordbayerischen Musikbundes [NBMB], sprach an der Tagung zur Volksmusik in Franken heute anhand eines von ihm gefertigten Manuskripts in freier Rede. Sein hier abgedruckter Beitrag ist an seinem in Grünfeld genutzten Skript orientiert. Die jetzige Schriftform stellt folglich eine Zusammenfassung seines Vortrages dar und gibt daher nicht wortgetreu das Gesagte wieder, enthält aber den Kern und das Wesentliche der Ansprache.



Abb. 1: MdL Manfred Ländner ist der Präsident des Nordbayerischen Musikbundes.

Photo: NBMB.

„Wo ist denn das Gerchla ...“ ist ein bekanntes fränkisches Volkslied, das einen gewissen Georg besingt, der auf der „Kerwa“, also der Kirchweih, feiert. Dieses Lied steht für Fränkische Lebensfreude und die Volkstümlichkeit der Musik. Volksmusik heißt nicht zuletzt Musik vom Volk für's Volk. Die von Laien gespielte Musik mit dem Anspruch, auch für alle hörbar und erlebbar zu sein, hat sich in den vergangenen Jahrzehnten verändert. Nicht nur ‚leichte Muse‘, sondern auch anspruchsvolle Musik, die sogenannte symphonische Blasmusik, wird von unseren Kapellen und Orchestern gespielt und in Konzerten dargeboten.

Historische Entwicklung

Seit es den Menschen gibt, existiert auch sein Ansinnen, sich in irgendeiner Form auszudrücken. In erster Linie geschieht dies natürlich in Sprache, aber auch in der

Schaffung von Kunst und von Tönen ist das möglich. Sei es eigenproduziert im Gesang oder mit Hilfe eines ‚Werkzeuges‘, dem Instrument. Die Vielfalt der Geschichte der Musik ist Ihnen sicher allen bestens bekannt. Ich erlaube mir daher die unvollständige Zusammenfassung, dass Musik in weiten Teilen religiösen Motiven, aber auch der Kriegsführung dienlich gewesen ist. Die Verehrung des Göttlichen und die Motivation der kämpfenden Heere sowie das Erschrecken des Feindes standen im Mittelpunkt.

Blasinstrumente werden auch schon im Alten Testament erwähnt: Man denke nur

an die Posaunen vor Jericho... Immer wieder wird auch überliefert, dass die Musikanten, die am Tage den Marsch der Truppe begleitet hatten, des Abends dann zur Unterhaltung der Heerführer aufspielten. Sicher sind die Musikanten zum Lobe Gottes auch nach dem Gottesdienst zur weltlichen Erbauung eingesetzt worden.

Die ersten konzertantaten Blasorchester entstanden in der Französischen Revolution. Damals hatten sie die Aufgabe, die großen Revolutionsfeiern, später die ‚Friedensfeiern‘ nach den Siegen Napoleons mit Musik zu unterstützen. Zahlreiche Blasorchester des süddeutschen Raumes führen ihren Ursprung auf diese Zeit zurück, in der sie von ihren Monarchen, die Vasallen Napoleons waren, für Huldigungsfeiern eingesetzt worden sind.

Entscheidend für die Weiterentwicklung der Blasmusik war die Entwicklung der Ventile für Blechblasinstrumente nach 1830. Somit standen den Blechbläsern vollwertige chromatische Instrumente zur Verfügung. Damit konnten die Instrumente zur Melodieführung verwendet werden. In Preußen und Österreich wurden auf Anregung von Militärkapellmeistern neue Ventilblasinstrumente – die Vorfürwerke von Tenorhorn und Bariton sowie der Tuba – entwickelt.

Durch die Industrialisierung und den wirtschaftlichen Aufschwung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren beispielsweise Städte in der Lage, Stadtmusiken zu gründen. Die Entwicklung der zivilen Blasmusik wurde wesentlich von den Militärmusiken bestimmt, die einerseits die Optimierung der Instrumente vorantrieben und dann auch die Besetzung der Orchester mit diesen erprobten. Zudem wurden häufig ehemalige Militärmusiker als Dirigenten engagiert. Die einheitliche Kleidung von Orchestern – Uniform oder

Tracht – lässt sich u.a. auch auf diese militärische Verbindung zurückführen.

Im deutschsprachigen Raum entstand die Blasmusik vor allem in Süddeutschland, der Schweiz, Österreich und Südtirol. Obwohl die Blasmusik in diesen Gegenenden immer noch einen Verbreitungsschwerpunkt hat, gab es schon früh auch in Nord- und Westdeutschland Blasorchester, z.B. Bergwerkskapellen. Einen weiteren Schwerpunkt der Blasmusik bilden die Länder Tschechien und Slowakei, ferner die Niederlande und Belgien. Die Kirchen, Napoleon und die k. u. k. Monarchie können somit als die Begründer der modernen Blasmusik bezeichnet werden.

Was wurde gespielt? Sicherlich „*Lumpe-liedli*“ wie das Gerchla, aber auch Polka und Walzer zur Erbauung auch der sogenannten einfachen Bevölkerung. Johann Strauß sei hier als Beispiel genannt, der mit seinen Kompositionen sowohl Adel als auch Volk begeisterte.

Blasmusik nach dem Zweiten Weltkrieg – Nordbayerischer Musibund

Gewaltigen Fortschritt nahm die von Laien gespielte Blasmusik nach dem Zweiten Weltkrieg, wobei mehrere Faktoren zusammengekommen sind. Nach den Schrecken und Entbehrungen des Zweiten Weltkrieges hatten die Menschen große Sehnsucht nach Unterhaltung. Das beginnende Wirtschaftswunder ließ eine ‚neue Leichtigkeit‘ aufkommen, und die Menschen begannen, wieder zu feiern. In diesem Zusammenhang sei das Wort ‚Feierabend‘ bemüht. Einhergehend mit der oft zitierten ‚Fresswelle‘ suchte man Unterhaltung und Gemeinschaftserlebnisse.

Da das Vereinsverbot der Nazizeit und das der Alliierten (unmittelbar nach dem Krieg) nicht mehr galt, führte dies zu zahl-

reichen Vereinsgründungen. In den Kinos liefen Heimatfilme und „Sissi“. Auch der kleine Mann konnte sich nun häufig einen Urlaub leisten, gerne in den Bergen. Ernst Mosch und Slavko Avsenik haben begeistert. Volkstümliche Blasmusik gehörte zum Leben vieler Menschen und hielt über Radio, Fernsehen und Plattenspieler Einzug in die Wohnstuben. Unterhaltungsmusik, Blasmusik hatte inmitten der Gesellschaft einen festen Platz, und daher wurden auch viele Musikvereine wieder bzw. neu gegründet.

Und was wären Vereine ohne einen Verband! So wurde 1952 in Bamberg mit sechs Kapellen der „Fränkische Musikbund“ gegründet, der im Gebiet Ober-, Mittel- und Unterfrankens wirkt. 1958 wurde die Oberpfalz in den Verband aufgenommen, der sich seitdem „Nordbayrischer Musikbund“ [NBMB] nennt. Ein erstes Landesmusikfest gab es 1960 in Erlangen. Damals nahmen bereits 750 Musikvereinigungen und sechs Orchester an den Festlichkeiten teil.

Ab 1970 wurde im Musikbund die Jugendarbeit besonders gefördert, und man begann mit der systematischen Ausbil-



Abb. 3: Buben und Mädchen gleichermaßen haben Freude an der Blasmusik. Photo: NBMB.

dung von Jugendlichen. Zahlreiche Jugendorchester und neue Vereine wurden gegründet. Ab 1980 wurde die musikalische Fortbildung intensiviert und Leistungsprüfungen angeboten. Ein Glücksfall für den Verband war die Wahl von Professor Ernst Oestreicher zum Bundesdirigenten. Ernst Oestreicher übernahm 1985 die musikalische Verantwortung im NBMB und prägte den Verband über mehr als 30 Jahre.

Im Laufe dieser Jahre wurden unzählige musikalische Talente entdeckt und gefördert. Viele dieser jungen Talente haben dann Musik studiert und die Musik, die Blasmusik zu ihrem Beruf gemacht. Viele Orchester haben sich weg von Folklore und Bierzelt emanzipiert. Mit dieser Entwicklung hin zu mehr musikalischer Professionalität wandten sich die Orchester der symphonischen Blasmusik zu. Internationale Komponisten und Arrangeure schrieben anspruchsvolle Werke für symphonische Blasorchester, wobei es natürlich eine „Henne-Ei“-Diskussion ist, ob die gute Literatur die Entwicklung hin zur symphonischer Blasmusik gefördert oder der Wunsch, anspruchsvoll zu spielen, die Komponisten motiviert hat.



Abb. 2: Die musikalische Jugendarbeit spielt im NBMB eine große Rolle. Photo: NBMB.



Abb. 4: Auch ältere Menschen musizieren gerne zusammen in einem Blasorchester.

Photo: NBMB.

Auch die Einführung einer hauptamtlich besetzten Geschäftsstelle im Jahr 2010 hat zur weiteren Optimierung des Verbandslebens beigetragen. Sicher hat der NBMB mit derzeit rund 45.000 Musikerinnen und Musikern in rund 900 Vereinen einen Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht. Es gilt nun, das hohe Niveau zu halten, auch und besonders angesichts der Tatsache, dass wir verschiedene Entwicklungen zur Kenntnis nehmen müssen:

- Die Demographie in Deutschland sieht anders aus als noch vor wenigen Jahrzehnten. Es gibt potentiell weniger Kinder und Jugendliche.
- Die sogenannten ‚Alten‘ sind länger agil, fit und lernwillig.

- Die Ausrichtung und der Besuch von Wertungsspielen nimmt ab.
- Gerade das Musizieren erfordert Kontinuität beim Üben, die von vielen Familien nicht mehr so konsequent mitgetragen wird. Hinzu kommt der Schul- und Freizeitstress. Kinder haben ein durchgestyltes Wochenprogramm, dass immer weniger Raum für konsequentes Üben lässt. Auf ein Ziel hin angestrengt zu arbeiten ist leider auch etwas aus der Mode gekommen.
- Nicht vergessen werden dürfen auch die neuen Medien. Twitter, Instagramm, Facebook und Co. werden immer wichtiger. Mit ihnen muss gearbeitet und diese müssen ebenfalls ‚bespielt‘ werden.

Um Entwicklungen aufzugreifen und zukunftsfähig zu werden, hat der Verband den Prozess „no aweng besser wern“ eingeleitet. In Arbeitsgruppen, Workshops und Befragungen soll im Gesamtverband die Situation analysiert sowie die Vereine und der Verband zukunftsfähig umorganisiert und ausgerichtet werden. Wir stehen kurz vor Abschluss dieses Prozesses. Ich bin sehr optimistisch.

Nordbayerischer Musikbund – Volksmusik – Blasmusik in der Zukunft?

Auf die Zukunftsfrage der Volksmusik eingehend darf ich einen Eingangssatz wiederholen: Volksmusik heißt Musik vom Volk für's Volk. ‚Fränkische Volksmusik‘ hat in diesem Kontext eindeutigen Frankenbezug.

Wir stellen natürlich auch fest, dass, wie es heute bereits von Professor Moritz analysiert wurde, die vor allem durch die Medien verbreitete Volksmusik eindeutig oberbayerisch-österreichischen Bezug



Abb. 5: Viele Orchester haben sich zu mehr musikalischer Professionalität entwickelt und wenden sich verstärkt der symphonischen Blasmusik zu.

Photo: NBMB.

hat. Woher kommt diese ‚Bayerntümelei‘? Hier gibt es natürlich die von mir aufgezeigte, in der Nachkriegszeit entwickelte Empathie für Heimatfilme und die Urlaubssehnsucht nach den Bergen. Feststellen muss man auch, dass es unzählige oberbayerische, österreichische Musikliteratur gibt. Hinzu kommt die große Vielfalt und Anzahl der Musikgruppen in diesen Regionen und die leichtere Vermarktung von kleinen Gruppen in Fernsehsendungen.

Um die Frage nach der Zukunftsfähigkeit der Fränkischen Volksmusik zu beantworten, müssen wir an die Wurzeln. Volksmusik war immer ein Ausdruck von Emotionen, wie z.B. Freude oder Trauer.

Daher müssen sich diese Emotionen in unserer Musik widerspiegeln und Einzug in die Vereinsarbeit halten. Es muss Freude machen, fränkische Volksmusik zu spielen. Hierzu gehört zwingend auch gute Fränkische Musikliteratur, die wir wieder entdecken oder neu entstehen lassen müssen.

Die Zukunft in unserm Verband und auch für die Volksmusik wird stark davon abhängen, – Werner Aumüller hat es auch gesagt – dass wir Freude haben, Musik zu spielen und die Musik, die wir spielen, mit Freude spielen. Um diese Freude (wieder?) zu finden, ist es wichtig, auch Neues zu wagen. Wir sollten neue Ensembleformen bilden, generationenübergreifend neue Musikerinnen und Musiker gewinnen und alte Literatur neu präsentieren. Haben Musikerinnen und Musiker Freude im Verein und Freude daran, Musik – Volksmusik! – zu spielen, dann werden Sie auch das Publikum begeistern können. So wird im Dreiklang von vielfältigen Darbietungsformen, stärkerer Medienpräsenz und Begeisterung Fränkische Volksmusik eine gute Zukunft haben!

Manfred Ländner (geb. 1958 in Würzburg) besuchte nach dem 1977 in Würzburg abgelegten Abitur die Bayerische Beamtenfachhochschule, Fachbereich Polizei, die er als Diplom-Verwaltungswirt (FH) abschloss. Danach wurde er zum Polizeikommissar befördert und war von 1996 bis 2008 1. Bürgermeister in Kürnach, seit 2008 ist er Mitglied des Bayerischen Landtages, seit 2009 Präsident des Nordbayerischen Musikbundes. Herr Ländner ist verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder. Seine Anschrift lautet: Schwarze Äcker 85, 97273 Kürnach, E-Mail: buero@mdl-laendner.de.

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur
71. Jahrgang 2019

Inhalt

(Die Seitenzahlen des Sonderheftes 2019 sind mit Asteriskus [*] gekennzeichnet)

I. Geschichte

<i>Altensleben, Stephan</i>	Das Radkreuz von Untereuerheim und seine Verwandtschaft oder: Sind Rad- und Scheibenkreuze Zeichen kirchlicher Gottesfriedensgerichte?	3
<i>Dietz, Werner</i>	Der Bamberger Domdechant und Propst von und zu Werdenstein	75
<i>Klein-Pfeuffer, Margarete</i>	Es sollte eine römische Provinzhauptstadt begründen: Das Römerlager von Marktbreit	168
<i>Scharnagel, Richard</i>	Marktbreit – eine fränkische Kleinstadt am Main	148
<i>Weisel, Heinrich</i>	Johann Balthasar Buchler (Eltmänner Amtmann, Hofkammerrat in Würzburg, Wohltäter der Wallfahrtskirche Maria Limbach und Lederfabrikant): seine Herkunft und Spuren seiner Nachkommen	220

II. Kunst

<i>Brückner, Wolfgang</i>	Bad Kissengens Kirchen als Zeitspiegel der Geistes- und Religionsgeschichte	245
<i>Ruß, Norbert</i>	Professor Franz Brochier. Direktor der Königlichen Kunstgewerbeschule Nürnberg, Architekt König Ludwigs II. von Bayern, des Münchner und des Bamberger Kunstgewerbevereins	25
<i>Tomczyk, Leonhard</i>	Sakrale Kunst im Landkreis Main-Spessart nach 1945 – I. Teil	92
<i>Tomczyk, Leonhard</i>	Sakrale Kunst im Landkreis Main-Spessart nach 1945 – II. Teil	233

III. Kultur

<i>Göler, Daniel</i>	<i>In Franken eine Heimat finden.</i> Ein Rückblick auf (fast) zwei Jahrzehnte Einbürgerungen in Bamberg	252
<i>Höverkamp, Ingeborg</i>	Hermann Kesten (1900–1996): Nürnbergs berühmtester Dichter des 20. Jahrhunderts	106
<i>Hümmer, Franz / Büttner, Thomas</i>	„Hutzeln“ – Immaterielles Kulturerbe in der Kulturlandschaft des Steigerwalds	262
<i>Klein-Pfeuffer, Margarete</i>	Marktbreit – eine Hochburg des Kaffeehandels im 19. Jahrhundert	208
Korrektur zum Themenheft 2018: „Fränkische Dialekte“		52
<i>Michel-von Dungern, Simone</i>	Das Marktbreiter Malerwinkelhaus	180
<i>Weichmann, Martin</i>	90 Jahre Bergwaldtheater Weißenburg. Ein Beitrag zur wechselvollen Geschichte der traditionsreichen Aufführungsstätte	38
<i>Wimmer, Erich</i>	In memoriam Dieter Harmening (1937–2016). Erinnerungen zum Gedenken an den Freund und Kollegen am Institut für deutsche Philologie der Universität Würzburg	47

IV. Aktuelles

Sonderausstellung „Vielfalt in der Einheit – Zisterziensische Klosterlandschaften in Mitteleuropa“ im Kirchenburgmuseum Mönchsondheim		53
Jubiläumsjahr: 800 Jahre Deutscher Orden in Mergentheim		54
Gerolzhofens neue Bühne: Das Theaterhaus		56
<i>Bartholomäus, Christine</i>	Gedenkbuch der Stadt Bayreuth für die Opfer des Nationalsozialismus	118
<i>Kraus, Alexandra</i>	Johann Baptist Ritter von Spix – vom Aischgrund an den Amazonas	120
<i>Gollner, Gerhard</i>	22 Künstler trafen sich zu den 22. Oberfränkischen Malertagen 2019 in Ebermannstadt	137
<i>Dürr, Doris</i>	Das neue FRANKENBUND-Mitglied „Kulturverein Wittighausen e.V.“ stellt sich vor	272
<i>Haug-Zademack, Kerstin</i>	Das neue FRANKENBUND-Mitglied „Tauberfränkische Heimatfreunde e.V.“ Tauberbischofshofen stellt sich vor	274

V. Bücher zu fränkischen Themen 58, 139, 276, 67*

VI. Frankenbund intern

Auch in diesem Jahr: Unsere beliebte Mainschiffahrt	63	
Anmeldeformular zur Mainschiffahrt	64	
Orgelwanderung in und um Ostheim vor der Rhön am 15. Juni 2019	65	
<i>Schneider, Manfred</i>	Kurzporträt: Geschichts- und Heimatverein Kreuzwertheim e.V.	66
Der Heimatpreis Bayern ging an den Heimatverein Herzogenaurach	67	
<i>Bergerhausen, Christina</i>	Großrinderfeld und Ilmspan haben einen neuen Kirchenführer	68
<i>Kern, Josef</i>	Nachruf auf Gunter Ullrich (1925–2018)	69
Unser Bundesfreund Theobald Stangl wurde 80 Jahre alt!	71	
<i>Papp, Alexander von †</i>	Die fränkische Heimat näherbringen	72
Der Kulturverein Wittighausen e.V. ist dem FRANKENBUND beigetreten! ...	141	
Der Heimatverein Herzogenaurach begrüßt sein 750. Mitglied	142	
<i>Stengel, Siegfried</i>	3. Oberfränkische Regionalfahrt am 31. August 2019. Die Römer in Franken: Weißenburg – Karlsgraben – Limeseum Ruffenhofen	143
Zur Erinnerung: Auch in diesem Jahr findet wieder unsere Mainschiff- fahrt statt!	144	
Vorankündigung: Unser Fränkischer Thementag „Volksmusik in Franken“	144	
Grußwort des 1. Bürgermeisters der Stadt Marktbreit Erich Hegwein zum 90. Bundestag des FRANKENBUNDES am 19. Oktober 2019	147	
Einladung zum 90. Bundestag!	214	
Herzliche Einladung an alle FRANKENBUND-Mitglieder zu unserem Bun- destag in Marktbreit am 19. Oktober 2019	215	
<i>Wickl, Bernhard</i>	Nachruf auf Bundesfreund Hans Wörrlein (1932–2019)	277
<i>Süß, Peter A.</i>	Die Gruppe Würzburg trauert um Gertrud Endres ...	278
<i>Süß, Peter A.</i>	Bericht über den 90. Bundestag des FRANKEN- BUNDES am 19. Oktober 2019 in Marktbreit	279
<i>Lange, Christian</i>	Laudatio auf Herrn Dr. Joachim Andraschke an- lässlich der Kulturpreisverleihung des FRANKEN- BUNDES am 19. Oktober 2019 in Marktbreit	284
Wechsel in der stellvertretenden Schriftleitung der Zeitschrift „FRAN- KENLAND“	287	
Der Terminkalender des Gesamtbundes für das Jahr 2020	288	

VII. Sonderheft 2019: „Volksmusik in Franken heute“

<i>Aumüller, Werner</i>	On Air! – Von der Studio-Aufnahme bis zur Radio- Sendung	64*
-------------------------	---	-----

<i>Brusniak, Friedhelm</i>	Chormusik in Franken und multikulturelle Identität	35*
<i>Ländner, Manfred</i>	Vom Gerchla bis zu sinfonischer Blasmusik	30*
<i>Moritz, Kilian</i>	Volksmusik in Franken heute – Eine Bestandsaufnahme	6*
<i>Näder, Peter</i>	MAINPOP: Die Populärmusikförderung des Bezirkes Unterfranken	47*
<i>Schellenberger, Eberhard</i>	Volksmusik und das Leben der Menschen von heute – aus der Sicht eines Journalisten	61*
	Volksmusik in Franken heute	5*
<i>Zachmeier, Stefanie</i>	Das Volk und die Volksmusik – eine gestörte Beziehung? Anregungen für eine Paartherapie	52*
	Zu diesem [Sonder-]Heft „Volksmusik in Franken heute“	3*

Chormusik in Franken und musikkulturelle Identität

Vor genau drei Jahrzehnten – im ersten Jahr der Wende 1989/1990 – erhielt der Verfasser des vorliegenden Beitrags vom *Fränkischen Sängerbund* den Auftrag, in Feuchtwangen ein Sängermuseum zu errichten, das in seiner Konzeption dem geistigen Erbe des 1945 zerstörten Deutschen Sängermuseums in Nürnberg verpflichtet sein sollte. Um Grundlagen für dieses Ziel zu schaffen, wurde das Museumsprojekt mit der Aufgabe verbunden, die Geschichte des vereinsmäßig organisierten Chorgesangs in Franken aufzuarbeiten und in Buchform (1991) zu publizieren – eine willkommene Gelegenheit für einen Rückblick, eine Standortbestimmung und einen Ausblick.¹

Der *Fränkische Sängerbund e.V.*

Seit seiner Gründung im Jahr 1862 bis in die Gegenwart ist der *Fränkische Sängerbund e.V. (FSB)* der mitgliederstärkste Laienmusikverband im Freistaat Bayern und als Mitglied des *Deutschen Chorverbandes e.V. (DCV)* einer der führenden Chorverbände Deutschlands.² Im Sinne der freiheitlichen Grundordnung der Bundesrepublik Deutschland stellt er sich hinter die *Zehn Essener Thesen zum Chorsingen im 21. Jahrhundert* (2002)³ und unterstützt und fördert die musikalische Arbeit seiner Mitgliedschöre auf der Ebene der Laienchorvereinigungen wie auf dem Niveau professioneller Chöre mit dem Blick auf eine vielfältige, kulturell offene Chorlandschaft. Zur Sicherung und Weiterent-

wicklung solcher Ziele bietet der *FSB* in enger Zusammenarbeit mit der *Chorjugend im Fränkischen Sängerbund* eigene Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen an und wirkt so auch musikalisch-volksbildnerisch in alle Bereiche des musikkulturellen Lebens.⁴

2019 umfasst der *Fränkische Sängerbund* 13 Sängerkreise in den Regierungsbezirken Ober-, Mittel- und Unterfranken sowie in der nördlichen Oberpfalz. Am 1. Februar 2019 betrug die Gesamtzahl der Mitgliedschöre im *FSB* 1.562 Chöre, davon 494 Männerchöre, 96 Frauenchöre, 711 Gemischte Chöre, 55 Jugendchöre, 161 Kinderchöre und 45 Instrumentalgruppen. Erfasst wurden dabei insgesamt 37.747 aktive Mitglieder (15.428 Sängerinnen, 16.767 Sänger, 1.374 Jugendliche, 3.583 Kinder/Jugendliche und 595 Instrumentalisten). Mit 57.367 Fördernden und 37.747 Singenden Mitgliedern waren insgesamt 95.114 Personen gemeldet.⁵

Das hohe Ansehen der vom *Fränkischen Sängerbund* getragenen und geförderten Chorkultur in Deutschland in der Gegenwart ist nicht zuletzt durch die beeindruckende Vielfalt der Mitgliedschöre in allen Chorgattungen von ländlichen und städtischen Vereinen mit teilweise nahezu zweihundertjähriger Tradition bis hin zu Auswahlchören, darunter der gemischte Chor *Mixtura Cantorum* (gegr. 1992) und der Auswahl-Jazz- und Popchor *fränk'n feel* (gegr. 2015), professionelle Weltspitzenchöre wie der *Windsbacher Knabenchor* (gegr. 1946)⁶ sowie Universitäts- und Hochschulchöre, belegt. Bezeichnend erscheint die Einladung der fränkischen Chöre, die

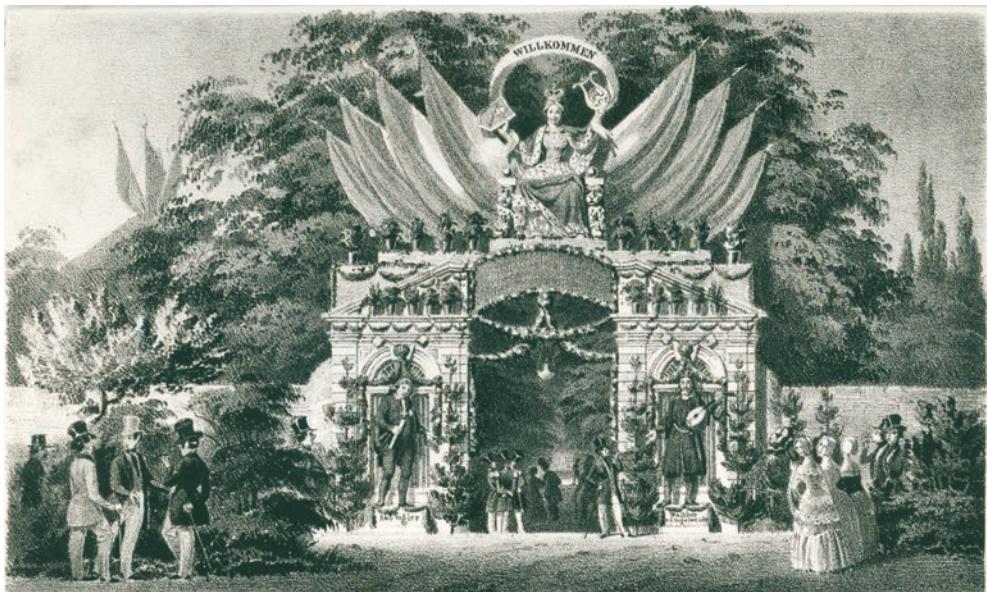


Abb. 1: Torbau zum Festplatz des 1. allgemeinen deutschen Sängerfestes Würzburg 1845 im Huten'schen Garten. Lithographie von F. Leinecker, 1845. Sängermuseum Feuchtwangen, o. Sign.

beim Preisträgerkonzert des 31. *Valentin Eduard Becker-Komponistenwettbewerbs* in Bad Brückenau 2019 die preisgekrönten Werke uraufgeführt haben, zum *Deutschen Chorfest des Deutschen Chorverbandes* 2020 in Leipzig.

Geschichte des FSB⁷

Die Musikkultur im Norden Bayerns baut auf einer langen, durch spezifisch fränkische Wesensart geprägten Tradition auf. Die Region stellt sich als eine historisch gewachsene Kultur- und Musiklandschaft dar, die aufgrund ihrer charakteristischen geographischen Mittellage stets Beziehungen nach allen Seiten hin pflegte und dadurch eine spannungsvolle Lebendigkeit und Vielfalt in ihren Formen und Ausdrucksweisen hervorbrachte. Die großen Sängerfeste und Chorfeste in Franken vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart ha-

ben das musikalisch-ästhetische Empfinden von Sängerinnen und Sängern sowie des Publikums für gehaltvolle Musik und künstlerische Qualität nachhaltig beeinflusst und damit eine Chorlandschaft entstehen lassen, die in außergewöhnlicher Weise für eine traditionsbewusste und zugleich zukunftsorientierte, experimentierfreudige Musikpflege aufgeschlossen ist.

Säkularisation und Mediatisierung haben zwar einen deutlichen Einschnitt in die tausendjährige Musikgeschichte gebracht, indem ehemals blühende Musikzentren zum Teil schwer geschädigt, an vielen Orten sogar zum völligen Erliegen gebracht wurden, doch blieb die Erinnerung wach, so dass sich das kulturelle Potential der ehemaligen Reichsstädte und Residenzen, der Klöster und Hochstifte bald wieder bestimmend auswirkte. Anlässlich des Schweinfurter Gesangfestes 1843 drückte der fränkische Volksliedsammler Franz von

Ditfurth (1801–1880) seine Verwunderung darüber aus, dass Franken hinter den allgemeinen Bestrebungen deutscher Liedertafeln anfangs etwas zurückgeblieben sei, obwohl doch einer der ersten und größten Komponisten für Männergesang, Franz Xaver Eisenhofer (1783–1855), hier gewirkt habe und der Volksstamm selbst „mit den glücklichsten Anlagen zur Musik begabt“ sei.⁸ Dies beweise schon der bei der Bevölkerung sehr verbreitete Volksliedergesang und die Tatsache, dass bei den Sängerinnen und Sängern „sich fast durchweg sehr gutes Gehör und viele gute Stimmen“ vorfänden.⁹ Tatsächlich entfaltete sich das Sängerwesen in Franken erst zu einem Zeitpunkt, als im benachbarten Schwaben, angeregt durch Hans Georg Nägeli (1773–1836) und das schweizerische Sängerwesen, bereits wegweisende regionale Liederfeste gefeiert wurden.¹⁰ Von hier gingen auch entscheidende Impulse aus, wie Johann Caspar Engelhardt (1796–1864), der Begründer der ersten fränkischen Sängerfeste und erste Chronist des fränkischen Laienchorwesens 1842 beschreibt:

„Herrlich tönte es schon längere Zeit aus dem liederreichen, gemütlichen Schwabenlande herüber in die fränkischen Gau; Vieles wurde rühmend erzählt von der Eintracht, die durch Liederkränze bezweckt würde, von dem wohltätigen Einflusse, den derartige Vereine auf die Gesittung der Menschen ausübten, und noch blieb es still im Frankenlande. Da folgte Nürnberg, das biedre, ehrwürdige Nürnberg, in welchem schon so viel Rühmliches zu Tage gefördert wurde, dem schönen Beispiele und bildete einen Verein zur Ausbildung des vierstimmigen Männergesanges und zur geselligen Unterhaltung. Freudigen Anklang fand das Unternehmen und herrlich ertönten bald in den Hallen der kunstreichen Noris die

Chöre von deutschen Männerstimmen. Bald darauf, und in kurzen Zwischenräumen bildeten sich die Vereine in dem Musensitze Erlangen, der Kreishauptstadt Ansbach, und den gewerbereichen Städten Weißenburg und Schwabach.“¹¹

Die im Vergleich zu anderen Regionen späte, dann jedoch bemerkenswert rasche Ausbreitung der Gesangvereine führte 1845 zu einem ersten Höhepunkt durch die Ausrichtung des *Ersten allgemeinen deutschen Sängerfestes* in Würzburg, zu dem über 1.500 Sänger aus nahezu hundert Orten Deutschlands zusammenkamen. Das nationale Bekenntnis der Schleswig-Holsteiner führte dazu, dass mit dem Würzburger Feste „dem deutschen Sängerwesen der Stempel einer kräftigen nationalen Wirksamkeit aufgedrückt wurde“, wie der Protagonist des „volksthümlichen deutschen Männergesangs“, Otto Elben (1823–1899), formulierte.¹² Der politischen Hochstimmung des Vormärz und den Ereignissen von 1848/1849 folgten in weiten Kreisen der Bevölkerung und damit auch der vereinsmäßig organisierten Sängerwelt Resignation und Depression. Bezeichnend für das Engagement der Franken für die Sache der Sänger ist jedoch ihr Vorschlag anlässlich des 3. Coburger Sängertages 1860, im folgenden Jahr ein *Großes Deutsches Sängerfest* in Nürnberg zu feiern. Auf diesem historisch bedeutsamen Fest im Jahre 1861 wurde dann beschlossen, erst flächendeckend Sängerbünde zu gründen, um dann Delegierte zur Gründung eines Dachverbandes entsenden zu können. So wurde am 1. Mai 1862 im Hotel Erlanger Hof in Bamberg der bis heute bestehende *Fränkische Sängerbund (FSB)* gegründet, bevor am 21. September 1862 in Coburg unter dem Protektorat des musikliebenden und komponierenden Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha



Abb. 2: Hotel „Erlanger Hof“ in Bamberg. Stahlstich von P. Herwegen nach einer Zeichnung von L. Kaim, um 1860. Sängermuseum Feuchtwangen, B 84 – 110.4/3 Nachlass Gerster, Carl.

(1818–1893) die Gründung des *Deutschen Sängerbundes* (DSB) vollzogen wurde.¹³

Es gereicht den Franken zur Ehre, dass in der Anfangsphase der deutschen Sängerbewegung nicht nur bedeutende Komponisten wie Eisenhofer in Würzburg und Johann Rupprecht Dürrner (1810–1859) in Ansbach, sondern auch herausragende Vertreter der Sängerbundesidee wie der „*Demosthenes der deutschen Sänger*“ (R. Gerster) Carl Gerster (1813–1892)¹⁴ und Hermann Beckh (1832–1908)¹⁵ als Präsidenten des *Fränkischen Sängerbundes* und Ausschussvorsitzende des *Deutschen Sängerbundes* die Entwicklung des bis heute (2019) weltgrößten Laienchorverbandes – die Fusion des DSB mit dem *Deutschen Allgemeinen Sängerbund* (DAS) zum *Deutschen Chorverband* (DCV) erfolgte am 28. Februar 2005 – maßgeblich mitbestimmt haben. Auch Valentin Eduard

Becker (1814–1890), der Komponist des im gesamten deutschsprachigen Raum populären Männerchorliedes *Das Kirchlein* („Ein Kirchlein steht im Blauen“) aus dem Jahre 1842, hat zum Ansehen Frankens unter den Sängern im In- und Ausland beigetragen.¹⁶ Sein Preis-Kommerslied *Lied fahrender Schüler* („Wohlauf, die Luft geht frisch und rein“, Text von Joseph Victor Scheffel) aus dem Jahre 1861 – bekannt als „Frankenlied“ oder „Frankenhymne“ – zählte zu den ‚Volksliedern‘, die anlässlich des 13. *Deutschen Sängerbundesfestes* in Mainz 1951, des ersten DSB-Festes nach dem Krieg, für das gemeinschaftliche Singen ausgewählt wurden.¹⁷ Dem Vorbild Beckers als Schöpfer volkstümlicher Lieder fühlten sich fränkische Männerchorkomponisten wie Simon Breu (1858–1933) in besonderer Weise verpflichtet.¹⁸

Bereits auf dem 8. Deutschen Sängerbundesfest in Nürnberg 1912, der 50-Jahrfeier des Deutschen Sängerbundes, wurde deutlich, dass eine Neuorientierung des Laienchorwesens in musikalischer Hinsicht unbedingt erforderlich war. Die Initiative hierzu unternahm nach dem Ersten Weltkrieg schließlich der Nürnberger Musikkritiker Wilhelm Matthes (1888–1973) mit seiner Anregung, im Rahmen von Sängerwochen zeitgenössische Chorliteratur vorzustellen. Von 1927 an fanden in der Katharinenkirche, wo früher die Meistersinger zusammengetroffen waren, in regelmäßigen Abständen die *Nürnberger Sängerwochen* statt, die auch nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgenommen wurden.¹⁹ 1925 war in den Räumen des ehemaligen Katharinenklosters auf Anregung des Nürnberger Sängers Ernst Seiferth (1867–1944) das *Deutsche Sängermuseum* eingeweiht worden, in dessen Nachfolge seit 1989 das *Sängermuseum des Fränkischen Sängerbundes* bzw. seit 1999 die *Stiftung Dokumentations- und Forschungszentrum des Deutschen Chorwesens* in Feuchtwangen und das *Forschungszentrum des Deutschen Chorwesens an der Universität Würzburg* (2018) stehen. In der Katharinenkirche selbst fanden sich die Ehrenmäler des Deutschen Sängerbundes und des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges.²⁰ Bis in die Gegenwart hinein zählen aus Franken und der Oberpfalz stammende bzw. hier tätige Komponisten wie Hans Koessler (1853–1926), Max Reger (1873–1916), Armin Knab (1881–1951) und Hugo Distler (1908–1942) sowie Preisträger des seit 1953 in Zusammenarbeit mit der Stadt Bad Brückenau und dem FSB ausgerichteten *Valentin Eduard Becker-Komponistenwettbewerbs* mit bundesweit ausgeschriebenen Preisen zur Förderung des Laienchorgesangs, dar-

unter die ehemaligen bzw. heute wirkenden Bundeschorleiter des FSB Waldram Hollfelder (1924–2017) und Gerald Fink (geb. 1969), zu den namhaften deutschen Chorkomponisten des 20. und 21. Jahrhunderts.²¹

Liedersammlungen

Zu den bemerkenswertesten Liedersammlungen in Franken aus der Anfangsphase der Chorbewegung zählt ein *Fränkisches Liederbuch. Eine Sammlung auserlesener, besonders in Franken beliebter Volks- und Gesellschaftslieder*, das 1838 im Kitzinger Verlag von G. E. Köplinger „zunächst für den Liederkranz in Schweinfurt bearbeitet und herausgegeben“ wurde. Die Schweinfurter Liederkränzler hatten hier zusammengetragen, „was deutsche Dichter treffliches gesungen“ und im Sinne ihres Vereinsnamens „zu einem Kranz verschlungen./ Der dauernden Genuss den Bessern gibt“, mit der Zielsetzung: „Und vom Gefühl des Schönen tief durchdrungen/ Wird's in unserem Kreise oft geübt,/ Der Dichter Geist soll den Gesang beleben/ Und himmelan der Hörer Herzen heben.“²² Die inhaltliche Aufteilung in fünf Kapitel (I. Vaterlandslieder, II. Gesellschafts-, Tisch- und Trinklieder, III. Lieder im Freien, Jäger- und Kriegerlieder, IV. Lieder bei besonderen Gelegenheiten und V. Lieder vermischt Inhalts) lässt bereits eine Gliederung erkennen, wie sie auch in späteren überregionalen Anthologien vorgenommen wurde.²³ Bereits noch vor der Gründung des Fränkischen Sängerbundes 1862 gab Valentin Eduard Becker 1846 in Würzburg eine Chorliedersammlung mit dem Titel *Fränkischer Sängerbund. Gesänge für Männerchor heraus*.²⁴ Mit der *Lieder-Sammlung für den Fränkischen Sängerbund* 1864 begann dann die Reihe



Abb. 3: Der Komponist des „Frankenliedes“ Valentin Eduard Becker.

Stich von Weger, Leipzig, o.D.
Sängermuseum Feuchtwangen, o. Sign.

von Chorlied-Anthologien des FSB bis zur Notenausgabe zum 150-jährigen Verbandsjubiläum 2012.²⁵

Die ausgeprägte Vorliebe fränkischer Chorkomponisten und Chordirigenten für altes und neues Volkslieder-Repertoire²⁶ lässt sich über Komponisten wie Simon Breu aus Würzburg, der in die Arbeitskommission für das *Volksliederbuch für Männerchor* 1906, das sogenannte „*Kaisertliederbuch*“, wie man die umfangreichste und bedeutendste Chorliedersammlung in der Geschichte des Chorwesens überhaupt benannte, berufen wurde,²⁷ bis zum *Chorfest des Fränkischen Sängerbundes* 2019 in Weiden in der Oberpfalz nachweisen. Beim „*Offenen Singen*“ zum Abschluss des Chorfestes auf dem Marktplatz in Weiden sorgten Aufführungen älterer

und aktueller Volksliedbearbeitungen einzelner Chöre ebenso für enthusiastischen Beifall wie der Gesamtchor aller Chorsängerinnen und Chorsänger mit Valentin Rathgebbers (1682–1750) Loblied *Von der edlen Musik* in einem Satz von Julius Röntgen (1855–1932) aus dem *Volksliederbuch für gemischten Chor* („*Kaisertliederbuch*“) 1915 und dem „*Frankenlied*“ von Valentin Eduard Becker in einer Bearbeitung des Schweinfurter Chorleiters Lorenz Schlerf (1896–1974).²⁸

Perspektiven

Im Theodor W. Adorno-Gedenkjahr 2019 wird auch die Erinnerung an dessen Diktum aus dem Jahr 1952 wieder wach, als der Philosoph auf der 5. Arbeitstagung des *Instituts für Neue Musik und Musikerziehung* in Darmstadt sagte: „*Nirgends steht geschrieben, daß Singen not sei.*“²⁹ Dieses Zitat wird auch heute noch gern verwendet, um an Adornos Kritik der Manipulation durch Liedersingen in der NS-Zeit und an die Situation der Repertoiresuche in den Nachkriegsjahren zu erinnern. Die Diskussion um die von dem Frankfurter Sozialforscher diagnostizierte „*Singscham*“ einer ganzen Generation und den „*Adorno-Schock*“ ist bis heute keineswegs abgeebbt. Die Folgen einer unkritischen, von historischer Unkenntnis geprägten Auseinandersetzung sind weiterhin evident. Die Forderung von Andreas Eschen, sich näher mit dem „*Adorno-Mythos*“ zu befassen,³⁰ ist daher berechtigt, auch wenn inzwischen der Eindruck vorherrschen mag, für viele Kinder und Jugendliche gehöre Singen schon längst wieder zum selbstverständlichen Ausdruck von Lebensfreude sowie zur Alltags- und Festkultur.

Von „*Singscham*“ ist bei singfreudigen Menschen jeden Alters heute keine Rede

mehr. Im Gegenteil: „Wirtshaus-Singen“, „Rudel-Singen“ liegen seit Jahren im Trend, „Stadion-Singen“ mit „Fan-Gesängen“ – nicht nur beim Fußball – zählt längst zu den auch wissenschaftlich beachteten Veranstaltungen mit „Massengesängen“. Der *Fränkische Sängerbund* verschließt sich derartigen Entwicklungen nicht, sondern nimmt an solchen Veranstaltungen aktiv und kreativ teil, ob bei Flashmobs oder – wie 2018 – im Max-Morlock-Stadion Nürnberg bei einem *Adventssingen* mit 10.000 Teilnehmern.

Fränkische Chorkomponisten bzw. Komponisten aus Franken haben schon immer mit großem Engagement sogenannte Volksliedmelodien bearbeitet. Das Beispiel Valentin Rathgeber ist nur eines von vielen, an dem aufgezeigt werden

kann, dass gewisse regionale Traditionen der Liedpflege bis in die Gegenwart hineinwirken. Noch vor wenigen Jahrzehnten zählten Rathgeber-Bearbeitungen und Arrangements von Liedern vor allem aus den Sammlungen *Fränkische Volkslieder* von Franz Wilhelm von Ditfurth von 1855 zum Standardrepertoire der Kinder- und Schulchöre in Bayern sowie der Chorlied-Anthologien des *Fränkischen Sängerbundes*.³¹

Die ‚Pflege‘ des – wie auch immer definierten – ‚Volksliedes‘ und des ‚volkstümlichen Liedes‘ zählte zu den vornehmsten Aufgaben und Zielen der Laienchorvereinigungen nach 1800. Das Repertoire heutiger Laienchöre, in zunehmendem Maße aber auch semiprofessioneller und professioneller Chöre, enthält immer auch Chor-



Abb. 4: Ansichtskarte vom VIII. Deutschen Sängerbundesfest Nürnberg 1912. Anlässlich des 50-jährigen Jubiläums des Deutschen Sängerbundes verweist das Motiv auf das Große Deutsche Sängerfest Nürnberg 1861, wo die Gründung des DSB beschlossen wurde.

Sängermuseum Feuchtwangen, Postkartensammlung, o. Sign.



Abb. 5: Medaille zur 3. Nürnberger Sängerwoche 1931. Die Rückseite zeigt die Katharinenkirche mit angrenzendem Kloster, wo das Deutsche Sängermuseum wenige Jahre zuvor eröffnet worden war.
Sängermuseum Feuchtwangen, Medaillensammlung, Sign. Me-0323.

werke und Liedbearbeitungen zum Thema „Heimat“. Im kollektiven Bewusstsein aller Franken fest verankert ist Scheffels Wanderlied „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein“ mit der Melodie von Valentin Eduard Becker. Wenn es überhaupt noch ein in allen Bevölkerungsschichten bekanntes und gesungenes „Heimatlied“ und „Volkslied“ in Franken gibt, dann sicher dieses „Frankenlied“. Doch mit Blick auf die Thematik der FRANKENBUND-Tagung in Grünsfeld bleibt festzuhalten, dass es eben einer der populärsten Männerchorkomponisten des 19. Jahrhunderts und des *Fränkischen Sängerbundes* war, der die Melodie zu diesem Kommerslied schuf, das später zu einem „Volkslied“ wurde, dessen zahlreiche Arrangements bis in die Gegenwart hinein von der ungebrochenen Popularität der „Franken hymne“ bis in die Gegenwart zeugen.³²

Die FSB-Chöre treten selbstbewusst, musikalisch engagiert und offen für Chormusik aus Geschichte, Vergangenheit und Gegenwart ein, die Botschaften zu vermitteln vermag, die durch kein anderes klang-

liches Medium als eben den Chorklang vermittelt werden können. So versteht es sich von selbst, dass es längst kein enges ‚Verbandsdenken‘ mehr gibt: Der *Fränkische Sängerbund* unterstützt selbstverständlich alle Gruppen, Ensembles und Chöre, die sich an ihn wenden, auch wenn sie nicht Mitglied des Verbandes sind oder sein können. Das Beispiel „Patenschaften für Schulchöre“ ist ein Erfolgsmodell.

Die menschliche Stimme ist ein elementarer Faktor, wenn es um die Verbindung von Heimat und Musik geht. Stimmen – die eigene wie auch fremde – schaffen Klang- und Hörräume im Innern eines jeden Menschen, die zu Bildungs-, Erfahrungs- und Erinnerungsräumen werden – und damit zu unverwechselbarer, individueller (Klang-)Heimat³³. Somit ist die Stimme eines jeden Einzelnen eine der authentischsten wie auch emotionalsten Äußerungen in Bezug auf das Begriffsfeld ‚Heimat‘. ‚Heimat‘ entsteht vor allem durch ein Gefühl. Musik ist eine Möglichkeit, dieses Gefühl zu schaffen und zu ver-

orten, ‚Heimat-Identität‘ entstehen, entwickeln und sich festigen zu lassen. Mit dieser mentalen Kraft lässt sich das Leben besser meistern und anderen Menschen Hoffnung und Lebensmut vermitteln.

Meine waldeckische Landsmännin Christine Brückner (1921–1996) hat hier eine Aufgabe für alle gesehen, sich zu engagieren, was für Sängerinnen und Sänger bedeutet, sich musikalisch kreativ vor Ort einzubringen und die emotionale Kraft der Stimme und des gemeinschaftlichen Chorgesangs im Sinne unserer freiheitlich demokratischen Grundordnung zu nutzen. ‚Heimat‘ hielt sie „*für ein Gefühl, einen Gedanken*“, mit dem sie sich auseinandersetzen müsse, denn eine ‚Heimat‘ zu haben, sei „*kein Verdienst, sondern ein Geschenk: Eine Heimat für andere zu schaffen, das wäre eine Aufgabe.*“³³ Wie in den zurückliegenden Jahrzehnten wird der *Fränkische Sängerbund* für solche politischen, soziokulturellen und musikalischen Aufgaben mehr denn je auf verständnisvolle und kooperative Medienpartner wie den *Bayerischen Rundfunk* angewiesen sein. Seit Jahrzehnten arbeitet der FSB mit der *Rедакtion BR Heimat im Studio Franken des Bayerischen Rundfunks* zusammen.³⁴ Dennoch fällt auf, dass die Bilanz für Sendungen mit Chormusik etwa gegenüber Blasmusik- und „Stubenmusi“-Sendungen unbefriedigend ist.

Hier muss Ursachenforschung betrieben werden. „Volxmusik“ und andere Entwicklungen auf diesem Gebiet haben jedoch schon seit mehreren Jahren unter Beweis gestellt, dass es noch weitere Sparten in diesem Bereich gibt. Chorvereinigungen in Franken mit den Mitgliedschören des *Fränkischen Sängerbundes* an der Spitze waren und sind stets wachsam und achten auf innovative und kreative Impulse, wie sie etwa von den *chor.com*-Messen

in Dortmund und zuletzt (2019) in Hannover ausgehen.

Chormusik muss wieder regelmäßiger und häufiger als in der Vergangenheit gesendet werden. Mainstream und Kommerz bei gewissen Musiksparten hin oder her, es gibt auch andere Hörerschichten, die – so sieht es beinahe aus – erst wiederentdeckt werden müssen. Hier bietet der FSB seine Fachkompetenz und Kooperationsbereitschaft an. Denn der Klang fränkischer Chöre ist ein unverwechselbarer „Klang der Heimat Franken“, für die, die hier leben wie für die, die hier eine neue Heimat und musikkulturelle Identität suchen.

Friedhelm Brusniak (geb. 1952): Studium der Schulmusik, Geschichte und Musikwissenschaft in Frankfurt am Main. 1980: 2. Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien sowie Promotion in Musikwissenschaft mit einer Arbeit über den Nürnberger Komponisten Conrad Rein (gest. 1522). 1981–1999: Akademischer Rat bzw. Vertretungsprofessor an den Universitäten und Pädagogischen Hochschulen in Augsburg, Erlangen-Nürnberg und Heidelberg. 1998: Habilitation mit einer Studie über „Anfänge des Laienchorwesens im 19. Jhd. in Bayerisch-Schwaben“. 1999–2019: Professor und erster Lehrstuhlinhaber (2004) für Musikpädagogik an der Universität Würzburg (2019 i.R.). 1989–1999 Leiter des Sängermuseums in Feuchtwangen, seit 2018 Wissenschaftlicher Leiter des Forschungszentrums des Deutschen Chorwesens an der Universität Würzburg und Präsident des Fränkischen Sängerbundes. Kontakt: Fränkischer Sängerbund e.V., Bahnhofstraße 30, 96450 Coburg, E-Mail: friedhelm.brusniak@uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

- 1 Brusniak, Friedhelm: Das große Buch des Fränkischen Sängerbundes. München 1991. Der vorliegende Beitrag versteht sich vor allem als Fortführung eigener Studien im Bereich der historischen Chorforschung und greift unterschiedliche Aspekte der Entwicklung des Laienchorwesens in Franken seit dem 19. Jahrhundert auf. Brusniak, Friedhelm: Chorwesen, in: Kolb, Peter/Krenig, Ernst-Günter (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte. Bd. 5/2: Von der Eingliederung in das Königreich Bayern bis zum beginnenden 21. Jahrhundert. Würzburg 2002, S. 209–215; Laienchorwesen in Franken und Bayerisch-Schwaben. Eine Literaturschau, in: Musik in Bayern 64.2002 (2003), S. 83–99; „Blick zurück nach vorn“. Chorwissenschaftliche Forschung im Zeichen der 150. Wiederkehr der Gründung des Deutschen Sängerbundes 1862, in: Geisler, Ursula/Johansson, Karin (Hrsg.): Choir in Focus 2010. Göteborg 2010, S. 68–77.
- 2 Brusniak, Friedhelm: Chor und Chormusik: II. Chorwesen seit dem 18. Jhd., in: Finscher, Ludwig (Hrsg.): Die Musik in Geschichte und Gegenwart [künftig zitiert: MGG2]. Sachteil Bd. 2. Kassel 1995, Sp. 774–824.
- 3 Veröffentlicht in: Brusniak, Friedhelm (Hrsg.): Chor – Visionen in Musik. Essener Thesen zum Chorsingen im 21. Jahrhundert. Kassel 2003, S. 11–13; Cantare humanum est. Mit den ‚Zehn Essener Thesen zum Chorsingen im 21. Jahrhundert‘ zum Chorfest 2007 in Bamberg, in: Fränkische Sängerzeitung 53 (2006), H. 4, S. 6–8; H. 5, S. 5–7; H. 6, S. 2–4.
- 4 Details s. Homepage *Fränkischer Sängerbund e. V.* (URL: <http://www.fsb-online.de>; letzter Aufruf: 27.10.2019).
- 5 Statistische Angaben aus der Geschäftsstelle des FSB vom 12.09.2019.
- 6 Brusniak, Friedhelm: Das Erbe der „Knabenchorbewegung“, in: Liedtke, Max (Hrsg.): Der Windsbacher Knabenchor. Augsburg 1996, S. 257–260.
- 7 Der folgende historische Abriss wurde ohne bibliographische Nachweise erstmals veröffentlicht bei Brusniak, Friedhelm: „Mit den glücklichsten Anlagen zur Musik begabt...“ Zur Geschichte der Chormusik in Franken, in: Chormusik in Franken 1750–1991. Beiheft zur gleichnamigen CD des Bamberger Oratoriums. Apollon AP 900501. Bamberg 1991, S. 1–3, und wird hier – leicht überarbeitet und ergänzt – mit den Quellenangaben publiziert.
- 8 Ditzfurth, Franz von: Betrachtungen über deutsche Liedertafeln, in: [Schüler, Carl:] Blüthen und Blätter, gesammelt zur Erinnerung an das Gesangfest in Schweinfurt, am 30. Juli 1843. Schweinfurt 1843, S. 43.
- 9 Ebd.
- 10 Elben, Otto: Der volksthümliche deutsche Männergesang, seine Geschichte, seine gesellschaftliche und nationale Bedeutung. Tübingen 1855, S. 94f.; 2. Aufl. 1887, S. 305–313; Brusniak, Friedhelm: „Es lebe die freie Schweiz, im Guten unser Vorbild!“ Schweizerische Impulse für die Entwicklung der Sängerbewegung im deutschsprachigen Raum von den Anfängen um 1800 bis in die 1860er-Jahre, in: Schweizer Jahrbuch für Musikwissenschaft Neue Folge 34/35 (2014/2015) [2017], S. 147–192.
- 11 Engelhardt, Johann Caspar: Erinnerungsblätter an das Windsheimer Gesangfest, am 17. Juli 1842, ein Beitrag zur Geschichte der Liedertafeln. Neustadt a.d. Aisch 1842, S. 7.
- 12 Elben: Männergesang 1855 (wie Anm. 10), S. 139; Elben: Männergesang 1887 (wie Anm. 10), S. 110; Brusniak, Friedhelm: Nationalbewegung und Sängerstolz. Das erste deutsche Sängerfest in Würzburg 1845, in: Konrad, Ulrich (Hrsg.): Musikpflege und ‚Musikwissenschaft‘ in Würzburg um 1800. Symposiumsbericht Würzburg 1997. Tutzing 1998, S. 37–48.
- 13 Brusniak: Das große Buch (wie Anm. 1), S. 84–131; Brusniak, Friedhelm/Klenke, Dietmar: Sängerfeste und die Politik der deutschen Nationalbewegung, in: Die Musikforschung 52 (1999), S. 29–54.
- 14 Gerster, Raimund: Aus einem deutschen Sängerleben, in: 8. Deutsches Sängerbundes-Fest Nürnberg 1912, Fest-Zeitung. Nürnberg 1912, S. 191; Brusniak, Friedhelm: Gerster, Carl Wolfgang Franz, in: GDS-Archiv für Hochschul- und Studentengeschichte 2 (1994), S. 91f.
- 15 Brusniak: Das große Buch (wie Anm. 1), S. 140–142; Singen und Sagen: frank und frei! Vortrag zur Eröffnung des FSB-Bundes-Chorfestes in Bamberg am 27. April 2007 anlässlich

- des Jubiläums 145 Jahre Fränkischer Sängerbund, in: *Fränkische Sängerzeitung* 54 (2007), H. 4, S. 4–9, hier S. 6, und S. 8f.
- 16 Brusniak: Das große Buch (wie Anm. 1), S. 89–92.
- 17 Kaul, Oskar: Becker, Valentin Eduard, in: Lebensläufe aus Franken. Bd. 4. München 1930, S. 25–29; Brusniak, Friedhelm: Becker, Johann Valentin Eduard, in: MGG2. Personen Teil Bd. 2. Kassel u.a. 1999, Sp. 628f.; „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein“. Zur Entstehung, Rezeption und Wirkungsgeschichte des „Frankenlieds“ von Joseph Victor von Scheffel und Valentin Eduard Becker, in: *Fränkische Sängerzeitung* 62 (2015), Nr. 4, S. 16–19 [Aktualisierte Kurzfassung unter dem Titel „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein“. Zur Wirkungsgeschichte der Preiskomposition Valentin Eduard Beckers aus dem Jahre 1861, in: *Abituria Wirceburgia. Mitteilungsblatt* Nr. 77/September 2018, S. 7–12].
- 18 Brusniak, Friedhelm: Der Prototyp eines Komponisten volkstümlicher Männerchorlieder: Zum 70. Todestag von Simon Breu (1858–1933), in: *Fränkische Sängerzeitung* 50 (2003), H. 6, S. 3–4.
- 19 Brusniak: Das große Buch (wie Anm. 1), S. 180f., 205.
- 20 Brusniak: Das große Buch (wie Anm. 1), S. 172–179; Arlt, Alexander: Zur Geschichte des Deutschen Sängermuseums in Nürnberg und dessen Sammlungen – eine Spurensuche, in: Sagrillo, Damien (Hrsg.): Musik, musikalische Bildung und musikalische Überlieferung. Festschrift zum 65. Geburtstag von Friedhelm Brusniak. Weikersheim 2017, S. 23–42; Das Deutsche Sängermuseum in Nürnberg – „Chor“ als Exponat, in: Meyer, Andreas (Hrsg.): Musikausstellungen – Intention, Realisierung, Interpretation. Ein interdisziplinäres Symposium. Hildesheim 2018, S. 183–204.
- 21 URL: http://www.fsb-online.de/geschichte/komponisten/kompo_index.html (letzter Zugriff: 27.10.2019). Brusniak, Friedhelm: Hollfelder, Waldrum, in: MGG2. Supplement. Kassel 2008, Sp. 339f. (V.E. Becker-Komponistenpreise 1961, 1965, 1967). Gerald Fink erhielt den Preis 2005.
- 22 Arlt, Alexander: Das Repertoire der Anfangszeit, in: Schneider, Erich (Hrsg.): 175 Jahre Liederkranz Schweinfurt 1833–2008. Vom Männergesangverein im Geist des Vormärz zum Oratoriendorch. Schweinfurt 2008, S. 14f.; Brusniak, Friedhelm: Die Qual der Wahl. Zur Repertoire-Auswahl in Gebrauchsliederbüchern von Männergesangvereinen im 19. Jahrhundert, in: Walter, Elmar/Griebel, Armin (Hrsg.): Volksmusik. Wirklichkeiten – Wünsche – Perspektiven. Referate und Beiträge des 21. Seminars für Volksmusikforschung und -pflege in Würzburg, Februar 2011 und des Symposiums des Bezirks Mittelfranken zum Jubiläum 30 Jahre Forschungsstelle für fränkische Volksmusik in Ansbach, Mai 2011. Festschrift 30 Jahre Forschungsstelle für fränkische Volksmusik. München/Uffenheim 2012, S. 95–109, hier S. 101–103.
- 23 Vgl. z.B. Bernhardi, Wilhelm: Allgemeines deutsches Liederlexikon. 4 Bde. Leipzig 1844–1846.
- 24 Brusniak: Das große Buch (wie Anm. 1), S. 71f.
- 25 Ebd., S. 125–129; zu Möckl, Franz (Hrsg.): Fränkisches Liederbuch. Regensburg 1962: Ebd., S. 212; Fink, Gerald (Hrsg.) [für den Musikausschuss des FSB]: Tausend Wünsche. Neue Sätze für gemischten Chor zum 150-jährigen Jubiläum des Fränkischen Sängerbundes. München 2012.
- 26 Vgl. in diesem Zusammenhang auch Brusniak, Friedhelm: „All mein Gedanken, die ich hab“. Das Liebeslied aus dem „Lochamer-Liederbuch“ als „Heimatlied“, in: Symbolon. Jahrbuch der Gesellschaft für wissenschaftliche Symbolforschung. Neue Folge Bd. 19 (2014). S. 19–31.
- 27 Liliencron, Rochus Freiherr von: Zur Einführung, in: [Arbeitskommission (Hrsg. auf Veranlassung Seiner Majestät des Deutschen Kaisers Wilhelm II.]): Volksliederbuch für Männerchor. Partitur. 2 Bde. Leipzig 1906, S. V–XV, hier S. XIV; Brusniak, Friedhelm: „Rahvalaulukogu meeskoorile“ („keisrlaulik“) ja selle muusikalooline tähendus [Das „Volksliederbuch für Männerchor“ („Kaiserliederbuch“) und seine musikhistorische Bedeutung], in: Lippus, Urve (Hrsg.): Meeskoor ja meestelaul [Männerchor und Männergesang]. Tallinn 2007, S. 23–41.
- 28 Fränkischer Sängerbund (Hrsg.): [Programmheft] Weiden singt. Chorfest des Fränkischen Sängerbundes 20./21. Juli 2019. Weiden i. d. Oberpfalz 2019, S. 70f. (Rathgeber/Röntgen), S. 72f. (Becker/Schlerf). Vgl. dazu Brusniak:

- Das große Buch (wie Anm. 1), S. 213 (Faks. Becker/Schlerf).
- 29 Adorno, Theodor W.: Kritik des Musikanten, in: Dissonanzen. Musik in der verwalteten Welt. Göttingen 1956, S. 75f.; Brusniak, Friedhelm: „Nirgends steht geschrieben, daß Singen not sei.“ Zum 50. Todestag von Theodor W. Adorno (1903–1969), in: in|takt. Mitteilungsblatt des Fränkischen Sängerbundes 66 (2019), Nr. 5, S. 4f.
- 30 Eschen, Andreas: Ein moderner Mythos: Adorno und die Versemung des Singens, in: Brusniak, Friedhelm (Hrsg.): Würzburger Beiträge zur Kestenberg-Forschung. Weikersheim 2019, S. 105–125.
- 31 Brusniak, Friedhelm: Die Valentin-Rathgeber-Bearbeitungen in den Volksliederbüchern für Chorgesang des 20. Jahrhunderts, in: Gaß, Erasmus/Gaß, Berthold (Hrsg.): Rathgeber im Kontext. I. Internationales Rathgeber-Symposium am 3. Juni 2007 in Oberelsbach. Festschrift für Franz Krautwurst. Oberelsbach 2008, S. 77–106; „Allzeit so so“. Rathgeber-Lieder für die Schule, in: Internationale Valentin-Rathgeber-Gesellschaft e.V. (Hrsg.): An der Schwelle zur Klassik – Valentin Rathgeber. II. Internationales Rathgeber-Symposium am 5.–6. Juni 2010 in Oberelsbach. Festschrift für Gottfried Rehm zum 85. Geburtstag. Pfaffenhofen a.d. Ilm 2011, S. 127–143.
- 32 Vgl. hierzu auch das Arrangement der viele Jahre verwendeten Erkennungsmelodie für Regionalsendungen Franken des *Bayerischen Rundfunks*. Der *Fränkische Sängerbund* hat den UNESCO-Impuls von 2009 aufgenommen und im Sinne der Gestaltung von kultureller Vielfalt sowie des Engagements für kulturelle Vielgestaltigkeit erweitert. So werden beispielsweise sogenannte „Crossover“-Projekte in der Auseinandersetzung mit musikalischer Heterogenität, wie bei sogenannter „neuer“ Volksmusik, bei der originale Versionen und moderne Arrangements miteinander verbunden und vermischt werden, unterstützt.
- 33 Brückner: Christine: Hat der Mensch Wurzeln? Autobiographische Texte. Frankfurt-Berlin 1988, S. 41–43, hier: S. 43; Brusniak, Friedhelm: „Eine Heimat für andere zu schaffen“ – Ein Statement zum Aspekt „Chorwesen“ aus Sicht der historischen Chorforschung, in: STADTKULTUR Netzwerk Bayerischer Städte e.V. Dr. Christine Fuchs (Hrsg.): Lokalklang – Texte. Volksmusik in E und U. Tagungsdokumentation und weitere Texte. Ingolstadt 2014, S. 94–97; Gegen die „Unkulturwende“. Ein Plädoyer für eine „Kultivierung der Hör- und Dialogfähigkeit“, in: in|takt. Mitteilungsblatt des Fränkischen Sängerbundes 65 (2018), Nr. 6, S. 3.
- 34 Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Hinweise zu „Heimatgefühle“ bei Greiser, Merle: „Volksmusik ist...“ Narrative der Unbestimmtheit am Beispiel von „Volksmusik“ in der Region Franken. Festschrift für Armin Griebel. Uffenheim 2018, S. 36f.

Dank:

Für freundliche Auskünfte und Unterstützung danke ich Frau Susanne Osmani (Geschäftsstelle *Fränkischer Sängerbund*, Coburg), Herrn Walter O. Neumann (Ehrenmitglied FSB, Schwaig), *V.E. Becker-Kom-*

ponistenwettbewerb) und Herrn Alexander Arlt (*Sängermuseum/Stiftung Dokumentations- und Forschungszentrum des Deutschen Chorwesens*, Feuchtwangen).

MAINPOP: Die Populärmusikförderung des Bezirkes Unterfranken

Die Unterstützung der Musikbegeisterten im Rock- und Popbereich sieht der Bezirk Unterfranken als eine wichtige Aufgabe an. Daher schildert der Beitrag kurz die Ansätze, Kernpunkte und Herzstücke der Populärmusikförderung des Bezirkes Unterfranken. Außerdem beantwortet er die Frage, wie sich die Förderung bei „Mainpop“ definiert.

Fakten

Initiator der Populärmusikförderung war im Jahre 2001 der Bezirk Unterfranken. Sitz von „Mainpop“ ist die Bayerische Musikakademie in Hammelburg, wobei die Projektleitung beim Populärmusikbeauftragten des Bezirk Unterfranken liegt. Bis-her haben knapp 3.000 junge Musiker an den Angeboten von „Mainpop“ teilgenommen.

Was wir nicht sind:

Wir sind keine Bookingagentur, keine Bandmanager und keine Konzertveranstalter. Auch sind wir keine selbsternannten Wirtschaftsspezialisten und können unsere jungen Musiker nicht ‚reich und berühmt‘ machen. Durchschlagender finanzieller Erfolg, also ‚der Hit‘ lässt sich auch heute nicht planen. Wer anderes verspricht, macht sich unglaublich! Das Schielen auf den Markt geht meist nicht ohne erhebliche künstlerische Einbußen und Aufweichen der eigentlichen Identität vor sich. Wenn man sich aber dem Markt und damit der großen Masse anpasst, also das gleiche tut, was auch schon viele andere taten, wird man scheitern.

Die ‚Vermarktung‘ junger Musiker kann nicht in unserem Interesse liegen. Auch streben wir nicht an, unbedingt aus Hobbymusikern Profis zu machen, die von ihrer Musik leben müssen. Zwar werden



Abb. 1: Die Teilnehmer eines BandCamps in Hammelburg.

Photo: Mainpop.



Abb. 2: Eine Probe bei den Musik-Kreativ-Tagen 2015.

Photo: Mainpop.

jedes Jahr Musiker aus unseren „Workshops“ an den deutschen Pophochschulen aufgenommen, aber das ist nur ein Nebenprodukt unserer Förderarbeit.

Was wir leisten können:

Wir sind Partner der Musiker, Wegbereiter, Initiatoren, Impulsgeber und Berater. In der einschlägigen, bundesweiten Musikszene genießt „MainPop“ durch die Qualität seiner Angebote hohes Ansehen. Sogar Stars wie Pola Roy von der Gruppe „Wir sind Helden“ geben durch uns mit Freuden ihr Wissen an die unterfränkischen Musiker weiter. Auf der internationalen „Popkom“ in Berlin ist der Bezirk Unterfranken als einziger Bezirk für seine Popmusik-Förderarbeit geehrt worden.

Musikalisches Schaffen und Arbeiten fördert und formt Persönlichkeit und soziale Kompetenzen. Musik ist kein Teilbereich, sondern für Musiker oftmals wichtiger Bestandteil des Lebens auf der Suche nach Orientierung und Identität. Das bestimmt die Grundzüge unserer Förderarbeit!

BandCamps

Als junger Musiker ist man immer auf der Suche nach neuen Anregungen, Ideen und Möglichkeiten, seine Musik einzubringen und umzusetzen. Die optimale Plattform dazu finden unsere Musiker in unseren mehrtägigen „BandCamps“.

Hier werden Einzelmusiker und Bands in allen Belangen rund um die praktische Musikausübung gecoacht. Die Angebote in den einzelnen Levels sind genau auf die Anforderungen der Instrumentalisten und Sänger abgestimmt und erreichen so Anfänger ab zwölf Jahren sowie auch Semiprofis. Unsere Teilnehmer nennen die Camps oft einfach „*die schönste Zeit des Jahres*“!

Musik-Kreativ-Tage / Creativity Sessions

Auch Kreativkurse, die sich mit dem Schaffen von eigener Musik beschäftigen, organisieren wir. Hier bieten wir in der Musikakademie einen inspirierenden Aufenthalt

zum Texten, Komponieren, Arrangieren, und um gemeinsam neue musikalische Ausdrucksmöglichkeiten zu finden.

„Workshops“ für elektronische Musik

Elektronische Musik ist die aktuellste Spielart der populären Musik. Sie bietet dem Musiker unzählige Möglichkeiten sich auszudrücken und unterliegt einem ständigen Wandel mit immer neuen technischen und ästhetischen Trends. Hier wird gezeigt, was im Moment „state of art“ ist und so der nötige Wissenstransfer zwischen den Profis aus den Metropolen und den Amateuren aus der Region angestoßen. Themen sind Tipps und Tricks zu Hard- und Software, Videoclips vertonen, DIY-Synthies bauen, Clubtracks produzieren, und vieles mehr.

Bandaustausch mit Frankreich

Die gesamte Förderarbeit bekommt durch die Kultauraustauschmöglichkeiten mit dem Partnerschaftsreferat des Bezirks einen weiteren, wichtigen Anreiz. Seit 2008 konnten schon etliche Bands zu Konzer-

ten, Schülertagen und Jazz-Seminaren in das Calvados vermittelt werden.

Andererseits ermöglichen wir unseren Partnern im Calvados alle zwei Jahre, eine Band in unser MainPop BandCamp zu entsenden. In das überregional bedeutende „Umsonst und Draußen“-Festival in Würzburg konnte schon zum zweiten Jahr in Folge eine Band aus dem Partnerbezirk eingebbracht werden. Durch den vertieften, kontinuierlich erfolgreichen Kultauraustausch entwickeln sich Aspekte und Perspektiven, die sonst nicht möglich wären. Die durch unser Partnerschaftsreferat angestoßene Kultauraustauscharbeit mit den Kollegen in Caen und Lisieux ergänzt und bereichert unsere Förderarbeit erheblich.

„Projekt Heimat“

Durch die selbst produzierten CDs konnte das kreative und künstlerische Potential der unterfränkischen Musikszene demonstriert und präsentiert werden. Schon im Jahr 2003 präsentierten wir das „Projekt Heimat“. Dies geschah also viele Jahre früher als der Bayerische Rundfunk auf die Idee seiner „Heimatsounds“ kam.



Abb. 3: Die Teilnehmer eines Workshops für elektronische Musik.

Photo: Mainpop.

Die Bands und Musiker aus Unterfranken hatten und damals 78 neu komponierte und getextete Werke zum Thema ‚Heimat‘ zugesandt. Die 14 interessantesten daraus wurden von einer Jury ausgewählt und durften ab ins Tonstudio! Hier wurden die Bands von erfahrenen Produzenten und Toningenieuren tatkräftig unterstützt, jedoch keineswegs bevormundet. Nichts wurde für den Markt glatt gebügelt, gekürzt oder beschnitten. So hat der Bezirk Unterfranken auch heute noch ein musikalisches Zeitdokument vorliegen, welches den Begriff ‚Heimat‘ aus Sicht der unterfränkischen Jugendlichen ungeschminkt aufzeigt, meilenweit entfernt von den oberbayrisch geprägten Klischees von Maßkrug und Lederhose! (Die CD ist über den Bezirk Unterfranken erhältlich.)

,Visions&Voices“

Während für „Heimat“ alle Musiker in Unterfranken aufgerufen waren, sollte „Visions&Voices“ eher aufzeigen, was auf hohem popmusikalischen Niveau in Unterfranken möglich ist. Diese CD-Produktion war lange Zeit Referenz-CD für einen

internationalen Hersteller von High-End Produkten (Bowers & Wilkins). Davon wagen viele Hersteller von industriell gefertigten Produktionen erst gar nicht zu träumen!

Zumindest zwei der auf der CD vertretenen Sängerinnen sind jetzt bundesweit in den Medien, nämlich Maria Voskania und Carolin No. (Die CD ist über den Bezirk Unterfranken erhältlich.)

Regio-Seminare „Mainpop kommt!“

Diese Einrichtung dient dazu, unser „Knowhow“ in Regionen zu tragen, die nach unserer Statistik noch zu wenig an unseren Fördermaßnahmen partizipieren konnten. Eine Band, die auftritt, ist eine „Gesellschaft des bürgerlichen Rechts (GdbR)“ und sollte die Folgen dieser Rechtsform kennen. Wer Songs covert oder Musik öffentlich spielt, sollte die Fallstricke der GEMA kennen. Wer eine CD produziert, sollte wissen, was ein Labelcode ist. Wer eine Veranstaltung plant, muss sich vorher umsichtig gegen alle Willkür wappnen. Erfahrene Fachleute aus der Szene geben hier Hilfestellung, Tipps und „Knowhow“ weiter.



*Abb. 4: Eine Visions&Voices Präsentation.
Photo: Mainpop.*

Abb. 5: Ein Regio Seminar bei der Arbeit.

Photo: Mainpop.



Die Themen werden der Nachfrage angepasst und mit lokalen Ausrichtern durchgeführt. Das können Jugendringe, Volkshochschulen, Kulturreferate, Jugendkulturzentren oder auch private Initiativen sein. Die Themen variierten bisher von Tontechnikkursen über allgemeines Musikbusiness bis zu Veranstalter-, „Know-how“ und DJ-, „Workshops“.

Neben unseren „Workshop“-Angeboten und der Projektarbeit stehen wir natürlich kontinuierlich als Ansprechpartner und Anlaufstelle in Sachen Populärmusik für Musiker, Behörden und Institutionen zur Verfügung. Weiterhin wird der Populärmusikbeauftragte regelmäßig als Juror und für Vorträge angefragt. Die Bands und Musiker aus Unterfranken sehen in uns weiterhin mit Recht einen zuverlässlichen Partner, der sie engagiert bei der Ausübung und Entfaltung ihrer musikalischen Leidenschaft begleitet, unterstützt und weiterführt.

Peter Näder studierte klassische Gitarre bei Prof. Romulo Lazarde (Venezuela) und im Hermann-Zilcher-Konservatorium Würzburg. Noch während des Studiums begann er seine Konzertkarriere als Gitarrist, Sänger und Komponist in namhaften Bands, die zu Plattenverträgen, zahlreichen TV-Auftritten in Deutschland, Österreich und der Schweiz sowie insgesamt zehn CD-Produktionen führten. Er ist landesweit als Juror und Gutachter für Populäre Musik tätig. Für „Workshops“ und Referate wurde er unter anderem auch nach Frankreich (Lisieux, Jazzitudes) und China (Sichuan Conservatory of Music / Pop Music Academy) eingeladen. Aufgrund seiner Initiative entstanden die „Mainpop-Projekte“. Seine Anschrift lautet: Bayerische Musikakademie Hammelburg, Am Schlossberg, 97762 Hammelburg, E-Mail: info@mainpop.de.

Das Volk und die Volksmusik – eine gestörte Beziehung? Anregungen für eine Paartherapie

Volksmusik wurde nach dem Zweiten Weltkrieg oft kritisch gesehen, weil sie von den Nationalsozialisten missbraucht worden war. So wandten sich viele von ihr ab und anderen, angeblich modernen Musikstilen zu. Häufig gilt sie als langweilig und taucht im täglichen Leben kaum mehr auf. Überdies ist eine Überalterung der Szene zu bemerken. Dennoch plädiert die Autorin für eine Erneuerung, um Volksmusik, -Lied und -Tanz wieder in den Alltag der Menschen zu bringen, wozu ungeplante Begegnungen (im Radio, in den modernen Medien, in Schulen und bei Musizierenden) stattfinden sollten und geeignete Multiplikatoren ausgebildet werden müssten. Volksmusik soll wieder als Selbstverständlichkeit gesehen und gefördert werden.

Ein Gespräch zwischen Volk und Volksmusik

Zuerst war der Titel dieses Vortrags nur ein Aufhänger, aber nach einiger Zeit der Reflexion hat sich mir erschlossen, dass das Bild der Psychologie und der Therapie vielleicht tatsächlich etwas zur Erhellung des Sachverhaltes beiträgt.¹ Stellen wir uns ein Paargespräch in der Therapie-Praxis vor, bei dem die beiden aufgefordert wurden, sich ungeschminkt gegenseitig ihre Vorwürfe zu sagen:

Volksmusik: „Warum magst du mich eigentlich nicht mehr?“

Volk: „Du ekelst mich an: Du bist ein

Nazi! Du hast mit ihnen zusammengearbeitet! Kollaborateur!“

Volksmusik: „Ich bin missbraucht worden. Ich war hilflos und konnte mich nicht wehren.“

Volk: „Mir ekelt vor Dir! Du bist beschmutzt!“

Volksmusik: „Warum machst Du mich für das verantwortlich, was meine Missbraucher mit mir gemacht haben?“

Volk: „Ich kann Dich nicht mehr ertragen!“

Volksmusik: „Ja, Du magst mich nicht mehr. Und Du bist untreu, Du hast seit Jahren dauernd andere.“

Volk: „Du langweilst mich, immer daselbe! Und Du bist so einfach gestrickt. Andere sind viel spannender, und es gibt noch so viele zu entdecken.“

Volksmusik: „Du bist ungerecht! Wenn Du die anderen so lange kennen würdest wie mich, wären sie auch langweilig.“

Volk: „Da hast Du wahrscheinlich recht. Eigentlich weiß ich gar nicht mehr wirklich, wer Du bist. Ich habe mich schon so lange von Dir abgewendet.“

Volksmusik: „Schau mich an: Ich habe viel Temperament und Schwung! Und ist es nicht schön, so viel Vertrautes zu finden? Außerdem: Auch ich habe die Kraft mich zu verändern – und ich habe mich längst verändert.“

Volk: „Woher soll ich das wissen? Wenn ich nach Hause komme, bist Du nie da. Ich treffe Dich nirgends an, wo ich auch hingeh.“

Volksmusik: „Du willst, dass ich da sein soll und immerzu warten, bis Du endlich

Interesse zeigst? Pah! Such mich halt, wenn Du was willst von mir. Ich habe meinen eigenen Freundeskreis!“

Volk: „Ha! Dein Freundeskreis: Lauter alte Leut‘, er wird bald ausgestorben sein. Weißt was: Rutsch‘ mir doch den Buckel runter, ich brauch Dich nicht!“

Spätestens hier ist die Situation in dem Beziehungsgespräch völlig verfahren und ohne therapeutische Intervention gehen die Parteien wohl endgültig auseinander. Wenn wir nun zurückgehen auf die nicht persönliche Ebene, dann sehen wir, dass das fiktive Gespräch tatsächlich viele wunde Punkte aufzeigt:

1. Die Nazi-Vergangenheit und die daraus resultierende Abwendung von der Volksmusik nach dem 2. Weltkrieg,
2. Die Hinwendung zur amerikanischen Pop-Musik und in jüngerer Zeit anderer Welt-Musiken und Tanz-Szenen,
3. Die Einschätzung von Volksmusik als langweilig,
4. Das Nicht-Vorhandensein von Volksmusik im Alltag,
5. Die Volksmusik-Szene und ihre Überalterung.

Diese einzelnen Punkte möchte ich im Folgenden noch weiter besprechen.

Die Konfliktpunkte

1. Die Nazi-Vergangenheit und die Abwendung von der Volksmusik nach dem 2. Weltkrieg

Hätten sie es gewusst? Der sog. „Badenweiler Marsch“, den 1914 der aus Feuchtwangen stammende Militärmusiker Georg Fürst komponierte, war der Lieblingsmarsch Adolf Hitlers. Nachdem er kürzlich bei einer Kirchweih offenbar auf Wunsch eines Gastes gespielt wurde und die Zeitung darüber berichtete,² hat es auf der Online-

Seite der Nordbayerischen Nachrichten 111 sehr kontroverse Kommentare über die Frage gegeben, ob das in Ordnung sei oder nicht.³ Die Zeitung hat daraufhin über das Thema zur (natürlich nicht wirklich aussagekräftigen) Abstimmung aufgerufen, wobei 5.874 Stimmen abgegeben wurden.

Ich möchte hier gar nicht in diese Diskussion einsteigen, jedoch ist der Vorgang für mich allerdings symptomatisch und insofern bedeutsam: Die Musik, die von den Nationalsozialisten ge- und missbraucht wurde – und das gilt auch für die Volksmusik – steht unter scharfer Beobachtung. Menschen, die sich damit heute beschäftigen, haben ein Abgrenzungs- und Legitimations-Problem. Die aktuellen „Nazis“ sind sich nämlich ihrer Traditionen durchaus bewusst und verwenden diese als Signatur.

Noch viel aktueller war das Misstrauen gegen die Volksmusik und die Menschen, die damit zu tun haben, natürlich in den 1950er Jahren, als das Geschehene noch frisch in Erinnerung war. Nicht viele von den mit Volkstanz und Volksmusik beschäftigten Gruppen in Bayern haben sich gegen die Vereinnahmung in den nationalsozialistischen Organisationen gewehrt, die sich nach Hitlers Machtergreifung mit volkskundlichen Themen beschäftigt hatten. Die meisten Volkstanzkreise, Trachtenvereine und viele jugendbewegte Gruppen haben sich willig in die Arbeit der verschiedenen Organisationen, z.B. „Kraft durch Freude“, „Hitlerjugend“ und „Bund deutscher Mädel“, integriert und für die Propaganda der Partei- und Reichsstellen eingespannen lassen.

Volksmusik wurde deshalb von vielen nach dem Krieg abgelehnt und mit dem Nationalsozialismus bzw. mit rechter Ge- sinnung in Zusammenhang gebracht. Dama ls haben etliche konservative Kräfte in

fast ungebrochener Tradition versucht, mit Volksliedern und Volkstänzen einfach so weiter zu machen wie bisher. Auch konservative Parteien und Bewegungen, wie z.B. die Trachtenvereine, die der Blasmusik und Volksmusik zugetan waren, werden heute noch in diesen Zusammenhang gestellt. Nicht nur diese Tatsache, sondern auch die Ablehnung und Behinderung der sog. „Neger-Musik“ während der Jahre des Nazi-Regimes haben zu einer Hinwendung zu Pop und Jazz geführt.

2. Die Hinwendung zur amerikanischen Pop-Musik und in jüngerer Zeit zu anderen Welt-Musiken und Tanz-Szenen

Der Vorgang ist ja allgemein bekannt. In den ersten Jahren nach dem Krieg wollten die Deutschen das nachholen, was sie während der Kriegszeit vermisst hatten. Das betraf auch die von den Nationalsozialisten verpönte und verbotene Musik aus den USA: Jazz und Swing waren der neueste Schrei. Jeder, der ein Musikinstrument halten konnte, versuchte sich daran.

Mein Vater hat das einmal so beschrieben: „1945, am 20. April, besetzten die Amerikaner St. Leonhard, ein Stadtviertel Nürnbergs, in dem ich daheim war. Ein paar Tage später, als es wieder elektrischen Strom gab, saß ich mit ein paar Gleichaltrigen in der Wohnung eines Freundes, in der ein etwas größerer Radioapparat stand als unsere lausigen ‚Volksempfänger‘. Wir kurbelten daran herum, auf der Suche nach ausländischen Sendern, etwas, was wenige Tage vorher noch – unter Androhung schwerster Strafen – strengstens verboten gewesen war. Und da hörten wir eine Musik, die uns geradezu umwarf. Wir hörten Jazz, den Jazz der Vierzigerjahre, und amerikanische Tanzmusik. Niemand unter den Jün-

geren kann sich vorstellen, was das für eine Sensation, ja, welche Offenbarung das für uns war. Jazz war im nationalsozialistischen Deutschland verboten. Diese ‚Negermusik‘ war ein Merkmal ‚entarteten Untermenschentums‘. Für uns, die wir in diesem Deutschland aufgewachsen waren, gab es diese Musik nicht, wir hatten sie nie gehört. Wir waren überwältigt. So eine Musik müßte man selbst machen können, das wär’ eine Sach! Es sollte noch einige Zeit vergehen, bis dieser Wunsch in Erfüllung ging. In der Zwischenzeit hörten wir fleißig AFN und lernten die amerikanischen Schlager-texte auswendig, die ‚Radio München‘ im Durchschreibeverfahren auf hauchdünnem Papier herstellte und auf Anforderung an Interessenten verschickte.“⁴

Heute ist es für die meisten Menschen selbstverständlich, an mehreren der existierenden Kultur-Szenen zu partizipieren. Die meisten Personen, die ich in letzter Zeit bei Veranstaltungen treffe, sind Fans und Aktive verschiedener musikalischer Richtungen, z.B. Standard/Latein-Tanz, Salsa, Tango Argentino, Rock, Jazz, Dixie, Klezmer, Folk. Manche beschäftigen sich gleichzeitig mit verschiedenen Stilen, andere wechseln nach einiger Zeit zur nächsten verlockenden Tanz- und/oder Musizierweise.

3. Die Einschätzung von Volksmusik als langweilig

Als in den 1970er Jahren die in Franken noch junge Volksmusikpflege-Bewegung die ersten Notenausgaben veröffentlichte, versuchte man offensichtlich, mit sehr einfachen Stücken und simplen Sätzen auch nicht so bewanderte Musikanten und Musikantinnen anzusprechen und abzuholen. Diese Notenmappen, die z.T. immer noch erhältlich sind, finden sich in den Noten-

schränken vieler Musikkapellen. Dieser Umstand ist für die Volksmusik einerseits positiv, hat aber andererseits den Nachteil, dass für viele Musizierende, die sonst keinen weiteren Kontakt mit den traditionellen Klängen haben, eben diese einfachen Stücke die Volksmusik repräsentieren. Im Vergleich mit den reizvollen Arrangements vieler böhmischen Polkas, Märsche oder gar mit konzertanten Blasmusik-Stücken können diese Musiktitel aber nicht mithalten.

Dabei wird übrigens auch missverstanden, was Volksmusik-Noten bieten: Volksmusik ist ja nicht das, was da zu lesen ist. Die Noten sind an sich lediglich Gedankenstütze und Grundgerüst für das eigentliche Spiel. Die Musik lebt von der Spiel- und Verzierungstechnik, von Techniken, die über Hören und Nachspielen vermittelt werden und sich besonders im Auswendigspiel entfalten können. Dann entwickeln selbst auf den ersten Noten-Blick langweilige Stücke ihre ursprüngliche Kraft.

Mit ein paar Tonbeispielen möchte ich Ihnen zeigen, wie wenig langweilig die traditionelle Musik ist. Wie könnte sie auch langweilig sein, hat sie doch viele Generationen von den Wirtshaussaal-Bänken auf die Tanzfläche hingerissen!

Zuerst die „1. Fränkische Bauernkapelle Dorn, Happurg“, eine Kapelle, von der über 260 Schellack-Aufnahmen vorhanden sind. Diejenige vom „Heroldsberger Galopp“ wurde wohl 1922 aufgenommen und findet sich auf der CD „Dou ko mer tanz'n, sakradi“, mit der die Forschungsstelle für fränkische Volksmusik frühe Tondokumente veröffentlicht hat. Achtung, machen Sie sich auf heutzutage nicht übliche Tonqualität gefasst! [Tonbeispiel Heroldsberger Galopp – 1. Fränkische Bauernkapelle Dorn, Happurg 1922]⁵ Die

nächste Kapelle stammt aus der selben Musiktradition in der Hersbrucker Alb, nämlich aus Alfeld. Bis 1851 können die Musikanten ihre Tradition zurückführen. Von einer früheren Formation existieren ebenfalls Schellack-Aufnahmen. Wir hören die Aufnahme einer heute nicht mehr existierenden Besetzung aus den 1980er Jahren. Momentan gibt die darauffolgende, heute aktive Besetzung schon wieder ihre Kenntnisse an die nächstjüngere Generation weiter. Hier der „Kirwa-Schottisch“, mit stampfendem Rhythmus, der von der Melodie unglaublich angetrieben wird. [Tonbeispiel Kirwa-Schottisch – Alfelder Musikanten]⁶

Dass diese traditionellen Stücke und die Spielweise mitreißend und musikalisch interessant sind, wird wohl niemand bestreiten. Mit einem weiteren Beispiel möchte ich zeigen, dass bei den Musikstücken auch noch ganz andere Möglichkeiten bestehen. Wir hören in der Vorlage nochmals kurz die Alfelder Musikanten mit der Polka „Kreizer Girgl“ und danach das gleiche Stück von Allerweil, eine Proben-Aufnahme, deshalb nicht unbedingt ausgewogen in der Aufnahmetechnik und mit kleinen Unsicherheiten im Spiel. [Tonbeispiel Kreizer Girgl – Alfelder Musikanten⁷ / Tonbeispiel Kreizer Girgl – Gruppe „Allerweil“]⁸

4. Das Nicht-Vorhandensein von Volksmusik im Alltag

Zurück zu unserer Paartherapie und den Problemen des Volkes mit der Volksmusik. So toll diese Musik letztlich ist, sind auch nach so vielen Jahrzehnten und Bemühungen der Volksmusikpflege die überlieferten Musizier-, Sing- und Tanztechniken eben immer noch nicht oder nur sporadisch in ‚normalen‘ Institutio-

nen anzutreffen, z.B. in den Tanz- und Musikschulen. Noch immer sind sie nicht gleichwertiger Bestandteil der Musikausbildung – quasi als mögliche, wählbare Sparte neben anderen Richtungen. Noch immer sind sie eben nicht alltäglich anzutreffen und jederzeit greifbar. Genau deshalb wissen die meisten Menschen nicht einmal, was sie verpassen.

Anlässlich einer Tagung des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, bei dem es um die Zukunft der Volksmusik ging, hat eine Kommentatorin in diesem Zusammenhang in ‚Facebook‘ postuliert: „*Die beste Volksmusik(pflege) nützt nichts, wenn sie nicht präsent ist im ‚normalen Leben‘ der Menschen.*“⁹ Dieser Aussage kann ich nur zustimmen! Die traditionelle Volksmusik ist in Franken im Alltag nicht vorhanden, und man stößt auch nicht zufällig auf sie. Selbst, wenn man danach sucht, findet man sie nur mühsam und sporadisch. Oder wo ist ihnen zuletzt fränkische Volksmusik begegnet, ohne dass Sie sie ausdrücklich aufgesucht haben? Das Gegen teil ist sogar der Fall: Man findet sie immer weniger, denn die bisher schon überschaubare Szene unterliegt momentan krassen Veränderungen!

5. Die Volksmusik-Szene und die Überalterung

Als Beispiel für diese Veränderungen in der Szene möchte ich den Bereich Tanz in den Blick nehmen. Der Veranstaltungskalender in der Zeitschrift „Fränkische Volksmusikblätter“, ein vierteljährliches Heft, das die drei fränkischen Arbeitsgemeinschaften für Volksmusik und der Bayerische Landesverein für Heimatpflege gemeinsam herausgeben, bildet das Geschehen in Franken eigentlich ganz gut ab. Vor über 40 Jahren hatte ich selbst – damals

als Studentin – eine kleine Statistik zu Tanzveranstaltungen daraus erstellt. Danach gab es im Jahr 1987 93 Tanzabende: „*34 Tanzleiter bzw. Tanzleiterpaare waren an diesen Abenden tätig und 31 Kapellen haben zum Tanz aufgespielt.*“¹⁰

Dieser Tage habe ich eine solche Statistik auch für das vergangene Jahr erstellt. Das Ergebnis für 2018: 38 reine Tanzveranstaltungen, 18 Kapellen (davon eine aus der Oberpfalz), 17 Tanzleiter und Tanzleiterinnen oder Ehepaare (davon drei der aktivsten über 80 Jahre alt!). Zusätzlich gab es im Jahr 2018 18 Tanzkurs-/Übungsabende/Workshops mit sechs Tanzleitungsleuten. In der Gegenüberstellung sprechen die Zahlen eine deutliche Sprache:

	1987	2018	
Tanzveranstaltungen	93	38	40,86%
Kapellen	31	18	58,06%
Tanzleitungsleute	34	17	50%

Wie dramatisch sich der Rückgang in den nächsten Jahren weiterhin entwickeln wird, wenn nichts passiert, erkennt man, wenn man sich Folgendes klar macht: Mittlerweile haben diejenigen der sechs Tanzleiter und Tanzleiterinnen oder -Ehepaare, welche damals fast die Hälfte dieser 18 veranstalteten Tanzkurse-, -Übungsabende oder -Workshops angeboten hatten, ihre Tätigkeit aus Altersgründen eingestellt. Nummer 3 und 4 sind meine Person sowie die von mir ausgebildete Karin Bümlein, Nummer 5 und 6 zwei Angestellte des BLV, Franz Josef Schramm und seine oberfränkische Kollegin Carolin Pruy-Popp. Es wird also bald kaum jemanden mehr zum Tanznachwuchs-Ausbilden geben.

Ebenfalls die Tanzgruppen als Hauptveranstalter werden in den nächsten Jahren ausfallen, denn sie hören nach und nach aus Altersgründen auf. Mich erreichen momentan ständig solche Nachrichten von Anschluss-suchenden, von Stilllegung betroffenen „übriggebliebenen“ Tanzpaaren.

Überdies existiert das Problem nicht nur beim Tanz: In der Zeit bis vor zwei Jahren, in der ich als freie Mitarbeiterin in der Volksmusik-Redaktion beim Bayerischen Rundfunk gearbeitet habe, wurde immer deutlicher, dass es kaum mehr neue Sing- und Musikgruppen gibt, die für Veranstaltungen oder Studio-Produktionen geeignet sind.¹¹ Auch von anderer Seite wird mir immer wieder von Problemen berichtet, gute Gruppen für Veranstaltungen zu finden. Viele altgediente sind inzwischen nicht mehr aktiv, das Niveau der nachkommenden lässt zu wünschen übrig. Selbst aus den seit etwa 40 Jahren regelmäßig stattfindenden Volksmusik-Wochen und -Wochenenden des Landesvereins gehen erstaunlich wenig längerfristig existierende Musikgruppen hervor.

Das alles scheint in der Szene nicht viele weiter zu kümmern. Die Vereine und Gruppen machen weiter, wie schon während der letzten 30 Jahre: Ein paar Auftritte, ein paar Veranstaltungen im Jahr. Man ist sich selbst genug. Wenn dann Mitglieder- und Besucherzahlen schwinden, löst sich die nächste Gruppe auf, womit die nächste Veranstaltung aus dem jährlichen Kalender verschwindet. Das sind harde Worte, ich weiß!

Das einzige, das nach wie vor boomt, sind die Singabende und das Wirtshaus-singen. Finden sie vielleicht deshalb Zuspruch, weil dabei anders als beim Musizieren keine Vorkenntnisse wie nötig sind und man auch mit Knieproblemen singen kann?

Therapie-Vorschläge

Soweit meine Sicht auf den Ist-Zustand. Was aber könnten wir dagegen tun, dass sich Volksmusik und Volk so entfremdet haben, dass die Volks-Musik nicht wirklich mitten im Volk, also bei wirklich sehr vielen Menschen, daheim ist?

1. Alltag / Ungeplante Begegnungen

Mir scheint, dass das Ziel sein muss, Volksmusik, -Lied und -Tanz in den Alltag der Menschen zu bringen. Dazu müssen ungeplante Begegnungen stattfinden und Selbstverständlichkeiten gefördert werden.

- Das Radio mit seinen formatierten Sendern ist für zufällige Begegnungen keine gute Adresse mehr. Früher haben mich häufig Bekannte aus ganz anderen Lebensbereichen erstaunt darauf angesprochen, dass sie mich beim Autofahren gehört hätten, als ich eine Sendung moderierte. Seit dem Umzug der Volksmusik weg von den 3,14 Millionen Bayern 1-Hörern und Hörerinnen zum Digitalsender BR-Heimat mit seinen 170.000 täglichen „Gästen“ landet kaum mehr jemand zufällig in einer Volksmusik-Sendung.¹² Was also dann tun?
- Was beim Wirtshaussingen ja so gut ankommt, ist u.a. die Tatsache, dass man sich nicht anmelden muss, dass sich die Interessierten zu nichts verpflichten. Ein ähnliches Konzept macht derzeit im Bereich Tanz von sich reden: Ein Come-and-Go-Angebot für Tanzlustige quasi. Eva Becher, bis vor kurzem Chefin des Teams Volkskultur im Münchner Kulturreferat, hat dieses niederschwellige Angebot konzipiert, bei dem „erfahrene Tanzmeisterinnen und

- Tanzmeister [...] typisch bairische Rund- und Figurentänze [erklären], die auch ohne Vorkenntnisse einfach mitgetanzt werden können. Damit haben auch neue Tanzinteressierte die Chance, ein Stück bairischer Lebenslust kennen zu lernen.*¹³ Ein Ansatz, der inzwischen auch in Nürnberg und in Bamberg verfolgt wird. – Vielleicht wäre so etwas ja auch für Musizierende möglich. Einen Versuch wäre es wert.
- Außerdem wäre bzw. ist selbstverständlich wichtig, dass man in der medialen Öffentlichkeit vorhanden sein muss, also Presse und Internet-Seiten nutzen, Facebook, Instagram, Twitter und YouTube und dergleichen. Die Kolleginnen und Kollegen aus anderen musikalischen Richtungen der leichten und ernsten Muse, ja eigentlich aus jeglichen gesellschaftlichen Bereichen, wissen genau, dass Öffentlichkeitsarbeit ein wichtiger Teil des Erfolgs ist. Sicher kostet es Zeit und ist manchmal mühsam, immer auf die neuesten Züge aufzuspringen, die im Internet losfahren. Doch es lohnt sich und hilft dabei, wahrgenommen zu werden! Inzwischen finden bei mir jedenfalls neue Kontakte und Anfragen zu 90 Prozent über E-Mail und das Kontaktformular meiner Webpräsenz statt. Instagram, WhatsApp und Facebook helfen beim Netzwerken, und auch über diese Plattform sind bei mir schon konkrete Gig-Anfragen hereingekommen. Diejenigen Kolleginnen und Kollegen, die dort nicht aktiv und präsent sind, bekommen deutlich weniger neue Aufträge.
 - Es muss irgendein Weg gefunden werden, Musizierenden aus anderen Sparten klarzumachen, dass es lohnenswert ist, sich mit der einheimischen traditionellen Musik zu beschäftigen. Was spricht

denn beispielsweise dagegen, dass Blasorchester, die ansonsten böhmisch musizieren auch mal eine Runde fränkisch spielen? Könnte das nicht sogar ein besonderes Schmankerl für eine Kapelle sein? In Südbayern hat sich die Sparte „Tradimix“ entwickelt, bei der sich höchst interessante Mischungen und Verarbeitungen der überlieferten Stil-Eigenheiten ergeben, in Franken gibt es da noch wenige Ansätze.

- Flashmob und Co: Stellen Sie sich vor, mitten in der Fußgängerzone beginnt plötzlich ein Akkordeonspieler und ein Tanzpaar mit einer Sternpolka, immer mehr kommen dazu, und schließlich staunen die Passanten über einen großen Kreis von Tanzenden, die genauso schnell wie sie aufgetaucht sind, wieder verschwinden. Das ist der typische Ablauf eines sog. „Flashmobs“. Die Forschungsstelle für fränkische Volksmusik hat so etwas vor ein paar Jahren am Würzburger Weihnachtsmarkt mit fränkischen Adventsliedern organisiert. Für Selbstverständlichkeit von fränkischen Inhalten könnte auch sorgen, wenn sich niemand mehr geniert, bei passenden Anlässen mal ein Lied in Mundart zum Besten zu geben oder bei einer Tanzgelegenheit anstatt Discofox Schottisch oder bei langsamerem Rhythmus einen Rheinländer zu tanzen, beim Walzer entsprechende Figuren einzubauen.
- Fränkische Traditionen sollten hinein in Kindergärten, Schulen, Musikschulen gebracht werden! Warum sind sie dort nicht vorhanden? Was ist zu tun, damit sie es werden? Hin und wieder bin ich von Mitarbeiterinnen in Kindergärten oder Grundschulen angesprochen worden, ob ich nicht einmal mit den Kindern tanzen oder singen könnte. Der

Bedarf und der Wille wäre auch bei den Pädagogen und Pädagoginnen durchaus da, jedoch woran es wieder einmal fehlt, sind die Finanzen. Für so etwas existiert offenbar zumeist kein Haushaltsposten. So musste z.B. für die genannten Aktionen extra bei den Eltern gesammelt werden, damit ich als Dozentin bezahlt werden konnte, denn auch bei noch so viel Engagement müssen Musikanten und Musikantinnen von etwas leben! Deshalb müssten nicht nur Elternschaft und pädagogisches Personal, sondern eben auch die entsprechenden Verbände Druck nach oben aufbauen, dass hier für externe Kräfte ein Budget eingeplant wird, solange die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen nicht dazu selbst ausgebildet sind.

2. Multiplikatoren-Ausbildung

Damit bin ich bei einer noch viel wichtigeren Aufgabe, nämlich der Ausbildung von Multiplikatoren und Multiplikatorinnen. So sind der Einsatz und die Aktionen der Vereine sehr zu würdigen. Sie haben ja in den letzten Jahren unzählige „Volksmusik-Tage“ abgehalten und haben sich bei Umzügen präsentiert. Die Gruppen haben getanzt, gesungen, musiziert – und sind aktuell dabei, leise dahinzu-schwinden. Denn es hat niemand dafür gesorgt, dass es weitergeht!

Angesichts der Problematik auf dem Gebiet des Tanzens habe ich im Herbst 2018 und im laufenden Jahr zusammen

mit dem Bayerischen Landesverein für Heimatpflege eine Fortbildung für Leute veranstaltet, die sich für Grundlagen der Tanzvermittlung und die Hintergründe der traditionellen Tanzkultur interessieren. Es soll damit nicht etwa eine Zertifizierung erreicht werden, sondern einfach Ansporn, Anregungen und Austausch für die Interessierten ermöglicht werden. Mit 35 bisher erreichten Personen ist das immerhin ein Anfang, wie mir scheint.

Solcherart Aktionen sind meines Erachtens noch viel mehr nötig. Die noch vorhandenen Kräfte sollten jetzt gebündelt und in die Zukunft ausgerichtet werden. Wie könnte das geschehen? Was wäre nötig, um Volksmusik mehr zu fördern? Bräuchte man andere Schwerpunkte und/oder neue Formate? Diese Frage hat sich auch das anfangs bereits genannte Seminar des Bayer. Landesvereins im vergangenen April gestellt. Ich kann hier das Resümee meines dortigen Vortrags eigentlich nur wiederholen: Ich glaube, wir müssen das Rad der Volksmusikpflege nicht neu erfinden. Es gibt viele Ideen und viele Ansätze, die konsequenter oder überhaupt einmal verfolgt werden könnten: Von den genannten offenen Angeboten bis zum Gang an pädagogische Einrichtungen und Lehrerfortbildungsstätten, vom Musikantenstammtisch bis zum Flashmob, vom digitalen Familienliederbuch bis zur Singwanderung und viele alte und neue Methoden mehr. Es müssten nur viel mehr Volksmusikfans aktiv werden und sie anwenden!

Anmerkungen:

- 1 Vielen Dank für die Anregung an Franz Josef Schramm.
- 2 Stoll, Sabine: „Hitlers Lieblingsmarsch zum Kärwa-Start sorgt für Empörung: Ein Besucher soll

sich das Stück von der Kapelle gewünscht haben“, Nürnberger Nachrichten, 05.09.2019.

- 3 Siehe <https://www.nordbayern.de/region/nuernberg/hitlers-lieblingsmarsch-zum-karwa-start->

Die Nürnbergerin Steffi Zachmeier ist Musikerin, Moderatorin sowie Mundartautorin. Mit ihren Musikgruppen („Fränkische Straßenmusikanten“, „Allerweil“, „Steffis kleiner Zachtmusik“) setzt sie auf einen unkomplizierten, dennoch stilsicheren Umgang mit fränkischen Traditionen. Daneben ist sie Leiterin von Tanzkursen, spielt bei Wirtshaussingen mit ihrer „Quetschn“ auf und gibt Notenmaterial und Liederbücher mit heraus. Sie wurde von der Bayerischen Musikakademie in Hammelburg beim Fränkischen Liedermacher-Wettbewerb ausgezeichnet, erhielt 2009 den Kulturpreis des FRANKEN-BUNDES und 2016 von den drei fränkischen Bezirken den Frankenwürfel. Ihre Anschrift lautet: Innerer Kleinreuther Weg 16, 90408 Nürnberg, E-Mail: steffi@zachmeier.de.

- sorgt-fur-emporung-1.9290579?tabParam=comments (zuletzt aufgerufen am 12.09.2019).
- 4 Zachmeier, Erwin: „Tanzmusikant zwischen Mode und Tradition(spflege)“, in: Bayerischer Landesverein für Heimatpflege (Hrsg.): Tanzmusik: Situation, Spieltechniken, Repertoire: Vorträge und Tonbeispiele des Seminars in Dürrwangen/

Mfr. vom 26.–31. Mai 1987. Volksmusik: Forschung und Pflege in Bayern. Neuntes Seminar. München 1988, S. 153–163, hier S. 155f.

- 5 „Dou ko mer tanz'n, sakradil!: Frühe Tondokumente fränkischer ‚Bauernkapellen‘.“ Walkershofen [Forschungsstelle für Fränkische Volksmusik der Bezirke Mittel-, Ober- und Unterfranken] 1997, Titelnr. 26.
- 6 „Alfelderisch aufg'spielt: Volksmusik von den Alfelder Musikanten“. Nürnberg [Colosseum-Schallplatten] 1995, Titelnr. 21.
- 7 Ebd., Titelnr. 4.
- 8 Aufnahme einer Probe im Jahr 2015.
- 9 Heike Knigge als Kommentar zu einem Posting von Elmar Walter in Facebook am 09.04.2019 unter https://www.facebook.com/elmar.walter.56/posts/2143459229066606?comment_id=2143520692393793&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%22%7D [zuletzt aufgerufen am 25.11.2019].
- 10 O.Verf.: „Tanzabende im Jahr 1987“, in: Fränkische Volksmusik Blätter 12/45 (1988), S. 52f.
- 11 Siehe auch o.Verf. [wohl Aumüller, Werner]: „Liebe Volksmusikfreunde“, in: Fränkische Volksmusik Blätter 43/171 (2019), S. 19.
- 12 Siehe <https://www.br.de/presse/inhalt/pressemitteilungen/br-hoerfunk-mit-groesster-hoererzahl-seitneunzehnzweiundneunzig100.html> [zuletzt aufgerufen am 13.09.2019].
- 13 Siehe <https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Kulturreferat/Volkskultur/Muenchner-Tanzboden.html> [zuletzt aufgerufen am 12.04.2019].



Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 0931/27624
Telefax 0931/27625

halbigdruck
offset • digital

EGLMAYER VERLAG

Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Volksmusik und das Leben der Menschen von heute – aus der Sicht eines Journalisten

Wenn Volksmusik nah bei den Menschen sein will, dann muss sie auch die Themen der Menschen aufgreifen, sonst wird sie mehr und mehr angestaubt und antiquiert und für nachfolgende Generationen uninteressant. Lange hatte Franken gerade hier Nachholbedarf, aber inzwischen tut sich was in der Volksmusikszene in ganz Franken. Fränkisch, frech und frei. Wobei auch das alte Liedgut nicht in Vergessenheit gerät!

Vor fast 40 Jahren habe ich mich aufgemacht, Journalismus und Volksmusik miteinander zu verbinden. Heute, wo der Bayerische Rundfunk mit BR Heimat das erfolgreichste digitale Radioprogramm in der ARD unterhält, mag das komisch klingen. Um 1980 war das Neuland. Da gab es zum einen journalistische Sendungen mit Pop oder Schlagermusik, und da gab es zum anderen eben „Am Abend in der Stubn“. Da hat man gemütlich geplaudert, aber da konnte drum herum die Welt untergehen, es blieb trotzdem gemütlich. Oft war die Sendung auch aufgezeichnet. Ich kritisierte das nicht, ich näherte mich nur meiner Intention, die plötzlich aktuelle Meldungen und das Tagesgeschehen mit Volksmusik verbunden hat. Das war vor fast 40 Jahren.

Die neue Sendung hieß „Heimatspiegel“ und lief früh um 6 Uhr in Bayern 2, zunächst gesamtbayerisch. Damals fuhr ich immer nach München, dann lief die Sendung mit Nachrichten und aktuellen

Beiträgen viele Jahre gesplittet in Nord und Süd, weswegen wir abwechselnd in Nürnberg und Würzburg moderiert haben. Das hat nicht allen gefallen, den einen war es jetzt zu viel Wort, den anderen – ich sag mal unvorsichtig, den Volksmusikpäpsten – war ich als Journalist in den heiligen, mitunter akademischen Hallen der Volksmusik ein Fremdkörper. Wir haben uns zum Glück durchgesetzt, nicht nur im Heimatspiegel, sondern auch bei der Volksmusik auf Bayern 1 und dann, seit der Etablierung eines eigenen Volksmusikanals bei „Fränkisch vor 7“, auf BR Heimat.

Musik aus dem Volk?

Volksmusik ist Musik aus dem Volk; zumindest könnte sie es sein. Sie ist eben nicht nur alte Noten und Lieder von den Dachböden. Das zu finden, zu analysieren, zu singen, zu bewahren, ist in Ordnung.

Was aber wird dann Volksmusik aus unseren Tagen, aus den zwanziger Jahren des 3. Jahrtausends sein, wenn in einigen Jahrzehnten Volksmusikforschende sich aufmachen, auf unsere Tage zurückzublicken? Warum nicht Lieder zu Südlink, gegen braunen Nationalismus, gegen Landschaftszersiedelung, für den Erhalt unserer Dörfer, für guten, qualitativen Wein, und was weiß ich? Was eben unsere Themen sind, wofür wir streiten, was wir für unsere Lebensfreude heute brauchen.

Zum Glück können die Forschenden in ein paar Jahrzehnten später etwas finden, weil sich auch Menschen unserer Tage

mehr und mehr aufmachen, Themen, die uns heute beschäftigen, in Texte und Lieder zu gießen. Oft entstehen auch augenzwinkernd neue Texte auf alte Lieder, durchweht von den Zeitströmungen unserer Tage und manchmal auch von ihren Skandalen. Ein Beispiel dafür ist das Zabelsteiner Saitenspiel und ihre Version vom Rehragout.

Entstaubter Heimatbegriff

Es war uns im aktuellen Journalismus in den letzten Jahren eine große Hilfe, dass der Heimatbegriff entstaubt wurde. Heimat, die Wurzeln, da wo man her kommt, war in der großen vernetzten, globalen Welt, wo wir übers Netz alle und alles in Sekundenschnelle rund um den Erdball schicken können, wieder der Rückzugsort, auch für junge Leute.

Für Musik, die in der eigenen Lebenswelt angesiedelt ist, gibt es sogar jetzt einen deutsch-englisch gemischten Begriff: Heimatsound. Das soll vielleicht Brücken bauen für alle, die glauben, Volksmusik sei generell noch verstaubt. Im Passionsspieltheater Oberammergau hat Bayern 2 ein höchst erfolgreiches Heimatsoundfestival etabliert, das fröhlich bunt mixt. Ich freue mich sehr über jeden einzelnen, der sich an Themen unserer Zeit wagt und so auch auf Augenhöhe mit den Menschen und der Lebenswirklichkeit in diesem Jahrhundert geht.

Spiegel vorhalten

Die Volksmusik mit Texten aus unseren Tagen spricht die Menschen direkt an. Es sind Musikerinnen und Musiker aus Franken, die ihr Handwerkszeug gelernt haben, die gerne auch die Lieder aus den alten Notenbüchern singen, die sie,

auch von der Volksmusikforschung unterstützt, einordnen, die sich aber auch an neue Texte wagen, uns Menschen den Spiegel vorhalten und oft dabei auch neues Liedgut aus Franken schaffen, das eben wegen der Eigenschaften von uns Menschen zeitlos ist.

Alle Themen passen zur Volksmusik

Volksmusik aus unserer Zeit, die ihre Wurzeln und ihr altes Liedgut nicht vergisst, aber eben auch nicht stehen bleibt, kann eine bedeutende Rolle spielen und Grenzen sprengen. Sie kann Brücken schlagen zwischen den Generationen, wenn sie Offenheit zulässt, sich nicht an Definitionen klammert. Mir war das, ehrlich gesagt, schon immer egal. Ich habe Volksmusik und journalistische Texte und Beiträge verknüpft, wie es mir ins Thema gepasst hat. Wir arbeiten bei „Fränkisch vor 7“ auf BR Heimat sehr themenzentriert. Ob Europatag, ob Buß- und Betttag, Kirchweih oder Landschaftszersiedelung, ob Energiewende, Frühlingsanfang oder selbst der 16. März, der Jahrestagung der Zerstörung Würzburgs 1945. Zu all solchen Themen lässt sich Volksmusik aus Franken – gesungen oder instrumental – finden. In meinem Fall, aber auch bei Kolleginnen und Kollegen, melden wir unsere Themen an die Volksmusikredaktion im Studio Franken, und da werden dann die passenden Musiken ausgesucht, gerne auch mit neuen Texten, wenn es passt.

Franken, ein gemischtes Volk

Auch geflüchtete Menschen, die bei uns jetzt wohnen, die das Leben unserer Dörfer auch durch Vielfalt prägen, waren und sind ein Thema. Auch hatte ich schon mal eine Sendung, in der es um Menschlichkeit

und Zusammenleben geht, im Gegensatz zu Rassismus, Nationalismus, Ausgrenzung und Menschenfeindlichkeit. Außerdem gibt es in Franken Musikgruppen, die längst die Grenzen sprengen, die Einflüsse vom Balkan in ihr Musikgut aufnehmen, Klänge aus Irland, aus Südamerika.

Wir Franken sind ja ein gemischtes Volk in der Mitte Europas. Hier zogen viele durch, und so manche blieben da. Insofern freue ich mich, dass zu diesem Tag auch der Würzburger Musiker Jonas Hermes eingeladen worden ist, der einen Verein namens „Willkommen mit Musik“ gegründet hat. Der Verein hilft jungen Migranten, über die Musik bei uns hier anzukommen.

Volksmusik sei in der Lage, Menschen schnell zu faszinieren, hat Jonas Hermes dieser Tage der Deutschen Presseagentur gesagt: „Sie überfordert nicht; sie schreckt nicht ab.“ In der Arbeit mit Flüchtlingen hatte er großartige Erfahrungen mit Kanons aus dem Alpenraum gemacht. „Die können schon Sprachanfänger singen.“

Insofern – und das sage ich jetzt als Journalist, der ja auch Entwicklungen und Strömungen nachspürt – hat die Volksmusik aus Franken die große Chance sich auch mit einer Öffnung zukunftsfähig zu machen. Ich bin optimistisch!

Eberhard Schellenberger (62) ist seit 1978 beim Bayerischen Rundfunk im BR-Studio Mainfranken. Seit 1996 ist er der Leiter des Studios in Würzburg und moderiert das Mittagsmagazin auf Bayern 1, aber auch seit vielen Jahrzehnten Volksmusiksendungen, früher in Bayern 2 und Bayern 1, heute im digitalen Volksmusikkanal BR Heimat. Der gebürtige Mainfranke aus Zeil am Main nennt als sein journalistisches Motto: „In kritischer Liebe zur Heimat.“ Seine Anschrift lautet: BR-Studio Mainfranken, Bahnhofplatz 2, 97002 Würzburg, E-Mail: Eberhard.Schellenberger@br.de.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturstiftung Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.



**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**

On Air! Von der Studio-Aufnahme bis zur Radio-Sendung

„An wen darf ich mich wenden, wenn ich mit meiner Musikgruppe Studioaufnahmen mit dem Bayerischen Rundfunk machen möchte?“ „Was passiert da alles im Vorfeld? Wie sollen wir uns vorbereiten, und welches Repertoire ist für den BR denn das richtige?“ Und „...nimmt der BR vielleicht sogar Einfluss auf unsere Musik, auf unsere Interpretation oder gar auf unsere Arrangements?“

Dies ist eine ganze Reihe von Fragen, die immer wieder auftreten, wenn die Redaktion BR Heimat-Studio Franken mit Sängern und Musikanten bezüglich Studioaufnahmen ins Gespräch kommt. Antworten hierzu sind ganz einfach und schnell gegeben.

Wer Studioaufnahmen plant, sollte seine Partner kennen

Mögen Sie bayerische Volks- und Blasmusik? Leben Sie vielleicht auch noch gern in Bayern? Dann könnte die neue Welle des Bayerischen Rundfunks Ihr Lieblingssender werden! BR Heimat ist ein Programm mit Musik und Themen rund um Bayern und gemacht für alle, die ein Interesse und Sympathie für bayerische Belange haben. Es ist ein Programm für Bayern, für Wahl-Bayern und für Wunschn-Bayern auf der ganzen Welt. Seit jeher ist es die Aufgabe der Redaktion BR Heimat-Studio Franken, fränkische Musik und Themen aus Nordbayern medial in den Sendungen des BR abzubilden. Mit der Gründung von BR Heimat am 2. Febru-

ar 2015 ist die Redaktion nun auch für die Blasmusik im gleichen Sendegebiet zuständig. Demnach dürfen sich sowohl alle Vertreter der traditionellen, böhmischen und symphonischen Blasmusik als auch alle Sänger und Musikanten, die sich im Spagat zwischen traditioneller Volksmusik bis hin zu Crossover, Tradimix oder Volxmusik mit X bewegen, an die Redaktion in Nürnberg wenden.

Wo würde die produzierte Musik denn ausgestrahlt werden?

Der BR unterscheidet derzeit zwischen den Wellen, die ausschließlich mittels DAB+ (Digital Audio Broadcasting) und denen, die auf DAB+ und auf UKW zu empfangen sind. Reine DAB+ Wellen sind: puls (Jugend), Bayern plus (Deutsche Schlager), B5 plus (Nachrichten) und BR Heimat. Alle anderen Wellen, wie z.B. Bayern 1, Bayern 2, Bayern 3, BR Klassik und B5 aktuell, lassen sich sowohl auf DAB+ als auch auf UKW empfangen. BR Heimat (24 Stunden Volks- und Blasmusik) kann über das digitale Antennenradio DAB+, über Kabel, Satellit sowie über das Internet empfangen werden. Autoradios lassen sich mithilfe eines Adapters preisgünstig umrüsten. In der gesamten ARD ist BR Heimat derzeit das erfolgreichste Digitalprogramm.

Wie geht das nun mit den Studioaufnahmen?

Das funktioniert ganz einfach: Am besten sendet man zunächst eine Demoaufnahme

mit Bild und Informationen zur entsprechenden Musikgruppe an die Redaktion BR Heimat-Studio Franken. In der Redaktion selbst arbeiten Fachleute für Volks- und Blasmusik, die das Material sichten, auswerten und entscheiden, ob der richtige Zeitpunkt für Studioaufnahmen gegeben ist. Schließlich landen die Aufnahmen am Ende ja im Archiv des BR und werden im besten Falle auf Jahre in den Volks- und Blasmusiksendungen eingesetzt. Folgende Voraussetzungen sind notwendig: Besetzungen sollten in sich stimmig und vollständig aufgestellt, die Musik von gutem Zusammenspiel, einer ausgewogenen Intonation, repertoireabhängiger Interpretation und hörbarer Dynamik gezeichnet sein. Im zweiten Schritt kann das tänzerische Element, der Ausdruck durch Text oder die Originalität mittels Dialekt oder Persönlichkeit der Interpreten überzeugen. Im Bereich der Blasmusik bewegen sich die meisten Kapellen und Orchester, die mit dem BR zusammenarbeiten, in der Oberstufe. Ist erst einmal der Kontakt hergestellt und die Qualifikation erfolgt, lässt sich das Repertoire schnell abstimmen. Die immer wieder mal im Raum stehende Aussage: „...der BR nimmt gerade bei Produktionen massiv Einfluss auf die Volksmusik!“, kann nicht bestätigt werden. Das BR-Aufnahme-Team ist stets bestrebt, die bestmögliche Qualität bei allen Produktionen zu erzielen. Vielen Sängern und Musikanten kommt gerade die fachliche Begleitung während der gesamten Aufnahmezeit sehr entgegen. Für viele ist diese intensive Vorbereitung auf eine Produktion mit dem BR auch eine positive Entwicklungsphase.

„Jede Aufnahme muss sendbar sein!“

Vor diesem Hintergrund wählt die Redaktion BR Heimat das Repertoire aus. Meist

die Musiktitel, die auf Anhieb am besten musiziert werden. Oft sind dies auch die Lieblingstitel der Sänger und Musikanten. Das Ziel der Redaktion liegt darin, die Interpreten so gut wie möglich auf die Studioarbeit vorzubereiten. Der Einfluss des BR liegt demnach ausschließlich in der qualitativen Betrachtung begründet. Zusammenspiel, Intonation, Phrasierung, musikspezifische Eigenheiten, Ausdruck, Gestaltung u.v.m. sind musikalische „Basics“ und gelten für alle Musikdarbietungen, selbstverständlich auch für die Volks- und Blasmusik. Einfluss nimmt der BR auch dann, wenn er Musikwünsche äußert: Beispielsweise dann, wenn eine Gruppe als einzige ein ganz spezielles Lied im Repertoire hat, welches oft von der Hörerschaft gewünscht wird. Oder wenn ein ganz markantes Heimatlied benötigt würde oder wenn einem Wunschtitel eine eigene und originelle Interpretation zu grunde liegt.

**Studioarbeit macht Spaß,
ist aber nicht immer lustig**

Wer schon einmal Studioaufnahmen gemacht hat, weiß um die Unterschiede zwischen Studioarbeit und einem Musikauftritt mit Publikum. Ein Tag im Tonstudio ist anstrengend, aber meistens eine ganz tolle Erfahrung für jeden einzelnen Musikanten, gerade dann, wenn man dies eher selten macht. Wissen sollte man jedoch, dass die Studios meist eine sehr sterile Atmosphäre vorweisen und die Motivation selbst erzeugt werden muss, weil ja das Publikum fehlt. Auch dann muss man motiviert bleiben, wenn so manche Stelle x-mal zu wiederholen ist, bis sie denn zufriedenstellend eingespielt oder gesungen wurde. Standard im Studio ist auch die oft unkonventionelle Aufstellung der Musi-

kanten bzw. die Aufnahmeart. So kann man durch Trennwände vom Nachbarn abgeschottet sein oder neben jemanden ganz anderen sitzen. Besonders ist es für viele unangenehm, dass alle Musiker in Aufnahmekabinen geschickt werden und nur mehr über Kopfhörer in Kontakt zu den Mitmusikern stehen. Immer mehr bewährt sich jedoch das Overdub-Aufnahmeverfahren, da am Ende deutlich bessere Ergebnisse erzielt werden.

Präsentation – aber in welchen Sendungen

Sind die Aufnahmen geglückt, geschnitten und gemischt, erfolgt die Archivierung und am Ende der Kette steht dann die Vorstellung in einer Sendung. Volksmusikaufnahmen, die im Studio Franken entstehen, werden in der Sendung Fränkisch vor 7 (täglich von 18.05 bis 19.00 Uhr) – manchmal sogar mit den Musikern als Studiogästen – präsentiert. Dies stellt für die meisten Musikerinnen und Musiker eine ebenso tolle und nicht alltägliche Erfahrung dar. Bei Blasmusikaufnahmen unterscheidet die Redaktion BR Heimat nochmals zwischen Unterhaltung und symphonischer Blasmusik. Dabei bietet sich der Treffpunkt Blasmusik (samstags, 12.05 bis 13.00 Uhr) an, um traditionelle und böhmische Blasmusik vorzustellen; symphonische Blasmusik findet ihren Platz im Blasmusik-Konzert (samstags, 17.05 bis 18.00 Uhr).

Bis vor wenigen Jahren hat die Redaktion BR Heimat-Studio Franken jährlich bis zu hundert Titel produziert. Diese Anzahl von studioproduzierten Volks- und Blasmusiktiteln lässt sich derzeit leider nicht mehr erreichen. Immer weniger Interpreten stellen sich diesen hohen Ansprüchen und damit natürlich auch der Erwartungshaltung der Hörerinnen und Hörer. *Leider* ist die perfekte Interpretation und Präsentation, auch von Volks- und Blasmusik, in unserer Gesellschaft inzwischen zum Standard geworden. Trotzdem freut sich der Bayerische Rundfunk stets über engagierte und motivierte Sänger und Musikanten, Kapellen und Orchester, die das Abenteuer einer Studioproduktion eingehen möchten.

Werner Aumüller wurde am 29. April 1967 in Schweinfurt geboren und studierte Musik an der Berufsfachschule für Musik in Bad Königshofen sowie am Hermann-Zilcher-Konservatorium und an der Hochschule für Musik in Würzburg (1987–1996). Seit 2001 leitet er als Musikredakteur die Redaktion BR Heimat im Studio Franken des Bayerischen Rundfunks in Nürnberg. Seine Anschrift lautet: Bayerischer Rundfunk (BR Heimat-Franken) Wallensteinstraße 117, 90431 Nürnberg, E-Mail: werner.aumueller@br.de.

Wolf-Dieter Raftopoulo: **Kulturführer Frankenhöhe. Dokumentation einer alten Kulturlandschaft.** Gerbrunn [Rmd-Verlag] 2014, ISBN 978-3-9815267-3-8, Paperback, 275 S., zahlr. Farabb., 25,90 Euro.

Die Frankenhöhe gehört nicht zu jenen Partien des Frankenlandes, die sofort genannt werden, wenn von den Schönheiten unserer Heimat die Rede ist – nimmt man die Stadt Rothenburg ob der Tauber aus, die eine Perle dieser Region ist. Dass aber die Frankenhöhe zu den besonders reizvollen Partien Frankens gehört, wird vielleicht auch dem Kenner Frankens erst in vollem Umfang bewusst, wenn er den „Kulturführer Frankenhöhe“ zur Hand nimmt, den der Mediengestalter und Verleger Wolf-Dieter Raftopoulo verfasst und veröffentlicht hat. Sonst nur in Überblickswerken über Franken berücksichtigt, wird die Frankenhöhe in diesem stattlichen, opulent mit Farabbildungen ausgestatteten Buch in wünschenswerter Ausführlichkeit vorgestellt, was einer Entdeckung gleichkommt.

Ein straffer Überblick über die Topographie und die Geomorphologie sowie die Geschichte und Kulturgeschichte der Frankenhöhe führt in das Buch ein. Es folgt die im Titel angekündigte „Dokumentation“, die aus alphabetisch angeordneten kulturhistorischen Ortsbeschreibungen besteht und insofern an das von Georg Dehio begründete und seit über einem Jahrhundert bewährte Kunstdenkmäler-Handbuch erinnert, freilich wesentlich eingehender die jeweilige Geschichte und die Sehenswürdigkeiten der einzelnen Orte der Frankenhöhe behandelt, als dies im ‚Dehio‘ möglich war und ist. Als solide Grundlage für den Kulturführer Wolf-Dieter Raftopoulos erweisen sich die Kunstdenkmäler-Inventare Bayerns, die sorg-

fältig ausgeschöpft wurden und deren für Fachleute bestimmten Inhalt der Verfasser einem größeren Leserkreis nahebringt, wobei er darüber hinaus ausführlich auf die Geschichte und Kulturgeschichte der einzelnen Orte eingeht.

Insgesamt finden sich in dem Buch Beschreibungen von rund 190 Orten, die zu etwa 40 Gemeinden bzw. Städten gehören, wobei das Ordnungsprinzip für die alphabetische Reihung der Ortschaften die Gemeinde- bzw. Stadtzugehörigkeit ist. Dementsprechend erwarten den Leser fast vierzig Würdigungen kulturgeschichtlich interessanter Gemeinden und Städte samt ihren jeweiligen Teilorten. Jede dieser Topographien beginnt mit der Angabe der Lage des jeweiligen Ortes auf einer übersichtlich gestalteten Karte des Kulturrandes am Ende des Buches (S. 242f.). Es folgen nützliche Hinweise für die Anreise und eine Zusammenstellung der zur Gemeinde bzw. zur Stadt gehörigen Teilorte. Die Beschreibungen der einzelnen Gemeinden und Städte beginnen in der Regel (Ausnahme: Adelshofen) mit einer recht ausführlichen Darstellung der Ortsgeschichte, wobei meist nur das Mittelalter und die frühe Neuzeit bis einschließlich der Barockepoche behandelt werden; nur ausnahmsweise wird auch auf das 19., aber überhaupt nicht auf das 20. Jahrhundert eingegangen. Dasselbe gilt für die im Anschluss an den geschichtlichen Überblick folgende Vorstellung der eine Besichtigung lohnenden Baudenkmäler in den einzelnen Orten (Ausnahme: Wildbad in Rothenburg und die Pfarrkirche in Oberdachstetten, die beide im 19. Jahrhundert erbaut wurden), wodurch sich eine gewisse Einschränkung des Informationsgehaltes des Buches für jene Leser ergibt, die sich auch für die Architektur des Historismus und der frühen Moderne (die inzwischen

ebenfalls schon Geschichte geworden ist) interessieren.

Drei Zimelien unter den Orten der Frankenhöhe werden besonders ausführlich vorgestellt: Ansbach, Feuchtwangen und Rothenburg ob der Tauber. Die bedeutenden Monuments dieser Städte sind auf der Grundlage einer sorgfältigen Auswertung der Literatur samt ihrer Ausstattung im Inneren, sofern diese öffentlich zugänglich ist, umfassend beschrieben. Für eine Neuauflage des Kulturführers sollte allerdings der Forschungsfortschritt der letzten Jahre berücksichtigt werden, wie beispielsweise die monumentale von Horst Rupp und Karl Borchardt herausgegebene und 2016 erschienene Geschichte der Stadt „Rothenburg ob der Tauber“ und die Monographie von Karl-Heinz Schneider über den „Renaissancekranz des Rothenburger Rathauses“ (erschienen 2012). Für die Fürstengruft in St. Gumbert zu Ansbach wäre die 2015 veröffentlichte Untersuchung von Jakob Käplinger über die „Särge der fränkischen Hohenzollern zu Ansbach und Bayreuth 1603–1791“ heranzuziehen.

Überraschend ist der von Wolf-Dieter Raftopoulo ausgebreitete Reichtum an interessanten Kulturdenkmälern außerhalb der genannten Zentren; als beliebige Beispiele seien nur genannt: die Kirchenburg in Burgbernheim mit ihrem prachtvollen romanischen Portal und viele andere romanische Kirchen, die Burgen von Colmberg, Leonrod und Virnsberg sowie die Schlösser von Gebtsattel, Leutershausen, Neuhof an der Zenn, Obernzenn (Blaues und Rotes Schloss), Unternzenn, Schillingsfürst und Walkershofen. Weitere Beispiele ließen sich unschwer nennen. Erfreulich ist auch die Würdigung vieler gotischer Kirchenausstattungen, die zudem durch gute Farabbildungen dokumentiert sind. Dagegen werden barocke Raumausstattun-

gen vergleichsweise stiefmütterlich behandelt; so ist beispielsweise von der herausragenden Innenausstattung der Ansbacher Residenz keine einzige Abbildung in dem Buch zu finden. Über die bedeutenden Monuments hinaus werden dankenswerterweise auch viele bescheidenere Kulturdenkmäler vorgestellt, wie zum Beispiel die eine oder andere Mühle, Torhäuser und herausragende Bürgerhäuser.

Sehr nützlich sind die wohltuend übersichtlich gestalteten Karten, welche eine rasche Orientierung in den größeren Orten, wie Ansbach und Rothenburg erlauben. Allerdings spart der Kulturführer allzu sehr mit Gebäudegrundrissen, insbesondere im Falle von Schlössern und Burgen: Die Gestalt der Ansbacher Residenz oder der Schlossanlage in Walkershofen – um nur diese zwei Beispiele zu nennen – kann ein uneingeweihter Leser erst dann, wenigstens annäherungsweise, ermessen, wenn er den Grundriss kennt. Lobend hervorzuheben sind dagegen die am Ende des Buches zu findenden sehr nützlichen Erläuterungen zu bestimmten Gruppen von Denkmälern sowie zu herausragenden geschichtlichen Ereignissen, die für die Region Frankenhöhe im Laufe ihrer Geschichte prägend waren. Ein bibliographischer Nachweis der aus anderen Druckwerken entnommenen Graphiken und ein Literaturverzeichnis sowie ein topographisches Register, ein Sachindex und ein Verzeichnis der Künstler schließen das Buch ab.

In seiner Einleitung weist Wolf-Dieter Raftopoulo darauf hin, dass der Kulturführer „Frankenhöhe“ Teil einer vorgeesehenen Reihe gleichartiger Bücher sei. Ein Buch über den „Steigerwald“ ist ihm bereits vorausgegangen, und es bleibt zu hoffen, dass ihm weitere Kulturführer folgen werden, die dem Liebhaber der Kulturschätze Frankens die Wege weisen.

Stefan Kummer